This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Die Staats-Umwälzungen der Jahre 1847 und 1848,

romantiſch dargeſtellt

von

Adolph Carl.
(Adolph Streckfuß.)

Dritte Auflage.

Berlin 1849.
Verlag von Albert Sacco, Georgenſtraße Nr. 25.
Druck von C. Lindow in Berlin, Neue Schönhauſer Straße 12.

Erſte Abtheilung.

Die Ereigniſſe bis zur Februarrevolution in Paris.

Erſter Theil.

Italien.

Erſtes Kapitel.

Einleitung.

Der Sturz Napoleons führte in Italien faſt überall diejenigen Verhältniſſe zurück, welche vor der großen franzöſiſchen Revolution in der Appenniniſchen Halbinſel beſtanden hatten; nur die Macht Oeſtreichs und des Savoyiſchen Hauſes wurde bedeutend vermehrt.

Aber ſchon in jener Zeit wurde der Grund gelegt zu den Aufſtänden und Revolutionen unſerer Tage. Geheime Verbindungen, mit den verſchiedenartigſten Tendenzen, verbreiteten ſich über ganz Italien. In Oberitalien waren es die Freimaurer, im Süden die Carbonari, die beſonders vom Jahre 1816 an ſich ordnungsmäßig gliederten, und überall den Samen des Mißvergnügens ausſtreuten.

Es ſah auch in der That traurig genug um Italien aus. Faſt in allen Staaten herrſchte gleiche Bedrückung der Völker gleicher Abſolutismus der Fürſten. Die Blutſtröme, welche die Italiener unter den franzöſiſchen Fahnen für die Freiheit vergoſſen hatten, waren nutzlos vergeudet worden. Da war es denn wohl kein Wunder, daß in ganz Italien die Unzufriedenheit wuchs von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde, und daß die geheimen Geſellſchaften, welche das Volk gegen die Regierungen aufreizten, überall zahlreiche Anhänger fanden. Es bedurfte nur eines Funkens, um die leicht entzündlichen Maſſen mit hellen Flammen auflodern zu laſſen. Dieſer Funke ſollte nicht lange auf ſich warten laſſen.

In der Neujahrsnacht 1820 hatte die ſpaniſche Revolution zu Cadix begonnen. Die Conſtitution der Cortes von 1820 war im ganzen Lande ausgerufen und vom König öffentlich beſchworen worden.

Eine ſolche glücklich vollendete Revolution mußte die in Italien unter der Aſche glimmenden Kohlen aufs Neue anſchüren. Die geheimen Geſellſchaften entfalteten ihre ganze Kraft und Thätigkeit. Faſt nächtlich ſah man in Neapel vermummte Männer, welche in Mäntel von eigenthümlicher Form gehüllt waren, durch die Straßen ſchleichen, und hier und dort ſich zu geheimen Zuſammenkünften verſammeln. Vergebens bemühten ſich die Behörden, die Verſchworenen zu entdecken und zu vernichten, denn wenn auch Einzelne gefänglich eingezogen werden konnten, ſo hatte dies keine Bedeutung, da täglich die Macht der geheimen Geſellſchaft mehr wuchs und im Volke größeren Anklang fand.

Am zweiten Juli 1820 endlich brach in Nola der lang-

vorbereitete Aufſtand aus, der ſich bald über ganz Neapel verbreitete. Piemont war ebenfalls aufgeſtanden.

Was aber waren die Folgen dieſer Revolution?

Wenn es auch anfangs ſchien, als ſollten ſie ſegensreich ſein, denn am 13. Juli leiſteten König und Kronprinz von Neapel den Eid auf die ſpaniſche Conſtitution, ſo verblich dieſer Schein doch bald. Oeſterreich kam den italieniſchen Staaten zu Hülfe. Ein Aufſtand im Kirchenſtaate, in der Romagna, wurde unterdrückt, ebenſo eine weitverzweigte Verſchwörung des Adels in der Lombardei. Zahlreiche Verhaftungen und Verbannungen, ſelbſt Hinrichtungen, eine völlige Zerrüttung der bis dahin blühenden Finanzen, ein Sinken des Kredits, verſchärfte Polizei- und Cenſurmaaßregeln, das waren die einzigen Folgen der Revolution von 1820, welche ſich noch bis in die neueſte Zeit fühlbar gemacht und den Grund zu den Umwälzungen gelegt haben, welche die letzten Jahre mit ſich geführt haben.

Die Carbonariſtiſchen und andere geheimen Verbindungen wurden mit furchtbarer Stimme unterdrückt, aber nicht vernichtet. Als im Jahre 1830 in Frankreich die Julirevolution ausbrach, tauchten ſie von Neuem auf, und ſuchten die italieniſchen Völker zum Aufſtand zu erregen; aber an den meiſten Orten ohne bedeutenden Erfolg. Allerdings brach in Modena eine Revolution aus, welche Bologna, die Romagna und Parma ergriff, aber bald unterdrückt wurde. In der Lombardei, Toscana und Neapel blieb Alles ruhig.

Die Carbonaria hatte ſich überlebt; aber aus derſelben erwuchs in jener Zeit eine neue, kräftigere Verbindung, die Giovine Italia, welche Giuſeppe Mazzini in Marſeille ſtiftete. Man hat der Giovine Italia manche, und auch gerechte

Vorwürfe gemacht. Die enthuſiaſtiſchen, exaltirten Freiheitsideen, welche ſich durch Zeitſchriften, Emiſſäre und Pamphlete über ganz Italien verbreiteten, waren wenig geeignet, den ruhigen und beſonnenen Bürger für die jungen Feuerköpfe einzunehmen; aber welche Vorwürfe dieſe auch verdienen mögen, einen rückſichtsloſen Muth, eine glühende, das eigene Selbſt verläugnende Vaterlandsliebe müſſen wir ihnen zugeſtehen. Die Giovane Italia hat dies durch unzählige Beiſpiele bewieſen. Viele ihrer Mitglieder erlitten freudig den Tod, um ihrem Vaterlande zu dienen. So die Brüder Bandiera, welche im Jahre 1844 von Corfu aus mit neunzehn Mann in Calabrien landeten, um das Land in Aufſtand zu bringen, aber ihre Kühnheit mit dem Tode büßen mußten, denn durch eine ſchändliche Verletzung des Briefgeheimniſſes hatte die Regierung von dem bevorſtehenden Aufſtande Kenntniß gewonnen, und konnte daher leicht die Landenden umringen und entwaffnen laſſen. Am 25. Julius ſtarben die Brüder Bandiera zu Coſenza auf dem Blutgerüſt. Ihr letzter Athemzug war der begeiſterte und begeiſternde Ruf: „Es lebe Italien!“

Der Tod der beiden Brüder, der abſchrecken ſollte von hochverrätheriſchen Unternehmungen, hatte der grauſamen Regierung nur neue Feinde erweckt, und noch jetzt gedenkt man dankbar der beiden Märtyrer für die Freiheit. Mazzini wohnte zu jener Zeit in London, eifrig beſchäftigt, von dort aus, durch Wort und That gegen die Unterdrücker der Freiheit ſeines Vaterlandes neue Kämpfer zu bewaffnen. Vielfach gelang ihm dies. Kleine Aufſtände, Revolten, brachen hier und da faſt in ganz Italien zu verſchiedenen Zeiten aus; beſonders waren die Gebirge und die Romagna häufig der Heerd der

Unzufriedenheit und des Aufstandes. Aber all diese kleinen Zwischenfälle hatten keinen andern Erfolg, als unnützes Blutvergießen, als die grausame Hinrichtung der Rädelsführer! Unserer Zeit erst blieb es vorbehalten, die Freiheit für Italien wie für ganz Europa zu erringen; und ewig denkwürdig werden daher in der Weltgeschichte die Freiheitsjahre 1847 und 1848 sein.

Zweites Kapitel.

Rom.

1.

Es war am ersten Juni des Jahres 1846 und ein herrlicher italienischer Morgen, als sich ungeheure Menschenmassen vor dem Vatican versammelt hatten. Da sah man die Römer aller Stände, den Bettelmönch neben dem Blumenmädchen, den bärtigen deutschen Künstler neben dem in zerrissene Lumpen gekleideten Trasteveriner und dem von der Sonne verbrannten Campagnolen; selbst die elegant, nach der neuesten französischen Mode gekleideten Adligen standen unter dem neugierigen Volke.

Es hatte sich in Rom das Gerücht verbreitet, daß Pabst Gregor XVI. bedeutend erkrankt sei, Andere sagten sogar, der heilige Vater sei bereits verschieden, aber der Carmerlengo des heiligen Stuhles, Kardinal Riario-Sforza, wolle, wohl aus Furcht vor etwa zu erwartenden Unruhen, dem Volke die Nachricht noch vorenthalten, bis die geeigneten Sicherheitsmaßregeln für die Ruhe Roms getroffen seien.

Seit einigen Tagen, das war allgemein bekannt, litt der heilige Vater an einer schmerzlichen Fußrose; aber die Aerzte

waren wegen des leichten Uebels unbesorgt gewesen, bis sich Fiebersymptome gezeigt hatten, welche allerdings bei dem 82jährigen Greise bedenklich erscheinen mußten, denn die römischen Frühlingsfieber sind selbst dem Jünglinge gefahrbringend.

Es war neun Uhr Morgens, nach unserer Zeitrechnung, als sich unter den Versammelten immer lauter das Gerücht aussprach, der Pabst sei so eben verschieden. Aber dieses Gerücht, welches das Volk mit Schmerz hätte erfüllen sollen, brachte kaum einen andern Eindruck, als den neugieriger Erwartung hervor. Nach einer 15jährigen Regierung hatte Pabst Gregor XVI., trotz seines sanften und gutmüthigen Charakters, sich so wenig die Liebe seines Volkes zu erwerben gewußt, daß sein Tod fast nur von Denen betrauert wurde, welche durch denselben aus erschlichenen oder durch persönliche Gnadenbezeugung des Pabstes erhaltenen Aemtern entfernt zu werden fürchteten.

Immer unruhiger wurde die Menge, und besonders, als man gegen zehn Uhr den Kardinal Carmerlengo Riario-Sforza mit besorgter Miene nach dem Vatican eilen sah, begleitet durch den Gouverneur Marini und den päbstlichen Notar Appoloni.

„Der Pabst ist todt! — Der Carmerlengo will die Todtenschau vornehmen," — so tönte es durch die Menge, und mit gespannter Erwartung harrte man auf die offizielle Nachricht.

Und so war es denn in der That. Vor einer Stunde etwa war Pabst Gregor XVI. im Vatican sanft verschieden. Der Bischof von Sabina, Kardinal Lambruschini und der Kardinal-Vicar Patrizi hatten an dem Sterbebette des heiligen Vaters gestanden, und der General-Vicar ihm die letzte Oelung ertheilt. Man hatte dem Kardinal Carmerlengo sogleich die

Nachricht von dem Tode des Kirchenfürſten überſendet, und dieſer kam jetzt in der That, um die Recognition des Leichnams vorzunehmen. Auf den Knieen fertigte der Notar Appoloni den gerichtlichen Todtenakt aus. Der Camerlengo übernahm den Fiſcherring und das Siegel der päbſtlichen Bullen, vereidigte die Hofbeamten und Schweizergarden, und kehrte dann in ſeinen Palaſt zurück, unterwegs vom Militair mit allen den Ehrenbezeugungen begrüßt, welche dem Regenten gebühren, denn als ſolchen mußte man den Camerlenge betrachten, ſo lange, bis ein neuer Pabſt erwählt war.

Mit der höchſten Neugierde ſchaute das Volk dem Kardinal Riario-Sforza nach, der von der Schweizerleibwache, in ihrer ganzen Stärke begleitet, ſich vom Vatican nach dem Palazzo Gabrieli begab. Jetzt wußte man es ſicher, daß der heilige Vater wirklich verſchieden ſei; aber die officielle Gewißheit erhielt man erſt, als gegen Abend kurz vor Sonnenuntergang die große Glocke vom Thurm des Kapitols das Trauergeläut begann, und alsdann ſämmtliche Glocken aller Kirchen Roms in daſſelbe einſtimmten.

Die vor dem Vatican, in allen Straßen und auf dem Platze des St. Peter verſammelte Volksmenge gab ein merkwürdiges Schauſpiel ab. Während wenige Schritte von ihr die Leiche des Vaters der Chriſtenheit lag, ſah man hier die Kartenſpieler ungeſtört ihren nichtigen Zeitvertreib fortſetzen, hörte man dort das wilde Geſchrei der Traſtiveriner, welche ſo eifrig im Moraſpiel fortfuhren, und ſich dabei ſtritten und zankten, als wäre nichts vorgekommen. Auch glänzende Equipagen, mit geputzten Damen und Herren, fuhren, wie alle Tage, durch die Straßen.

Das war die Trauer um Gregor XVI. nach einer 15jäh-

rigen Regierung! Unter der auf dem St. Peterplatz nach Sonnenuntergang verſammelten Menge bemerkte man auch einen jungen Mann, der, ſorgfältig in einen zerriſſenen Mantel gehüllt, bemüht war, ſein Geſicht zu verbergen, indem er den ſpitzen Hut tief in die Stirn zog, und den Mantel ſo weit als möglich über das Kinn fortſchlug.

Der junge Mann wäre vielleicht unbeachtet geblieben, denn man ſah viele ähnliche Geſtalten zwiſchen dem Volke hin- und hergehen, wenn nicht ein junger Bürger oft und forſchend ſich bemüht hätte, ihm unter den Hut und ins Geſicht zu ſchauen. Endlich ſchien der Bürger ſeiner Sache ſicher zu ſein.

„Biſt Du es, Giuſeppe?“ fragte er mit leiſer, vorſichtiger Stimme, indem er ſeinen Mund möglichſt dem Ohre des Gefragten näherte. „Ja, ja,“ erwiederte dieſer, „aber ſtill, Aleſſandro, man darf mich nicht erkennen!“

„Ich glaub' es wohl,“ fuhr Aleſſandro fort. „Komm fort hier aus dem Menſchengewühl, wir wiſſen, daß der Pabſt todt iſt, was wollen wir alſo noch weiter hier. Komm, laß uns nach einer der weniger belebten Straßen gehen, ich habe viel mit Dir zu ſprechen.“ Giuſeppe willigte ein und Beide drängten ſich durch die Menge. Nach kurzer Zeit ſchon hatten ſie eine jener abgelegenen Straßen erreicht, welche zu dieſer Zeit ganz todt und menſchenleer waren.

Der Weg war unter tiefem Schweigen zurückgelegt worden, und jetzt begann Aleſſandro wieder: „Du hier, in Rom, Giuſeppe? ich hatte Dich hier am wenigſten erwartet; weshalb biſt Du nicht in Ancona?“

„Haſt Du nichts von dem Oberſten Alegrini gehört?“

„Man ſagt hier, er wäre ermordet worden.“

„Das iſt leider nicht der Fall. Der Menſch muß ein verzaubertes Leben haben. Wir erwarteten ihn in der Nacht vom 20. März, denn er iſt einer der gefährlichſten Feinde der Giovane Italia. Wir waren unſerer Fünf, wohl vermummt und mit guten Dolchen bewaffnet. Ich ſelbſt habe ihm zwei tüchtige Stiche gegeben, und ſo ſehr er ſich auch wehrte, wurde er doch von vier trefflichen Dolchſtößen tödlich verwundet und zu Boden geſtreckt; jetzt aber höre ich, daß er mit dem Leben davon kommen ſoll."

„Ihr ſeid ungeſchickt geweſen!" ſagte Aleſſandro verächtlich.

„Ungeſchickt? Corpo di bacco! Wir ungeſchickt? Du ſollteſt uns beſſer kennen!"

„Ich weiß, daß Du Deinen Dolch ganz trefflich zu handhaben weißt," entgegnete Aleſſandro begütigend, „aber laß uns von etwas Anderem ſprechen, was ſoll uns der Streit? Haſt Du keine Nachricht von Mazzini?

„Er ſitzt, wie immer, in London und ſchreibt von dort aus."

„Gar nichts Näheres? Haben wir keine Ausſicht, daß in der Romagna der Aufſtand losbrechen werde?"

„Der Zündſtoff liegt bereit, es bedarf nur des Funkens, der hineinfällt, und ich hoffe, dies ſoll bald geſchehen. Der ſpaniſche General Prim hat ſich mit der Giovane Italia verbunden. Er hat in Maſreille mit unſern Freunden geſprochen, und iſt dann nach London zu Mazzini gereiſt, um mit dieſem das Weitere zu verabreden. Täglich erwarte ich hier Nachricht (und deshalb bin ich in Rom), daß Prim von Malta, oder von den joniſchen Inſeln aus in die Romagna einfallen werde. Haltet Ihr hier Eure Waffen nur bereit,

ſchleift Eure Dolche, ladet Eure Gewehre, damit wir an einem Tage einmüthig handeln können, keine Zeit iſt dazu geeigneter, als die der Sede vacante*), denn eine Pabſtwahl könnte möglicher Weiſe beruhigend auf die Gemüther des Volkes einwirken."

„Wer meinſt Du, daß gewählt wird?"

„Wer kann das jetzt ſchon ahnen; aber gleichviel, laß uns handeln! Ich komme morgen zu Dir, um das Weitere zu beſprechen. Jetzt habe ich noch andere wichtige Geſchäfte."

3.

Der gütige Leſer hat aus dem vorſtehenden Geſpräch erſehen, daß die Giovane Italia ihre Hoffnungen für die Befreiung Italiens noch keineswegs aufgegeben hatte. Wenn auch zahlreiche Verhaftungen und Hinrichtungen die Zahl ihrer Mitglieder täglich verminderte, ſo wurden doch fortwährend wieder neue Mitglieder gewonnen. Junge Handwerker, Studenten, Advokaten, Aerzte, kurz Jünglinge aller Stände ſchloſſen ſich der Verſchwörung an. Zahlreiche Broſchüren wurden im Volke durch Emiſſäre verbreitet, welche als Handelscommis in ganz Italien umherreiſten, und überall Unzufriedenheit mit allen beſtehenden Einrichtungen nährten, um einen neuen Aufſtandsverſuch vorzubereiten. Aber dies war leider nicht die einzige Art, auf welche die Giovane Italia handelte. Sie nahm auch zu andern, weniger edeln Mitteln ihre Zuflucht. Täglich kamen aus den Legationen, beſonders aus der fortwährend gährenden Romagna, Berichte über

*) Sede vacante, die Zeit von dem Tode des einen Pabſtes bis zur Wahl des andern, während welcher der Kardinal Carmerlengo interimiſtiſch regiert.

schreckliche Mordthaten nach Rom, so hatte man denn z. B. in den letzten Tagen die Nachricht aus Ancona erhalten, daß der Oberst Allegrini in einer Nacht von fünf vermummten Männern angefallen und tödtlich verwundet worden sei. Die nähern Umstände dieser That kennt der Leser bereits.

Auch in Rom selbst hatte man in neuerer Zeit an manchem Morgen die Leichen von Männern gefunden, welche sich durch ihre Handlungsweise der Freiheits- und Fortschrittspartei verhaßt gemacht hatten. Fünf bis sechs tödtliche Dolchstiche bewiesen, daß diese Unglücklichen die Opfer der keine Mittel scheuenden Giovane Italia geworden waren.

3.

Wir übergehen die folgende Zeit mit wenigen Worten. Am zweiten Juni wurde die Leiche des Pabstes, welche vorher einbalsamirt worden war, nach der Sixtinischen Capelle gebracht. Tausende von Menschen strömten dahin, um den heiligen Vater noch einmal zu sehen, der dort auf einem Paradebett ausgestellt war.

Es machte einen wunderbaren Eindruck, diese Leiche zu sehen, in jener Kapelle, deren einziger Zierrath vier riesige, fortwährend brennende Wachskerzen waren. Dieser Eindruck wurde noch erhöht durch das leise Gemurmel der Pönitentiarier, welche stets betend die Leiche umgaben, durch den Anblick der Nobelgarde, welche mit den in Trauerflor gehüllten Waffen regungslos, wie Marmorstatuen, das Paradebett umstanden, die einzige Wache der irdischen Ueberreste des heiligen Vaters.

In der Sixtinischen Kapelle blieb die Leiche bis zum

4. Juni, und wurde dann nach der Sacramentskapelle gebracht und dort aufgestellt.

Die Zwischenzeit vom Tode Gregors XVI. bis zur Wahl eines neuen Pabstes verging wider Erwarten ruhig. Mochten die Verschworenen in ihren Plänen gestört sein, oder mochte ihnen durch die Verstärkung der Militärmacht, welche man nach der Romagna schickte, imponirt werden, kurz sie ließen kaum etwas von sich hören. Und wenn auch das Volk von Rom durch Erwartung und die Neugierde aufgeregt war, wenn auch einzelne Haufen die Straßen durchzogen, um ihre Sympathien und Wünsche für einen oder den andern der Kardinäle laut werden zu lassen, so waren dies doch nur unbedeutende Zwischenfälle. Im Ganzen blieb Alles ruhig. Selbst die Giovane Italia regte sich nicht. Am 14. Juni endlich traten die Kardinäle zu der Wahloperative zusammen. Sie zogen ins Conclave. Wieder befürchtete man Ruhestörungen bei diesem Aufzuge, eine Befürchtung, welche aber gänzlich grundlos war, denn ein gerade eintretender leichter Gewitterregen beschleunigte die Schritte der Kardinäle bei der Prozession, und vertrieb die meisten der zahlreich versammelten Zuschauer. So blieb den hierbei Alles ruhig.

Zwei Tage vergingen den Römern in der gespanntesten Erwartung. Auf allen öffentlichen Plätzen war das Volk in ungeheuren Massen versammelt und stritt sich darüber, welcher von den Kardinälen wohl die meiste Warscheinlichkeit habe, gewählt zu werden. So streng das Conclave auch geschlossen ward, so hatten sich doch einzelne Gerüchte aus demselben unter dem Volke verbreitet, und man hatte erfahren, daß der Kardinal Lambruschine, der Staatssecretair des verstorbenen

Pabſtes, ein ſtrenger, der conſervativen Partei angehöriger Mann, die meiſte Ausſicht habe, gewählt zu werden.

Das hatte theils Schrecken, theils Freude unter den Römern verbreitet, je nach den Parteien, welchen dieſelben angehörten; aber der Schrecken war allgemeiner, denn die groſſe Maſſe des Volkes war faſt durchgängig für zeitgemäße Reform.

Endlich, am Morgen des 17., zeigten 100 ſich ſehr ſchnell folgende Kanonenſchläge dem römiſchen Volke die glücklich vollendete Pabſtwahl an. Alles ſtrömte nach dem Conclave, um zu erfahren, welcher von den Kardinälen zum Fürſten der Kirche erwählt ſei; ſchon hatte ſich die Nachricht mit Blitzesſchnelle verbreitet, daß der Kardinal Maſtai-Ferretti, ein freiſinniger, allgemein beliebter Mann, der Gewählte ſei.

Auf der Piazza vor dem Quirinal drängten ſich Tauſende mit lautem Jubelrufe. Da trat der Kardinal Camerlengo Riario-Sforza hervor, und verkündete von der Loggia des apoſtoliſchen Palaſtes mit erhobener Stimme folgende Worte in lateiniſcher Sprache, indem er dem fortwährend jubelnden Volke durch ein Zeichen der Hand Schweigen gebot: Annuncio vobis gaudium magnum: Papam habemus Eminentissimum ac Reverendissimum Dominum Mastaium-Ferrettium, qui sibi imposuit nomen Pii Noni. (Ich bringe Euch die Freudenbotſchaft, daß wir zum Pabſt den ausgezeichneten und hochverehrungswürdigen Herrn Maſtai-Ferretti erwählt haben, der ſich den Namen Pius IX. beigelegt hat.

Gleich darauf erſchien unter dem unendlichſten Jubel des Volkes an derſelben Stelle Pius IX. von zwei Kardinälen geführt, und ertheilte unter einem Strome von Thränen zum

erſten Male den Römern ſeinen Segen, die ihn mit den leidenſchaftlichſten Evviva's begrüßten.

Rom glich von dieſem Augenblicke an einem einzigen feſtlich geſchmückten Hauſe und bot beſonders am Abend einen wahrhaft zauberiſchen Anblick dar. Auf allen Straßen brannten Freudenfeuer, alle Paläſte und die meiſten Privathäuſer waren reich und geſchmackvoll erleuchtet, Blumenguirlanden ſchmückten die Thorwege, und überall hörte man lauten Jubelruf, denn Pius IX. war gerade der Mann, von dem man allein eine ſegensreiche Förderung der Volkswünſche hoffen konnte.

4.

Der Pabſt Pius IX., der nach einem ſo kurzen *) Conclave gewählt worden war, ſtammte aus einer uralten Familie. Er war der Sohn des Grafen Maſtai von Sinigaglia und am 13. März 1792 zu Sinigaglia geboren; alſo erſt 54 Jahre alt, als er zum Pabſt erwählt wurde.

Er hatte früher nicht die Abſicht gehabt, ſich dem geiſtlichen Stande zu widmen, ſondern Philoſophie und Rechtsgelehrſamkeit zu Volterra ſtudirt; dann entſchloß er ſich, Soldat zu werden, und wendete ſich nach Rom, um hier in die adlige Leibgarde des Pabſtes Pius VII. aufgenommen zu werden; aber ſein Wunſch konnte nicht erfüllt werden, denn der junge Mann litt an einer ſchrecklichen Krankheit: er war epileptiſchen Zufällen unterworfen, und mußte deshalb ſeinem Wunſche entſagen.

---

*) Ein Conclave von zwei Tagen iſt bei der Pabſtwahl etwas überaus Seltenes. Nur die Wahlen Gregors XIII., Gregors XV. und Julius II. haben noch kürzere Zeit gedauert.

Graf Maſtai Ferretti faßte nun den Entſchluß, ſich dem geiſtlichen Stande zu widmen. Mit dem höchſten Eifer ſtudirte er Theologie, aber als er geweiht werden ſollte, zeigte ſich die nämliche ſchreckliche Krankheit wieder, und er wurde daher dem Geſetze gemäß zurückgewieſen.

Er wallfahrtete deshalb nach Loretto, zu dem Prieſter Strambi, der in dem Geruche der Heiligkeit ſtand, und dieſer legte ihm mit den Worten: „Dein Uebel wird Dich nicht mehr plagen!“ die Hand ſegnend aufs Haupt.

Wie ſo oft bei dieſer furchtbaren Krankheit, half auch hier der Glaube. Der Graf wurde nie mehr von der Epilepſie heimgeſucht, und konnte ſich nun dem Prieſterſtande widmen. Unter dem Pabſte Leo XII. begleitete er den Kardinal Muzi als Miſſionair nach Chili, und zeigte bei dieſer Gelegenheit eine außerordentliche Feſtigkeit und Energie, welche ihm ſchon damals einen großen Ruf verſchaffte.

Nach Rom zurückgekehrt, widmete er ſich gänzlich dem Dienſt der Armen, wobei er ſich durch eine hohe Menſchenfreundlichkeit auszeichnete, indem er das große Hoſpital zum heiligen Geiſte beaufſichtigte. Im Jahre 1827 erhob ihn Leo XII. zum Erzbiſchof von Spoleto, 1832 Gregor XVI. zum Biſchof von Imola, und 1840 zum Kardinal di San Pietro e Marcellino, bei welcher Ernennung er ſich wie immer durch eine außerordentliche Demuth und Beſcheidenheit auszeichnete.

Der Leſer wird es uns verzeihen, wenn wir uns bei der Perſönlichkeit Pius IX. etwas länger aufhalten, wenn wir ihm einige Züge aus dem Leben des Pabſtes erzählen, denn nur aus ſolchen kann man den Charakter eines Mannes erkennen. Wir halten uns zu ſolchen Schilderungen um ſo mehr verpflichtet, als eigentlich Pius es iſt, dem wir alle

die Freiheitsbewegungen verdanken, welche die Jetztzeit durchglühen; denn er ist es, welcher in Italien zuerst die unter der Asche glimmenden Funken zur hellen Freiheitsflamme angefacht hat, er ist es, der alle Fürsten Italiens mit sich in den reißenden Strom der Reformbewegungen hingerissen hat.

Auch die französische Revolution findet ihre erste Hauptursache in Italien. Das Ministerium Guizot ist hauptsächlich deshalb gefallen, weil es sich der italienischen Fortschrittspartei, deren Haupt Pius IX. ist, hemmend in den Weg stellen wollte, und weil es dadurch gezeigt hat, daß die französische Regierung nicht mit den Ideen des Volkes zu sympathisiren vermochte. Ihr Sturz ist daher ganz eigentlich, wenn auch nicht direkt, das Werk Pius IX., und wir halten uns deshalb verpflichtet, bei diesem etwas länger zu verweilen und dem gütigen Leser einige interessante Züge aus dem Leben dieses ausgezeichneten Mannes zu erzählen.

Am hervorragendsten ist wohl folgender Beweis seiner milden Gesinnung: Während Pius noch Erzbischof von Spoleto war, brach daselbst eine jener so häufigen revolutionären Bewegungen aus, gegen welche man sofort mit der furchtbaren Strenge einschritt, welche der Kardinal Staatssecretair Lambruschini sich zur Pflicht gemacht hatte.

Die Häupter wurden verhaftet, und bei einem derselben fand man nach eifriger Nachforschung ein versiegeltes Packet, nach dem Geständniß der Verschworenen selbst eine Liste, auf welcher alle Theilnehmer der Verschwörung verzeichnet waren.

Die Polizisten jubelten. Sie benachrichtigten den Erzbischof von dem glücklichen Funde, den sie sofort nach Rom schicken wollten. Unzählige Verhaftungen und Todesurtheile wären nach den Staatsmaximen, welche man damals unnach-

sichtlich befolgte, das Resultat jener unglücklichen Maßregel gewesen. Der Erzbischof wußte dies, und es schmerzte ihn tief; mit rücksichtsloser Kühnheit faßte er einen schnellen Entschluß. Er bat den Polizei-Commissair um die Uebergabe der Liste, welche er eben einsehen wollte; kaum aber hatte er sie erhalten, als er sie, ohne sich zu besinnen, ins Feuer warf, und verbrennen ließ.

Starren Auges, bleich vor Schrecken, stand der Polizist vor dem kühnen Erzbischof, denn er mußte fürchten, daß schreckliche Folgen aus dessen Handlungsweise entspringen möchten. Aber der Erzbischof beruhigte ihn mit folgenden Worten: „Fürchten Sie nichts, ich nehme Alles auf mich. Sie haben Ihre Pflicht als Polizei-Beamter erfüllt, ich die meinige als Erzbischof. Sind nicht schon genug Personen verwickelt und genug Familien in Trauer?"

Wenn uns dieser Zug den Muth und die Energie des jetzigen Pabstes beweist, wo es galt, Blutvergießen zu verhindern, so zeigt uns ein anderer, der bei seiner Wahl vorkam, seine außerordentliche Bescheidenheit.

Die Pabstwahl geschah durch das sogenannte Scrutinium, das heißt durch Stimmzettel. 34 Stimmen war die zur Wahl nöthige Zahl.

Zwei Scrutinien waren erfolglos gewesen, weil kein Name die nöthige Stimmenzahl hatte. Der Kardinal Mastai Ferretti bekam bei dem dritten Scrutinium das Amt, mit zwei andern Kardinälen die Stimmzettel zu prüfen. Ein Votum nach dem andern enthielt seinen Namen, ein heftiges Zittern ergriff ihn, und als das 34ste Votum in seine Hand kam, fiel er ohnmächtig zu Boden.

Man hob ihn auf und brachte ihn an seinen Platz, wo

er ſich endlich wieder erholte, aber ſich entſchieden weigerte, die auf ihn gefallene Wahl anzunehmen, da er ſich des hohen Amtes durchaus nicht würdig fühle.

Erſt nach langem einſtimmigen Zureden aller Kardinäle willigte er ein, und rief endlich thränenden Auges, mit vor Bewegung zitternder Stimme die folgenden Worte: Ecce indignus servus tuus, fiat voluntas tua (hier bin ich, Dein unwürdiger Knecht, Dein Wille geſchehe!). Es iſt übrigens zu bemerken, daß die Scrutatoren außer den 34 Stimmzetteln noch drei andere Vota für den Kardinal Maſtai Ferretti in dem Kelche gefunden haben, ſo daß Pius IX. alſo mit 37 Stimmen von 50 zum Pabſte erwählt worden iſt.

Endlich, als letztes Beiſpiel einer großen Demuth des Pabſtes, führen wir hier noch den Brief an, welchen derſelbe unmittelbar nach ſeiner Wahl an ſeine drei Brüder zu Sinigaglia geſchrieben hat. Er lautet folgendermaßen:

„Es hat Gott, der erhöhet und erniedriget, gefallen, „mich aus meiner Unbedeutenheit zu der höchſten Würde „auf Erden zu erhöhen. Sein Wille geſchehe! Ich fühle „die ganze Größe dieſer Bürde und die ganze Schwäche „meiner Kräfte. Laſſet Gebete verrichten und auch Ihr „bittet für mich. Das Conclave hat 48 Stunden gedauert. „Wenn die Stadt (Sinigaglia) irgend eine öffentliche Kund„gebung bei dieſer Veranlaſſung veranſtalten wollte, ſo bitte „ich Euch, denn ich wünſche es, zu ſorgen, daß die ganze „für dieſen Zweck beſtimmte Summe zu Gegenſtänden ver„wendet werde, welche durch den Gonfaloniere (Bürger„meiſter) und die Anziani (Stadtälteſten) als nützlich für „die Stadt werden erachtet werden. Was Euch ſelbſt be„trifft, meine lieben Brüder, ſo umarme ich Euch von ganzem

„Herzen in Jesus Christus. Werdet nicht stolz, sondern „habet vielmehr Mitleiden mit Eurem Bruder, der Euch „den apostolischen Segen ertheilt.“

Diese und ähnliche Charakterzüge waren theils dem römischen Volke schon bekannt, theils sprachen sie sich in unendlich kurzer Zeit von Munde zu Munde, und erregten eine Bewunderung, ein Entzücken für den edlen Pabst, welches man nur verstehen kann, wenn man den leicht beweglichen Charakter der Italiener kennt.

Ein Pabst, der zu Fuß durch die Straßen von Rom ging, der freudig Jedem seinen Segen gab, und alle Woche am Donnerstag jeden Römer zu sich ließ, der ein Anliegen bei ihm hatte, war bisher etwas Unerhörtes, und die Begeisterung des Volkes für ihn grenzte fast an abgöttische Verehrung. Oft kam es vor, daß Leute die Steine küßten, über die Pius IX. kurz zuvor weggegangen war.

5.

Die Freude der Römer über die Wahl eines so einsichtsvollen und energischen Kirchenfürsten war außerordentlich; aber sie war auch gerechtfertigt, denn es konnte wohl kaum ein Land in einer traurigeren Verfassung sein, als gerade damals der Kirchenstaat.

Wir müssen mit wenigen Worten auf die Verhältnisse desselben eingehen, weil sonst dem Leser die ungeheuren Reformen, welche Rom, welche ganz Italien Pius IX. verdankt, völlig unverständlich bleiben müßten.

Ein Krebsschaden, der schon seit alter Zeit am Mark und Blut der Kirchenstaaten zehrte, war die Besetzung fast aller Stellen durch Geistliche. Die Geistlichkeit hatte dadurch

eine ungeheure Macht erlangt und alle andern Stände eigentlich völlig unterdrückt. Dies wäre indeſſen noch zu ertragen geweſen, wenn nicht die römiſche Geiſtlichkeit ſich durch einen liederlichen und nichtswürdigen Lebenswandel vor allen anderen Pfaffen ausgezeichnet hätte.

Die Kräfte des kleinen Staates wurden durch dieſe gewiſſenloſen Verwalter der öffentlichen Aemter auf das Furchtbarſte angeſtrengt und mußten endlich erſchöpft werden. Viele andere Umſtände kamen noch hinzu: z. B. die ungeheure Koſtſpieligkeit des zahlreichen Kollegiums der Kardinäle.

Jeder Kardinal erhielt von Vorne herein einen jährlichen Gehalt von 4000 Scudi, alſo beinahe 6000 Thaler, und außerdem oft mehr als das Doppelte von allerlei Stellen und Aemtern in der Verwaltung allgemeiner Kirchen-Angelegenheiten. Dazu kam noch die unſelige Sitte, daß diejenigen Kardinäle oder überhaupt Beamten, welche ſich zu einem Amte völlig unbrauchbar zeigten, zwar ſchnell, aber mit Beibehaltung ihres ganzen Gehaltes, entlaſſen wurden. Die natürliche Folge hiervon war, daß die höheren Prieſter ſich nach einträglicheren Aemtern drängten und ſobald ſie in dem Beſitz derſelben waren, Alles aufboten, um ſich möglichſt unfähig für die ihnen übertragenen Stellen zu zeigen.

Der Ackerbau, die Gewerbe ſchliefen, oder vielmehr waren unterdrückt, denn eine unerſchwingliche Steuerlaſt lag auf allen Gewerbszweigen, und ertödtete deren freie Bewegung. Trotz dem aber konnte der Staat nicht die Mittel zu ſeinem ſo koſtſpieligen Unterhalt auftreiben, und mußte daher ſeine Zuflucht zu unwürdigen Auskünften nehmen, indem er theils auf den frommen Glauben der bigotten Römer ſpeculirte, theils ſelbſt noch unwürdigere Mittel ergriff. Das Lotto

wurde auf ungemeſſene Weiſe begünſtigt. Die Buden deſſelben waren ſelbſt an heiligen Tagen offen, an dem alle andern Geſchäfte, alle Werkſtäten, Kaufläden, und ſelbſt Kaffeehäuſer geſchloſſen bleiben mußten. Man umgab außerdem dieſe, den Wohlſtand des Volkes ruinirenden, die Spielſucht bis zur höchſten Leidenſchaft anfachenden Glücksbuden mit allen möglichen Lockungen, um das arme Volk heranzuziehen, und ihm die letzte kleine Münze aus der Taſche zu locken.

Die allgemeine Verarmung ſelbſt früher wohlhabender Familien trieb fortwährend Tauſende in die geheimen Feldlager der politiſchen Mißvergnügten, und in die Verbindung der Giovine Italia; Andere nahmen zu noch ſchlimmeren Mitteln ihre Zuflucht, indem ſie ſich nach den Gebirgen wendeten, und dort den unter Leitung von talentvollen Führern förmlich organiſirten Räuberbanden zugeſellten. Dieſe überfielen oft ganze Städte, wie z. B. im Herbſt des Jahres 1845 die Stadt Rimini; raubten, plünderten daſelbſt und zogen ſich dann, nachdem ſie ſich durch die Plünderung öffentlicher Kaſſen, reicher Prälaten und Privatleute ein kleines Vermögen erworben hatten, ins Ausland zurück, um dort von demſelben zu leben.

Der Ueberfall von Rimini giebt hiervon ein eclatantes Beiſpiel. Ein junger Poſtmeiſter, früher ein rechtſchaffener, ſehr tüchtiger Mann, war durch die Erpreſſungen der Behörden an den Rand des Verderbens geführt worden. Er wußte ſich nicht mehr zu helfen, und trat daher mit den Räubern der Umgegend in Verbindung. Ein Plan zur Eroberung Rimini's wurde verabredet, und verwegen ausgeführt.

Der Poſtmeiſter machte 30 wilde und kühne Burſchen ſeiner Bekanntſchaft mit ſeinen Pferden beritten, und griff mit

dieſen die Thore von innen an, während die Räuber, denn dies war ihr eigentlicher Name, obgleich ſie ſich Revolutionaire nannten, von Außen ſtürmten.

Dieſe gefährlichen Banden zu unterdrücken, mußte der Staat furchtbare Summen aufwenden; denn nur durch die treuen Schweizer-Regimenter gelang ihm dies, und der Sold derſelben war kaum zu erſchwingen.

Zu Arbeiten für das Beſte des Staates blieb aus den angeführten Gründen kaum etwas übrig. Während ſchon in ganz Europa überall Eiſenbahnen die Hauptſtädte mit einander verbanden und den Geſchäftsverkehr belebten, konnte man im Kirchenſtaat die Anlegung derſelben nicht erſchwingen, denn das Gold, welches auf dieſelben hätte verwendet werden können, wurde für den glanzvollen Hof des heiligen Vaters und der Kardinäle verbraucht. Die pontiniſchen Sümpfe hauchten noch immer ihre verpeſtete Atmoſphäre weit über ihre Grenzen aus; denn es war kein Geld für ihre Abgrabung vorhanden. So ruhte und ſtockte denn Alles. Der Kirchenſtaat ſchien einer Auflöſung in ſich ſelbſt mit Rieſenſchritten entgegen zu gehen, als Pius den heiligen Stuhl beſtieg. Dieſem großartigen Manne war daher die Aufgabe vorbehalten, ein in ſich ſelbſt verfallenes Reich durch gediegene Reformen zu befeſtigen.

6.

Den 21. Juni wurde Pius unter dem unendlichen Jubel des Volkes feierlich gekrönt. Einer ſeiner erſten Schritte war die Ernennung einer temporären Staatsconſulta, welche aus den Kardinälen Lambruſchini, Bernetti, Mattei, Amat, Gizzi und Macchi beſtand, und welche über Verbeſſerungen in allen Zweigen der Verwaltung, ganz beſonders aber über

eine zu ertheilende Amnestie für politische Vergehen berathen sollte.

Pius IX. wußte sehr wohl, daß die Einkerkerung und Hinrichtung so vieler junger Leute, meist aus den besseren Ständen, nur Haß gegen die harte Regierung erwecken konnte, und daß aus dem vergossenen Blut der Hingerichteten nur neue und gefährlichere Verschwörer entstanden; er hielt es daher für seine Hauptaufgabe, diese politischen Unzufriedenen möglichst zu beruhigen und zu beschwichtigen. Es lag ihm dies um so näher, als er selbst in seiner Jugend von der Härte der Regierung viel zu leiden gehabt hatte, denn ein geliebter Bruder von ihm war einst ein Mitglied der Carboneria gewesen, und hatte lange Zeit, von den Seinigen entfernt, im Exil leben müssen.

Die Amnestie erschien indessen nicht gleich; denn in der Staatsconsulta befanden sich mehrere Männer, welche, wie der Kardinal Lambruschini, unter dem vorigen Pabst die Urheber der strengsten Maßregeln gewesen waren, und welche daher auch jetzt von einer solchen Amnestie das Schlimmste fürchteten.

Der Pabst stimmte diesen zwar nicht bei, sondern trat vielmehr auf die Seite der freisinnigen Kardinäle Gizzi und Amat; aber doch wurde der Erlaß der Amnestie durch die Bedenklichkeiten, welche man dagegen erhob, verzögert.

Schon murrte man in Rom, und ganz besonders in den Provinzen, schon fürchtete man, daß auch dieser Pabst sich von den Reformbewegungen ausschließen werde, und eine provisorische Maßregel, die Aufhebung aller Prozesse wegen politischen Vergehen und die Loslassung einiger aufrührerischen romagnolischen Gefangenen vermochte die Aufregung nicht zu

beſchwichtigen, als endlich am Abend des 17. Juli 1846 das langerſehnte Amneſtie-Decret erſchien, welches in ſeiner freiſinnigen Auffaſſung alle, auch die kühnſten Erwartungen überſtieg.

Es wurden in demſelben alle politiſchen Gefangenen und Verbannten von jeder Strafe befreit, und zur Verwaltung aller Staatsämter wieder für fähig erklärt, nur unter der Bedingung, daß ſie das folgende Kartell-Formular unterſchreiben mußten:

„Indem ich Endesunterſchriebener in meines legitimen Fürſten, Pabſt Pius IX. hochherziger und freiwilliger Verzeihung meines jedwedigen Schuldantheils an der Störung der öffentlichen Ruhe und der Auflehnung gegen die geſetzliche Macht in ſeinen zeitlichen Herrſchaften eine ganz beſondere Gnade dankend anerkenne, verſpreche ich mit meinem Ehrenworte, daß ich in keiner Weiſe und nie dieſen Act oberherrlicher Milde mißbrauchen, vielmehr jede Pflicht eines guten Unterthanen getreulich erfüllen werde."

Ausgenommen vom Amneſtie-Decret waren allein die päbſtlichen Beamten, Offiziere und Geiſtlichen, welche wegen politiſcher Vergehen verurtheilt, oder in Unterſuchung waren. Im Ganzen betrug die Anzahl derſelben etwa 39.

Das Amneſtie-Decret ſchloß mit folgenden ſchönen, des Vaters der Chriſtenheit würdigen Worten:

„Wir hegen das Vertrauen, daß diejenigen, welche von unſerer Milde Gebrauch machen, jederzeit unſere Rechte und ihre eigene Ehre achten werden. So hoffen wir auch, daß durch unſere Verzeihung erweicht, die Gemüther jene bürgerlichen Anfeindungen unterlaſſen werden, welches ſtets Urſache oder Wirkung der politiſchen Leidenſchaften ſind,

damit in Wahrheit jenes Friedensband wieder hergestellt werde, von welchem Gott alle Kinder eines Vaters umschlungen sehen will. Sollte dagegen diese Unsere Hoffnung sich irgend getäuscht finden, so würden Wir, obgleich mit bitterem Seelenschmerz, Uns erinnern, daß zwar die Gnade das schönste Vorrecht der Souverainetät, die Gerechtigkeit aber ihre erste Pflicht ist."

Wie groß die Zahl der durch die Amnestie ihren Familien Wiedergegebenen war, geht daraus hervor, daß in Rom allein 2000 Kartell-Formulare ausgegeben wurden, wozu noch die in den Legationen Gefangenen und die Verbannten kommen.

Der Jubel über diese Handlung der Gnade war grenzenlos. Ganz Rom strömte nach dem Quirinal, um fortwährend: „Es lebe Pius IX.! Es lebe der heilige Vater!" zu rufen. Ganz fremde Leute umarmten sich voller Entzücken; denn unter all' den Versammelten, welchen Standes sie auch sein mochten, war wohl Keiner, dem nicht ein Bruder, oder wenigstens ein entfernter Verwandter durch das Amnestie-Decret zurückgegeben worden wäre. Dreimal mußte der Pabst auf der großen Loggia über dem Haupteingang des Quirinals erscheinen, um das Volk zu segnen, welches bis nach Mitternacht zusammen blieb.

Während dieser Zeit war, wie mit einem Zauberschlage, ohne vorhergehende Verabredung die ganze Stadt festlich erleuchtet worden. So ging es auch den folgenden Tag. Und als am 19. Juli Morgens Pius IX. nach der Missionskirche bei Monte Citorio fuhr, waren alle Häuser mit Teppichen geschmückt und die Straßen mit Blumen bestreut. Auf dem Rückwege nach dem Quirinal spannte das Volk dem heiligen

Vater die Pferde aus und zog den Wagen, trotz aller Gegenrede, unter einem wahren Blumenregen von allen Balconen, die Straßen entlang. Es war nicht der Pöbel, der auf ſolche Weiſe ſeine Begeiſterung kundgab, ſondern Leute aus den höchſten Ständen wurden unter denen bemerkt, welche den Wagen des Pabſtes zogen. Erſt, als der Pabſt es ſelbſt wünſchte, hörten die Feſtlichkeiten auf.

Während in Rom Alles jubelte, waren die ſtets gährenden Provinzen doch nicht ganz ruhig. Allerdings hatte man auch in Bologna Feſtlichkeiten zu Ehren des Amneſtie-Decrets bereitet, aber an vielen anderen Orten war die Ruhe aufs Neue geſtört worden. In Forli wurde der Oberſt-Lieutenant der Schweizer auf öffentlichem Markte durch einen Piſtolenſchuß tödtlich verwundet; ebenſo kam es in Ceſena zu Unruhen, und in Faenza riß ſogar die reactionaire Partei das Wappen Pius IX. von allen öffentlichen Gebäuden und ſteckte dafür das Gregors XVI. auf.

Langſam und ſicher ging Pius IX. nun mit den Verbeſſerungen vorwärts, welche einzurichten er ſich zur Lebensaufgabe geſtellt hatte. Der allgemein beliebte, freiſinnige Kardinal Gizzi wurde zum Proſtaatsſecretair, ſowohl der innern als äußern Angelegenheiten, ernannt, und mit dieſem vereint wirkte der Pabſt.

Bei dem übermäßigen Pomp, der bisher die Perſonen der Päbſte umgeben hatte, fing Pius ſeine Reformen an, indem er den mit orientaliſchem Luxus eingerichteten Hofſtaat vereinfachte und verringerte. Dann wendete er ſich zu den inneren Angelegenheiten, überall langſam, ruhig und ſicher, ohne etwas zu überſtürzen, vorgehend.

Dem feurigen Sinn der Römer ging Alles zu langſam,

und ſchon murrte man, als plötzlich ein Scherzwort des Pabſtes die allgemeine Freudigkeit wieder herſtellte. Pius fand eines Tages unter ſeiner Büſte die Worte: „Mastai! Che fai?“ (Maſtai, was machſt Du?) angeſchrieben. Ohne ſich zu beſinnen, ſchrieb er darunter: „Aspetti, Vedrai!“ (Warte, Du wirſt es ſehen.)

Jetzt kamen nach und nach die verſchiedenartigſten Reformen zur Ausführung. Die Finanzen wurden geordnet; Schulen für arme Kinder errichtet; die Flüſſe eingedämmt und gereinigt; das Gefängnißweſen unterſucht; öffentliche Wohlthätigkeits-Arbeiten für die armen Klaſſen im Winter beſchafft; ein Miniſter-Rath eingerichtet, und überhaupt in allen Zweigen der Staats-Verwaltung Verbeſſerungen vorbereitet oder ausgeführt.

Der Kirchenſtaat gewann nach und nach eine andere Geſtalt. Die Polizeiordnung war verbeſſert worden; ebenſo das Armenweſen, und man hatte ſich beſonders bemüht, die in Rom ſo läſtigen Bettler theils durch Arbeit zu beſchäftigen, theils, wenn ſie Krüppel oder krank waren, in Wohlthätigkeitshäuſer unterzubringen. Eine Kommiſſion zur Verbeſſerung der Civil- und Kriminalgeſetzgebung und Verwaltung wurde ernannt, die bisherigen Prozeßbücher und Prozeßordnungen wurden ſtreng revidirt, die Erziehungs-Anſtalten für verwahrloſte Kinder gegründet, und außerdem alle Vorſchläge, welche auf Verbeſſerung irgend einer Art hindeuten konnten, freundlich entgegen genommen.

Eine der erſten und wichtigſten Maßregeln, welche Pius ergriff, war, daß die privilegirten Gerichte, welche alle Streitſachen mit der päbſtlichen Kammer abzuurtheilen hatten, und bei denen daher die Regierung Kläger und Richter zu gleicher

Zeit war, abgeſchafft, und ihre Geſchäfte den ordentlichen Gerichten übergeben wurden; eine andere, ebenſo nothwendige, ebenſo erwünſchte Maßregel war die Niederſetzung einer Kommiſſion zur Prüfung der Eiſenbahnfragen, welche auch ſchon wenige Tage nach dem Regierungsantritt des neuen Pabſtes zur Ausführung kam.

7.

Unter Verbeſſerungen der genannten Art endete das Jahr 1846; aber auch das Jahr 1847 begann mit eben ſo wichtigen Reformen. Unter dem früheren römiſchen Juriſtenſtande hatte, da die Richter jeden Augenblick abgeſetzt werden konnten und ſchlecht beſoldet waren, eine große Verderbniß geherrſcht. Die gemeinſte Beſtechung war an der Tagesordnung. Pius ſorgte dafür, daß dieſem Unweſen ein Ende gemacht werde. Die Richter erhielten einen feſten Gehalt und waren auf Lebenszeit angeſtellt; konnten aber auch nur ein Amt auf einmal bekleiden, und die Sporteln, welche früher alle Prozeſſe ſo furchtbar theuer gemacht hatten, fielen jetzt ebenfalls fort, ſo daß es nun im Intereſſe des Richters lag, einen Prozeß nicht zu lange hinzuziehen. Bei der Anſtellung der Richter, ſo wie überhaupt aller Angeſtellten, ſollte künftig, dem Willen des Pabſtes nach, nicht mehr auf geiſtlichen oder weltlichen Stand der Kandidaten Rückſicht genommen werden, ſondern nur auf die Befähigung und Redlichkeit derſelben.

Eine entwürdigende, noch aus alter Zeit ſtammende Sitte war der ſogenannte Fußkuß des Pabſtes. In früheren Zeiten, als durch den energiſchen Gregor VII. die Macht der Päbſte bis auf die höchſte Stufe gebracht worden war, war es ſogar für den mächtigſten Fürſten eine hohe Ehre, das

kleine Kreuz zu küssen, welches sich auf dem Pantoffel des Pabstes befand.

Aber die Zeiten ändern sich. Was früher eine Ehre war, erschien jetzt erniedrigend, und Pius IX. schaffte deshalb diese veraltete, verlebte Sitte ab, indem er sich fortan nur die Hände küssen ließ.

Am 15. März erschien ein wichtiges Edict des Staatssecretairs Kardinal Gizzi über die Censur, welche bisher in sehr arger willkürlicher Weise gehandhabt worden war. Es wurde ein Censurrath festgesetzt, der in Rom aus fünf, in den Provinzial-Hauptstädten aus zwei von dem Pabste zu ernennenden Personen bestand. Dieser Censurrath hatte über die Befolgung von Vorschriften zu wachen, welche denen gleichen, die bisher in unsern deutschen Ländern gegolten haben. Daß ein solches Gesetz noch nichts Vorzügliches war, ist einleuchtend; jedenfalls aber war es für den Kirchenstaat ein großer Fortschritt gegen früher.

Verbesserungen folgten auf Verbesserungen. Für die Noth der Armen, welche in dem Hungerjahre 1847 sehr litten, wurde gesorgt, indem man ein Magazin in Rom eröffnete und Getreide-Ausfuhr-Verbote erließ. Ebenso gab auch Kardinal Gizzi Gesetze, um dem überhandnehmenden Wucher ein Ziel zu setzen.

Den 11. Juni wurde ein Ministerrath eröffnet, der den Zweck hatte, die wichtigsten Verfassungsangelegenheiten und Reformen zu prüfen und zu berathen.

So kam denn der 17. Juni 1847, der Jahrestag der Thronbesteigung des Pabstes heran, der auf das Glänzendste und Feierlichste begangen wurde, denn die Liebe zum Pabste hatte in diesem Jahr sich in Rom mindestens nicht vermin-

dert. Sie wurde immer aufs Neue angefeuert durch Züge der edelſten und ſchönſten Geſinnung, welche man täglich von Pius IX. hörte, von denen wir aber nur einen hier aufnehmen können, der aus dem römiſchen Blatte Mondo Illustrato entnommen iſt.

„Ein reicher Edelmann zu Rom wünſchte einen ſeiner zwei Söhne, unter der Bedingung, daß er einen Theil des Vermögens an die Kirche abgebe, zum Univerſalerben einzuſetzen; die beiden Söhne aber kamen überein, das väterliche Vermögen, wie auch das Teſtament ausfallen möge, unter ſich zu theilen. Hierüber aufgebracht, machte der Vater insgeheim ein Teſtament, durch welches er ſeinen Söhnen nur eine kleine Summe, ſein ganzes übriges Vermögen aber demjenigen Prieſter vermochte, der zufällig an dem Tage, an welchem der Trauergottesdienſt für ihn gehalten werden ſollte, in der dazu beſtimmten Kirche die erſte Meſſe leſen würde. Dieſes Teſtament hintertegte er bei einem Notar. Nach ſeinem kurz nachher erfolgten Tode öffnete der Notar das Teſtament und brachte daſſelbe; über ſeinen ſonderbaren Inhalt betroffen, zum Pabſte. Es war ſchon ſpät am Abend, als der Pabſt von dem Teſtamente Einſicht nahm; da aber der Trauergottesdienſt ſchon am nächſten Vormittag abgehalten werden ſollte, ſo eilte er noch vor Tagesanbruch nach der Kirche, ließ ſich die Thüre öffnen und las die erſte Meſſe, bevor noch ein anderer Prieſter die Kirche betrat. Er war nun der geſetzliche Haupterbe des Verſtorbenen, und übermachte die ganze Erbſchaft ſofort an die beiden Söhne.“

Dergleichen Züge wurden überall erzählt und erhielten die Begeiſterung für den edlen Pabſt ſtets rege. Aber bei dem leicht beweglichen Charakter der Italiener, bei ihrem

Feuereifer konnte es allerdings nicht fehlen, daß selbst das rasche Fortschreiten des Pabstes in der Reformbewegung vielen, besonders den jungen Leuten, welche mit ihrer politischen Ueberzeugung meist der Giovane Italia angehörten, zu langsam ging. In den Provinzen, vorzüglich in der Romagna, wo von jeher die meiste Gährung geherrscht hatte, kam auch jetzt wieder die Unzufriedenheit immer mehr und mehr zum Vorschein. Dort sah man den Pabst nicht täglich, dort wurde man nicht fortwährend durch die Erzählung edler Züge zur Verehrung für ihn aufgefordert, und es war daher natürlich, daß dort die Mißvergnügten einen starken Anhaltspunkt fanden.

Die aus dem Exil zurückgekehrten Mitglieder der Giovane Italia und der früheren Carboneria, welche sich zum großen Theil seit Jahren als Räuber in den Gebirgen umher getrieben hatten, konnten noch immer ihren Haß nicht vergessen. Sie hatten allerdings ihr Ehrenwort gegeben, nichts gegen die päbstliche Regierung zu unternehmen, aber ein politisches Ehrenwort ist leicht gebrochen, ja, es wird leider selten genug gehalten.

Es befanden sich in den Provinzen noch viele Männer, welche von früher her von den Exilirten aufs Tödtlichste gehaßt wurden, Männer, denen man es mit Recht oder Unrecht zuschrieb, daß Pius IX. nicht stürmischer, alles Bestehende überstürzend, in seinen Reformen fortschritt, und diese zu vernichten, war das Bestreben dieser, alle, selbst die furchtbarsten, Mittel ergreifenden Partei.

Mordthaten häuften sich wieder auf Mordthaten. Imola und Faenza, von jeher der Heerd aller Unzufriedenheit, zeichneten sich in dieser Beziehung ganz besonders aus. In Zeit

von zwei Monaten wurden dort nicht weniger als 26 Männer ermordet, deren Politik mißliebig war.

Die Verschworenen in den Provinzen standen, wie immer, in der innigsten Verbindung mit der Partei der Unzufriedenen in Rom, und sandten dorthin ihre Emmissäre, deren einen wir unter dem Namen Giuseppe bereits früher kennen gelernt haben. In den ersten Tagen des Juli fanden diese Emissäre in Rom einen ganz besonders günstigen Boden für ihre revolutionären Tendenzen. Die Emancipation der Juden, welche in Rom noch unter einem schrecklichen Druck leben mußten, war früher eins der Stichwörter der Fortschrittspartei gewesen. Man wollte, daß die Juden, welche bisher nur in einem engen, winkligen Stadtviertel, dem sogenannten Ghetto, hatten wohnen müssen, von diesem Druck befreit würden, und auch in den übrigen Theilen der Stadt sich ausbreiten dürften. Der Pabst hatte dem Wunsche nachgegeben; aber kaum war es geschehen, kaum hatten die Juden andere Wohnungen bezogen, kaum ihre Verkaufsbuden auch in anderen Stadtvierteln aufgeschlagen, als es sich auf das Ueberzeugendste zeigte, daß die Römer für einen solchen Schritt noch nicht reif genug seien.

Unter der rohen Volksmasse herrschte noch immer der Haß, welcher die Kinder Israels nun schon seit Jahrtausenden verfolgt, und der sich jetzt aufs Neue Luft machte, indem ihn die christlichen römischen Kaufleute, welche von den Juden zu leiden fürchteten, nach Kräften anschürten. Man ermordete einige Juden mit Dolchstichen, und eine wilde Aufregung bemächtigte sich der Menge. Große Schaaren von Trastevere und Monte, den Stadtvierteln, wo der ärmere Theil des Volks wohnt, durchzogen die Straßen von Rom mit wildem

Geschrei, und als nun gar die Nachricht sich in dem Volke verbreitete, der Pabst fühle sich den Reformbewegungen nicht mehr gewachsen, und wolle abdanken, da wuchs die Aufregung aufs Höchste.

Immer größere Haufen sammelten sich an und zogen umher, indem sie zwar die Volkshymne auf Pius IX. sangen, aber zu gleicher Zeit auch die wildesten Verwünschungen gegen verschiedene Kardinäle ausstießen, denen man die vermeinte Langsamkeit der Reformbewegungen und die gefabelte Abdankung des Pabstes zuschrieb. Man hörte unter andern Namen besonders die der Kardinäle Lambruschini und Gizzi, welcher Letztere viel von seiner früheren Beliebtheit verloren hatte. Auch gegen den Gouverneur von Rom, Grasselini, der bisher sich ebenfalls der allgemeinen Liebe erfreut hatte, wurden schon jetzt wilde Verwünschungen ausgestoßen. Der Pabst sah sich daher gezwungen, um ärgeren Scenen vorzubeugen, dem Volkshasse nachzugeben, die Emancipation der Juden vorläufig einzustellen und dieselben wieder in ihr altes Quartier, in den Ghetto, zurückzuweisen.

In dieser Zeit der Unruhe und Gefahr machte sich wieder ein Mann als Friedensstifter bemerklich, der schon bei einer früheren Gelegenheit sich ausgezeichnet hatte. Es war dies Angelo Brunetti, der von dem Volke den Namen Ciceruacchio erhalten hatte, und unter diesem Namen in neuerer Zeit eine bedeutende Berühmtheit erlangt hat. Ciceruacchio war einer derjenigen Lieferanten von Holz, Heu, Stroh und anderen Lebensbedürfnissen, welche fortwährend die Campagna bereisen, um für Rom Produkte des Landes einzukaufen. Er war, oder vielmehr er ist ein außerordentlich thätiger, einsichtsvoller und, wenn auch nicht durch die Schule, so doch

durch das Leben gebildeter Mann, der gerade, weil er dem Volke entsproſſen iſt, auch auf das Volk zu wirken vermag. Cicerovacchio weiß, wie nöthig Kenntniſſe dem Manne aus dem Volke ſind; er bildet ſich daher nicht nur ſelbſt aus, ſondern läßt auch ſeinen Kindern durch Privatlehrer, die er gut bezahlt, eine ſehr ſorgfältige Erziehung geben.

Schon als im Dezember 1846 die Wogen der Tiber einen Theil von Rom überſchwemmten und denſelben zu verwüſten und zu zerſtören drohten, hatte ſich Cicerovacchio ruhmvoll ausgezeichnet. Mit kühnem Muth hatte er manches Menſchenleben errettet, und überall, wohin er gekommen, war er der Retter, Tröſter und Helfer zahlreicher Unglücklicher geweſen.

Pius IX. hatte bald die Verdienſte dieſes außerordentlichen Volksmannes erkannt und zu würdigen gewußt. Er vertraute ihm, und nahm mit ihm Rückſprache über alle zum Beſten des Volkes zu thuenden Schritte. Auch der römiſche Adel, die Fürſten und reichen Prälaten, welche bisher das Volk verachtet hatten, näherten ſich jetzt demſelben, indem ſie ſich an Cicerovacchio anſchloſſen, und ſo bildete dieſer ein Alles zuſammenhaltendes Mittelglied in der großen Staatskette. —

Cicerovacchio war zu aufgeklärt, um ſelbſt den Judenhaß des Volkes zu theilen. Durch alle möglichen Mittel bemühte er ſich, die aufgeregte Menge mit jenen Unglücklichen zu verſöhnen. Und wenn ihm auch dies nicht ſofort gelang, ſo arbeitete er doch für die Folge vor. Schon am 7. Juli brachte er eine Verſöhnung zwiſchen den Juden und den Bewohnern der Judenſtadt, den ſogenannten Regolanten, zu Stande, wofür ihm die Juden aus Dankbarkeit die Pferde

ausſpannten, und ihn im Triumph nach einem Weinhauſe führen.

Während noch die Streitigkeiten mit den Juden in vollem Gange waren, veröffentlichte am 5. Juli der Kardinal Gizzi ein Edict, welches wieder den allgemeinſten Jubel, eine ungeheure Begeiſterung erregte. Es betraf nämlich die Errichtung einer Bürgergarde, in Rom ſowohl, als in den Provinzen, von der nur Geiſtliche und Militairs, und außerdem Dienſtboten, Handwerksgeſellen und Tagelöhner ausgeſchloſſen blieben.

Bald nach dieſem Erlaß legte Kardinal Gizzi, wie es heißt, wegen Kränklichkeit, vielleicht aber auch, weil er fühlte, daß er nicht mehr beliebt war, ſein Amt als Staatsſecretair nieder, in welchem ihm der energiſche Kardinal Ferretti nachfolgte.

8.

Es war am Abend des 14. Juli, als ſich in Rom plötzlich das Gerücht verbreitete, es ſei eine Verſchwörung im Werke von Seiten derjenigen Partei, welche ſich ſtets den Reformen des Pabſtes feindlich gezeigt hatte. Die abenteuerlichſten Erzählungen über dieſe Verſchwörung, und beſonders über die Art, wie dieſelbe entdeckt worden ſei, liefen um.

Einige erzählten, der Barbier des Cicerovacchio habe von den Verſchwörern den Auftrag gehabt, dieſen Volksmann zu ermorden, ſei aber in dem Augenblicke, als er den ſchändlichen Vorſatz ausführen wollte, von Reue ergriffen worden, und habe ſich zu den Füßen Cicerovacchios niedergeworfen, um dieſem ſein Verbrechen zu geſtehen.

Solche Gerüchte erregten in dem Volke, welches kaum beruhigt war, aufs Neue eine furchtbare Aufregung, und als

es nun vollends hieß, Graſſelini, der Gouverneur von Rom, ſei ein Mitglied der Verſchwörung und begünſtige dieſelbe in jeder Weiſe, da erreichte die Aufregung ihren höchſten Punkt.

Viele Namen hochgeſtellter Männer wurden genannt. Zuerſt flüſterte man ſich dieſelben zu; dann aber ging man weiter, und ſagte ganz laut, daß der Kardinal Lambruſchini das Haupt der Verſchwörungs-Partei ſei.

Am Nachmittage des 15. ſchlugen ſogar Leute aus dem Volke eine Liſte an allen Straßenecken an, auf welcher die Namen aller derjenigen Perſonen ſtanden, die Theilnehmer am Komplott ſein ſollten. Es ſtanden auf derſelben viele angeſehene Namen, wie auch der des Obriſten Fredi und eines gewiſſen Minardi; obenan aber ſtand wieder der des Gouverneurs Graſſelini, den man am meiſten verdächtigte.

Die Polizeiſoldaten, welche ſeit einiger Zeit ſich bei jeder Gelegenheit ruhig verhielten und ſelbſt allen möglichen Unfug ungeſtraft vor ſich gehen ließen, wollten bei dieſer Gelegenheit ihren Amtseifer entfalten und riſſen die Plakate von den Ecken. Dem widerſetzte ſich das Volk, und ſo kam es zu ernſten Thätlichkeiten; natürlich wurde auch der Verdacht gegen Graſſelini durch dieſen unzeitigen Dienſteifer ſehr geſteigert, ja, bis zur Wahrſcheinlichkeit erhoben.

Einige Tage gingen ſo hin in fortwährender Ungewißheit, denn noch wußte eigentlich Niemand etwas Beſtimmtes von dieſer merkwürdigen Verſchwörung. Auffallende Wahrnehmungen wurden in dieſer Zeit in Rom allerdings genug gemacht; aber überall fehlten beſtimmte ſchlagende Thatſachen. Man ſah viele wilde in zerriſſene Mäntel eingehüllte Geſtalten Abends durch die Straßen von Rom ſchleichen, und bemerkte

mit Staunen, daß sich unter diesen Leuten befanden, welche vor sehr kurzer Zeit erst wegen Raub eingefangen worden waren.

Ein Fall besonders, der sehr schnell allgemein bekannt wurde, machte den Verdacht immer dringender, daß die Polizei in der That mit den Verschwörern in Verbindung stände. Ein vornehmer Mann wurde nämlich von einem Straßendieb, der den blanken Dolch in der Hand hielt, mit Todesbedrohung um Geld ersucht; es kamen aber zum Glück Leute hinzu, welche den Räuber festhielten und ihn zum Mons. Grasselini brachten. Schon wenige Stunden darauf war dieser Mensch wieder auf freien Füßen, und hatte die hohe Frechheit, denjenigen zu verhöhnen, den er vor wenigen Stunden erst berauben wollte.

Es wurde ferner bekannt, daß alle jene Unruhestifter und Revolutionaire aus der Romagna, welche man stets in Rom erblickte, wenn es galt, eine Revolution anzuzetteln, alle jene Sendlinge der Giovine Italia, sich auch jetzt wieder in Rom befanden, und die Verschwörung wurde dadurch immer wahrscheinlicher.

Cicerovacchio, der stets thätige, stets ruhige Mann des Volkes stellte sich jetzt an die Spitze der aufgeregten Römer und theilte dem Pabste Alles das mit, was die Stadt befürchtete. Grasselini erhielt in Folge dessen seine Entlassung, und dies, so wie die Ankunft des Kardinals Ferretti, der die Stelle eines Staatssecretairs übernahm, beruhigte schon die Gemüther etwas.

Eine Polizei gab es in jenen Tagen in Rom eigentlich nicht, denn gerade die meisten Polizisten waren der Theilnahme an der Verschwörung verdächtig; auch die Bürgergarde war noch nicht völlig consolidirt, da trat denn wieder Cicerovacchio auf, um Alles zu ordnen, Alles zu regeln. Er ließ die Ver-

dächtigen verhaften, ließ jenes Gesindel einfangen, welches den scharfen Dolch in der Tasche, in der Nacht die Straßen Roms durchschwärmte, und wo sein Wort nicht hinreichte, da half das des Paters Ventura nach, der mit kräftigen, faßlichen Predigten, die er hielt, wo er eben eine Zuhörerschaft fand, das Volk besänftigte.

Graffelini mußte nun Rom verlassen, nachdem er vom Pabst in nicht sehr gnädiger Weise verabschiedet worden war; auch nachher aber fanden zahlreiche Verhaftungen statt, welche meistens durch das Volk selbst, unter Anführung des Cicerovacchio, geschahen.

So wurde z. B. am 19. Juli Nachmittags jeder Minardi gefangen genommen, dem man eine Hauptrolle bei der Verschwörung zuschrieb.

Längst hatte das Volk nach ihm gesucht; endlich am Nachmittage des 19. wurde er gesehen, wie er eben in ein Haus hineinschlüpfte.

Die Volksmenge folgte ihm. Man durchsuchte den Boden, den Keller, alle Räume des Hauses, in welchem er verschwunden war. Keine Nachforschung ließ man unversucht, selbst das Dach bestieg man, aber Alles vergeblich.

Die Nachricht von diesem merkwürdigen Ereignisse verbreitete sich bald in allen umliegenden Straßen. In wenigen Augenblicken war eine Volksmenge von mehr als 6000 Menschen versammelt, und unter ihnen auch Ciceroacchio, der gleich den Befehl und die Anordnung der ganzen Nachforschung übernahm. Er ließ sofort die sämmtlichen Häuser besetzen, welche mit dem in Verbindung standen, in welchem Minardi verschwunden war. Wieder begann die Nachforschung, aber wieder war sie, obgleich aufs Sorgfältigste be-

führt, doch völlig vergeblich. Da bemerkte plötzlich Cicerovacchio den ihm bekannten Hund Minardi's, der ängstlich, die Nase am Boden, nach seinem Herrn suchte. Jetzt wußte Cicerovacchio, was zu thun sei.

Er ließ den Hund verfolgen und bald war durch denselben der Versteck aufgefunden, in welchem Minardi sich befand. Man nahm ihn fest, wagte aber nicht, ihn als Gefangenen fortzuführen, denn die wüthende Volksmenge wollte ihn durchaus in Stücke reißen. Vergeblich redete Cicerovacchio dem Volke zu, vergeblich that es auch der neue Gouverneur von Rom, Morandi. Man wollte nichts von einer bloßen Gefangennehmung des verhaßten Verschwörers wissen, da erschien Pater Ventura.

Mit seiner gewöhnlichen derben Sprache hielt er dem Volke eine populäre Predigt, erzählte ihm von der Verschwörung, und wie wichtig es sei, alle Mitglieder derselben zu kennen; aus diesem Grunde sei es nöthig, daß Minardi, der allerdings den Tod wohl zehnmal verdient habe, und ihn zu seiner Zeit auch erleiden solle, für jetzt noch am Leben bleibe.

Das leuchtete den versammelten Römern ein, und Pater Ventura brachte sie bald dahin, daß sie niederknieten, und ihm zuschworen, keine Hand an den Gefangenen legen zu wollen. Dann brachte der Pater, welcher sein Publikum wohl kannte, „drei Lebehochs" nach einander aus, in welche das Volk jubelnd einstimmte, und zwar eins auf die Madonna, eins auf Jesus Christus und eins auf Pius IX. Die ganze höchst merkwürdige, ächt italienische Scene schloß mit einem Lebehoch, welches das Volk dem Vater Ventura selbst brachte, dann gingen die Versammelten ruhig auseinander.

Verhaftungen folgten nun auf Verhaftungen, und die

Gefängniſſe wurden angefüllt mit Leuten, welche bei der Verſchwörung compromittirt ſein ſollten; was aber eigentlich der Zweck dieſer Verſchwörungen ſein ſollte, darüber war man vollſtändig im Dunkeln. Zwar wurde erzählt, daß der 17. Juli, der Jahrestag der Amneſtie, dazu beſtimmt geweſen ſei, um unter allen Anhängern der Reform und Pius IX. ein ungeheures Blutbad anzurichten, zwar wollte man wiſſen, daß zu dieſem Zweck alle jene zerlumpten, mit Dolchen bewaffneten Leute, welche man eingefangen hatte, nach Rom geſchickt worden ſeien und man behauptete mit Beſtimmtheit, daß die Verſchworenen große Summen Geldes unter dieſes Geſindel vertheilt hätten, um ſeine mörderiſchen Dolche zu erkaufen; aber dieſes Alles waren doch nur Behauptungen, welche nicht bewieſen werden konnten.

Vieles ſprach allerdings für die Wahrſcheinlichkeit ſolcher Gerüchte, denn die Verhafteten, obgleich nur den niedrigſten Ständen angehörig, waren doch alle ſehr gut mit Geldmitteln verſehen, und hatten meiſtens richtig ausgefertigte Päſſe. Daß kein Zufall eine ſo große Menge fremden Geſindels nach Rom geführt habe, war ebenfalls wahrſcheinlich, und die Wahrſcheinlichkeit wuchs, als man bei den meiſten Verhafteten Dolche von eigenthümlicher Form mit dem Namen Pius IX. fand.

Eine Verſchwörung ſcheint alſo wirklich da geweſen zu ſein; daß dieſelbe aber von der reactionären Partei ausgegangen, iſt niemals recht erwieſen worden. Es iſt ſogar nicht einmal ſehr wahrſcheinlich, wenn man bedenkt, daß ein großer Theil der Verhafteten aus Romagnolen beſtand, welche bekanntlich von jeher dem radicalſten Fortſchritt der Revolution anhingen.

Die Unterſuchungen über die Verſchwörung haben keine

bestimmten Resultate gegeben; vielleicht weil die Haupträdelsführer entflohen, die Gefangenen aber nur Werkzeuge waren, deren man sich bediente, ohne ihnen einen Blick in die Tiefe des Komplotts zu erlauben; vielleicht auch, was wir jedoch weniger glauben, obgleich es von vielen Seiten behauptet wird, weil die ganze Verschwörung eine Fiction von Seiten der Fortschrittspartei war, die dazu dienen sollte, den Haß des Volkes gegen die reaktionären Kardinäle noch mehr anzufachen.

In Rom selbst sind die Meinungen sehr getheilt; das Volk aber ist der Ueberzeugung, daß die Untersuchung nur darum so dunkel geblieben sei, weil die Herzensgüte, der Edelmuth des Pabstes diesen zurückgehalten habe, eine große Anzahl angesehener und geachteter Familien, welche man in die Verschwörung verwickelt glaubte, in's Unglück zu stürzen.

Während man noch mit Verhaftungen beschäftigt war, erschien endlich am 30. Juli das mit großer Ungeduld erwartete Reglement für die Bürgergarde im ganzen Kirchenstaat. Auch fanden die Wahlen derjenigen Deputirten Roms und der Provinzen statt, welche der Pabst, vermittelst eines Rundschreibens vom 22. April nach Rom eingeladen hatte, um mit ihnen die Verbesserungen in der öffentlichen Verwaltung und Gemeindeverfassung zu berathen.

Die Bürgergarde wurde nun mit großem Eifer organisirt. Man schaffte Uniformen an, und exercirte anfangs mit wahrem Enthusiasmus; aber leider hielt dieser nicht gar lange vor, denn wie überall, wurden auch im Kirchenstaat die Beschwerlichkeiten des Dienstes den Bürgergardisten widerwärtig, und wenn nicht fortwährend wichtige Ereignisse die Aufregung in größter Spannung erhalten hätten, würde wohl bald

das ſo nützliche, zum freien Beſtehen eines Staates noth-wendige Inſtitut der Bürgergarde eingeſchlummert ſein.

2.

Die Ereigniſſe in Ferrara waren es, welche die Aufregung und den patriotiſchen Sinn der Römer in vollem Maße wieder erweckten.

In Folge der Tractate des Wiener Congreſſes hatte Oeſterreich das Recht einer Beſatzung der Stadt Ferrara. Schon längſt war dies ein Gegenſtand der Beſorgniß für die Römer geweſen, denn das tyranniſche Syſtem Metternichs, die Bevormundung der Völker durch ſtrenge Regierungsmaßregeln, paßte wenig zu den freiſinnigen Fortſchritts-Ideen, welche die Römer mit wahrem Feuereifer verfolgten, und deren Hauptſtütze Pius IX. war.

Die Beſorgniß lag nicht fern, daß Oeſterreich einen Mißbrauch von ſeinem Beſatzungsrecht machen, daß es größere Truppenmaſſen nach Ferrara ziehen könnte, um vielleicht einſt die nördlichen, an das lombardiſch-venetianiſche Königreich grenzenden Theile des Kirchenſtaats an ſich heranzuziehen, oder wenigſtens, wenn man auch an einen ſolchen Eroberungsplan nicht glaubte, eine Intervention in reactionairem Sinne zu bewerkſtelligen.

In Frankreich regierte das Miniſterium Guizot, welches ſich den abſolutiſtiſchen Ideen mehr und mehr zuneigte, und von dem man daher eine Hülfe nicht hoffen konnte. So hatten denn die Römer längſt mit bangen Blicken nach Ferrara geſchaut, und gefürchtet, daß die Beſatzung daſelbſt verſtärkt werden könnte.

Jetzt geschah dies in der That. Ein Bataillon Infanterie, einige Züge Husaren und eine Batterie rückten über die Grenze und in Ferrara ein. Andere Truppen, so hieß es allgemein, sollten bald nachfolgen.

Eine furchtbare Aufregung bemächtigte sich der Römer, und selbst ward Pius IX. von großer Besorgniß über eine solche Truppenverstärkung ergriffen, welche durch eine Erklärung des französischen Gesandten, daß Frankreich sich einer von den Regierungen nicht gewünschten Intervention Oesterreichs widersetzen werde, wenig vermindert wurde, denn das Ministerium Guizot hatte längst das Vertrauen der freisinnigen Regierungen, noch viel mehr aber das der freiheitsglühenden italienischen Völker verloren. Nur nach England schauten alle Blicke, und von dort her erwartete man Hülfe.

Auch in Ferrara selbst war man über die Verstärkung der österreichischen Truppenmacht im höchsten Grade aufgebracht. Die Oesterreicher waren dort niemals beliebt gewesen, und jetzt waren sie es am allerwenigsten; so kam es denn, daß in der Nacht des 1. August ein österreichischer Offizier von lustigen Leuten insultirt wurde, und daß der Ruf: „Nieder mit den Deutschen!" sich oft in den Straßen hören ließ.

Der österreichische Festungs-Kommandant, General Auersperg, fand sich dadurch veranlaßt, Patrouillen durch die Stadt zu schicken, wogegen der apostolische Legat von Ferrara, Kardinal Ciacchi, am 6. August unter Zuziehung eines Advocaten, Protest einlegte, indem er geradezu behauptete, der Festungs-Kommandant habe gar kein Recht, die Stadt von Patrouillen durchziehen zu lassen.

Graf Auersperg kehrte sich an diesen Protest nicht im Geringsten; er fuhr sogar in den begonnenen Maßregeln fort, in-

dem er die Thore der Stadt Ferrara beſetzen ließ, wogegen der Kardinal Ciacchi zum zweiten Male Proteſt einlegte.

Der Pabſt billigte das Benehmen ſeines Legaten, er erließ eine Circular-Note an die Großmächte Europa's, in welcher er ſich über die Eigenmächtigkeit Oeſterreichs beſchwerte, und im ganzen Kirchenſtaat fand dieſe Handlungsweiſe des Pabſtes den größten Anklang, denn überall waren die Gemüther erregt, überall war man aufgebracht gegen die Deutſchen.

Was die Rechtsfrage dieſer Beſatzung von Ferrara betrifft, ſo ſtellt ſich dieſe folgendermaßen: In der Wiener-Congreß-Akte 103. iſt dem Kaiſer von Oeſterreich das Beſatzungsrecht der feſten Plätze Ferrara und Comacchio vorbehalten, und dabei das Wort „place“ gebraucht. Oeſterreich bezog dieſen Ausdruck auf die ganze Stadt, der Pabſt hingegen nur auf die Citadelle; von Patrouillen iſt in dem ganzen Artikel keine Rede.

Die Citadelle von Ferrara iſt ſehr klein, ſo daß ſie kaum ein Bataillon und gar keine Cavallerie faſſen kann; ſie liegt außerdem in einer ungeſunden, ſumpfigen Gegend, ſo daß Oeſterreich gleich bei der erſten Beſatzung Kaſernen in der Stadt einrichtete, in welche es die Truppen legte, ohne daß deshalb vom Kirchenſtaat Beſchwerden erhoben worden wären. Die Thore aber ließ es nicht beſetzen, und eben ſo wenig ſchickte es Patrouillen, was wohl jedenfalls geſchehen wäre, wenn man geglaubt hätte, das Recht dazu zu haben. Es war natürlich, daß durch die Beſetzung der Thore, welche bisher die Bürgerwachen inne gehabt hatten, durch öſterreichiſche Soldaten, die Aufregung im hohen Grade wuchs. Im ganzen Kirchenſtaate meldeten ſich Freiwillige, welche bei dem etwaigen Krieg gegen Oeſterreich mit enthuſiaſtiſcher Freude

die Waffen ergreifen wollten, und selbst junge Leute aus andern italienischen Ländern strömten nach Rom, um sich dieser Bewegung, welche man als eine Sache ganz Italiens ansah, anzuschließen. In Forli bildete sich sogar ein Lager von Freiwilligen, welches sich aber bald wieder auflöste.

Es kamen, um die Aufregung zu vermehren, noch manche Fälle von Eigenmächtigkeit österreichischer Soldaten hinzu, die überall im Volke weiter erzählt wurden. So wurde ein Maurer, der vor einer österreichischen Schildwache rauchend vorüberzog, von dieser arretirt, und ein Geistlicher von den Soldaten beleidigt. Mehrere andere Streitigkeiten ähnlicher Art erregten die Aufregung immer mehr und mehr.

Die Schuld bei solchen Vorfällen war natürlich auf beiden Seiten; aber die Oesterreicher schoben sie den Römern zu, und so umgekehrt.

Erst zu Ende des December 1847 wurde die Streitigkeit durch die Bemühungen des Kardinals Feretti einigermaßen beigelegt. Die Oesterreicher gaben in soweit nach, daß päbstliche, nach Ferrara ziehende Truppen die Hauptwache und drei Thore dieser Stadt besetzen durften, das vierte Thor blieb ganz unbesetzt, da es in der Nähe der von den österreichischen Truppen besetzten Citadelle lag.

Der Pabst war mit dieser Auskunft so sehr zufrieden, daß er der Frau des österreichischen Gesandten aus Dankbarkeit für die Bemühungen ihres Mannes sein Bildniß in Silber schenkte.

Ein für ganz Italien höchst bedeutungsvolles Ereigniß war der am 3. November zu Turin zwischen dem Kirchenstaate, Toscana und Sardinien geschlossene Zollvereinsvertrag, welcher den Grund legen sollte zur Verschmelzung der mate-

riellen Intereſſen der verſchiedenen italieniſchen Staaten, und dadurch zur italieniſchen Einheit.

Am 16. November 1848 eröffnete Pius die Staatsconſulta oder berathende Ständeverſammlung, welche aber eben nur eine berathende, niemals nach der beſtimmteſten Verſicherung des Pabſtes, eine entſcheidende Stimme haben ſollte.

Dieſe Conſulta hielt am 29. December eine Plenarverſammlung, in welcher ſie ein Organiſations-Reglement verleſen ließ.

Pius IX., der ausgezeichnete Leute überall herauszufinden wußte, und ſich beſonders gern dem Volke näherte, zog auch den Pater Ventura zu ſich heran, den wir als ausgezeichneten Volksredner ſchon kennen, und dieſer machte mit ſeinem gewöhnlichen Freimuth folgende Vorſchläge, von denen man hoffen durfte, daß ſie beruhigend auf die fortwährend gährende liberale Partei einwirken würden. Die Staatsconſulta entſprach noch nicht allen Anforderungen, Pater Ventura ſchlug daher vor, ſie zu verdoppeln und ihr das Kollegium aller Kardinäle als eine Art erſter Kammer beizugeſellen. Es würden die Kardinäle dadurch mit in die Reformbewegungen gezogen und dem Volke genähert werden.

10.

Das neue Jahr fing höchſt unruhig an. Durch unglückliche Mißverſtändniſſe hatte ſich zwiſchen dem Pabſte und ſeinem Volke ein Mißtrauen eingeſchlichen, welches von höchſt unglücklichen Folgen hätte ſein können, wenn nicht mehrere würdige Volksmänner, und unter ihnen wieder vor allen der tüchtige Cicerovacchio und der Fürſt Coroſini ſich angeſtrengt

hätten, das Vertrauen zwiſchen Fürſt und Volk wieder herzuſtellen.

Schon in den letzten Tagen des December hatten ſich auf der Piazza del Popolo die radicalen Fortſchrittsmänner, die nimmer raſtenden Mitglieder und Anhänger der Giovine Italia verſammelt und eine Petition abgefaßt, welche 35 gebieteriſche Forderungen aufſtellte. Es waren dieſe Forderungen alle im Sinne aller der Reformbewegungen, welche jetzt ganz Europa durchſchüttern, wenn auch freilich nicht ſo weit gehend, als diejenigen, welche zu erfüllen, noch vor wenigen Tagen den Fürſten Deutſchlands unmöglich ſchien.

Auch für den Pabſt waren dieſe Forderungen der radicalen Partei etwas ganz Unerhörtes, und ganz beſonders war damals an die Erfüllung eines der Hauptpunkte, die Fortjagung aller Jeſuiten, gar nicht zu denken. Der Pabſt wollte daher von einer ſolchen Adreſſe natürlich nichts wiſſen, die Adreſſanten wollten ſich aber nicht zurückweiſen laſſen, und verſuchten es, ihre 35 Artikel mit Gewalt dem Pabſt zu überbringen.

Einige ſehr unangenehme Scenen waren die Folge davon. Der Guvernatore hatte die Polizeimannſchaften ſämmtlich aufgeboten und überall die Wachen um 100 Köpfe verſtärken laſſen. Am Abende patrouillirten Grenadiere in den Straßen von Rom, was ſelbſt bei der Juliverſchwörung nicht geſchehen, und den Römern etwas ganz Unerhörtes war. Auch Kavallerie ritt auf, welche den Befehl „zum Einhauen" gehabt haben ſoll; aber allen dieſen impoſanten Truppenaufſtellungen gegenüber befand ſich merkwürdiger Weiſe gar kein Feind. Vergeblich ſuchten die Patrouillen umher, um Unruheſtifter zu

entdecken, vergeblich wollten ſie Tumultanten finden, es fand ſich Niemand.

Diejenigen, welche ſich auf der Piazza del Popolo verſammelt hatten, um nach dem Quirinal zu ziehen, und dem Pabſte ihre Adreſſe abzugeben, waren, als die Polizeiſoldaten ſie auf der Piazza auseinander getrieben hatten, zum Fürſten Corſini gegangen, welchen ſie zu einer Mittelsperſon zwiſchen ſich und dem Pabſte erwählten. Der Fürſt hatte vor Allem den Auftrag, die Adreſſanten bei ſeiner Heiligkeit von dem Verdachte zu reinigen, als hätten ſie ihre Bittſchrift auf eine unſchickliche Weiſe vorbringen wollen. Der Fürſt unterzog ſich gern dieſem Geſchäft und erhielt auch in der That Zutritt bei dem Pabſte, den er aber, wie es ſcheint, nicht ganz überzeugen konnte, da man ſo große Vorſichtmaßregeln gegen die vermeintlichen Ruheſtörer nahm, da ſelbſt auf Monte Cavallo die Thore des päbſtlichen Palaſtes geſchloſſen wurden, weil man einen Ueberfall fürchtete.

Allerdings wurde ſpäterhin erzählt, alle dieſe Vorſichtsmaßregeln ſeien nicht vom Pabſte ſelbſt, ſondern nur von ſeiner ſehr beſorgten Umgebung ausgegangen, und bei dem offenen zutrauensvollen Charakter, den Pius ſtets ſeinem Volke gegenüber gezeigt hatte, hat dieſe Annahme viel Wahrſcheinlichkeit für ſich; aber wie dem auch ſein möge, die Römer fühlten ſich verletzt durch einen Mangel an Vertrauen, von dem ſie fühlten, daß er unverdient ſei, denn ſie hatten ja oft genug dem Pabſte die beweiſendſten Zeichen ihrer enthuſiaſtiſchen Liebe gegeben.

Noch vor wenigen Tagen erſt hatten ſie auf überzeugende Weiſe ihre Geſinnungen dargethan. Am 27. Dezember war der Namenstag des Pabſtes geweſen, und das Volk hatte

durch Cicerovacchio veranlaßt, beſchloſſen, dieſen Tag durch eine ſchöne Feier zu verherrlichen, um dadurch dem Pabſte zu zeigen, wie allgemein er geliebt werde; und zwar ſollte dieſe Feier in einem großartigen Fackelzuge beſtehen, den man dem Pabſte bringen wollte.

Ein furchtbares, beſonders dem Südländer empfindliches, Wetter ſchien die ſchöne Feier gänzlich zerſtören zu wollen. Es war ſehr kalt, der Sturm heulte durch die engen Straßen und peitſchte den kalten Regen den nach dem Quirinal Ziehenden gerade ins Geſicht; es war ein Wetter, vor welchem ſich jeder Italiener ſobald als möglich an das warme Kaminfeuer flüchtet.

Schon war Alles zum Fackelzug vorbereitet, aber kaum war er begonnen, als die Fackelträger zurückkehren wollten; da aber trat Cicerovacchio auf. Mit beredten Worten ſagte er dem Volke, welche Verpflichtungen es gegen ſeinen hochherzigen Fürſten habe, und wirklich bewegte er die Menge, ihm zu folgen.

Der Fackelzug von ungeheurer Ausdehnung zog den Corſo entlang nach Monte Cavallo, und ein regenfreier Augenblick begünſtigte jetzt den Zug; aber zuckende Blitze, und ein in der Ferne rollender Donner verkündeten den nahen Gewitterſturm.

Ein großes Banner, auf dem ein Glückwunſch zum Namenstage des Pabſtes mit goldenen Buchſtaben geſchrieben ſtand, wurde dem Zuge voran getragen; ebenſo auch ein Adler mit einem Eichenkranz, unter dem die Inſchrift: „Pius IX, dem Vater des Vaterlandes," eingegraben war. Im Zuge ſelbſt waren alle Klaſſen der römiſchen Bevölkerung vertreten,

der Lastträger, wie der Fürst, der angesehene reiche Bürger, wie der Geistliche.

Kaum war der lange Zug vor dem Quirinalischen Palaste angelangt, als Pius IX. auf der Loggia desselben erschien, und unter dem unendlichsten Jubel Aller dem Volke seinen Segen ertheilte. Dann entfernte sich der Zug, indem des Rufes: „Viva Pio IX.“ kein Ende war.

Man ging ruhig auseinander, und keine Unanständigkeit kam vor, wenn auch einige Unordnungen bei dem aus allen Ständen zusammengewürfelten Zuge unvermeidlich waren.

Eine solche Demonstration hätte dem Pabste zeigen können, daß die große Menge des Volkes ihm mit höchster Liebe zugethan, unn daß die von den Radikalen aufgesetzten 35 Artikel nur eine Aeußerung Einzelner sei.

Dem Fürsten Corsini und dem braven Cicerovacchio, diesen beiden ganz für das Volk lebenden Männern, war es vorbehalten, den Frieden zwischen Fürst und Volk wieder herzustellen. Der Fürst Corsini mischte sich selbst unter die Grenadiere, welche durch die Straßen Roms patrouillirten. Er führte sie nach Trastevere, wo dem Gerüchte nach die Tumultuanten ihren Sitz haben sollten, um ihnen und dem Pabste zu beweisen, daß alle vorgespiegelten Gefahren nur auf leeren Sagen beruhten, und in der That fanden sich in Trastevere auch nicht einmal die Anzeichen eines Tumultes. Von dort kehrte der Fürst zurück, und setzte sich mit den Senatoren in Verbindung, deren einem es gelang, den Pabst von der Nichtigkeit aller umlaufenden Gerüchte zu überzeugen. Die Fürsten Borgheſe und Doria begaben sich, durch das Volk veranlaßt, ebenfalls zu dem Pabste, und kehrten dann zu dem Volke zurück, um diesem die Nachricht zu bringen, daß der

heilige Vater kein Mißtrauen mehr in die Treue ſeiner Römer ſetze. Da war der Jubel allgemein, und als nun vollends der Pabſt ſelbſt im Publikum erſchien, wurden die Römer von einem ſo unendlichen Enthuſiasmus, von einer ſolchen niegekannten Rührung ergriffen, daß Pius vor Entzücken über dieſe endloſe Liebe Thränen vergoß.

Cicerovacchio erſchien mit einer Fahne, auf welcher die Worte ſtanden: Santo Padre, giustizia al popolo che é con voi (Heiliger Vater, Gerechtigkeit dem Volke, das mit Euch iſt), und der Friede, das Vertrauen zwiſchen dem Pabſte und dem Volke war vollſtändig wieder hergeſtellt.

Freilich einige unruhige Köpfe gab es in Rom immer noch, wie es deren wohl überall giebt. Es hatten dieſe jungen Leute ſich in Klubs vereinigt, und ſie bemühten ſich, Gerüchte in dem Volke auszuſprengen, welche Unruhe und Beſorgniß erregen, welche die Römer gegen den Pabſt aufreizen ſollten.

Die Ereigniſſe, welche im lombardiſch-venetianiſchen Königreiche und in Neapel ſo eben ſtatt gehabt hatten, deren Schilderung wir den nächſten Kapiteln vorbehalten müſſen, gaben zu ſolchen Aufreizungen in der That Stoff genug, und die Klubs bemühten ſich, dieſe Ereigniſſe in jeder Beziehung auszubeuten, um Unruhe zu erregen. Sie legten es förmlich darauf an, den nachſichtigen Pabſt zu Maßregeln der Gewalt und Gegenwehr zu treiben, indem ſie hofften, durch politiſche Verhaftungen eine noch höhere Aufregung zu Stande zu bringen.

Eine öſterreichiſche Intervention in Neapel, welche allerdings zu fürchten war, gab den erſten Anlaß, Beſorgniſſe zu erregen, und von dieſem Augenblicke an, blieb kein Agitationsmittel unverſucht.

In S. Carlo war am Corſo für die in Mailand, bei

dem ſogenannten Cigarrenkraval, von dem wir ſpäter ſprechen werden, Gefallenen ein großes Todtenamt gehalten worden, und die Unruheſtifter benutzten nun die Sympathien, welche in Rom gegen Mailand herrſchten, um neue Unruhen anzufachen.

In allen Kaffeehäuſern wurde ein aus einer Winkelpreſſe entſproſſenes, wahrhaft blutdürſtiges Pamphlet gegen die Regierung vertheilt. Man beſchuldigte dieſelbe, daß ſie mit Oeſterreich im Bunde ſtände, um die Bewegungen in der Lombardei und in Neapel zu unterdrücken; man klagte ſie des Hochverraths am Volke an, und ſprach von der Rache oder vielmehr von der blutigen Strafe, welche man über die Feinde des Fortſchritts und der Freiheit verhängen wollte. „Nur die Perſon des Pabſtes," ſo hieß es in dem Pamplet, „iſt uns unverletzlich."

Obgleich die Ereigniſſe in der Lombardei und in Sicilien auch in Rom Alles in Aufregung und Beſtürzung verſetzten, ſo vermochten doch bis jetzt dieſe Verdächtigungen der Regierung im Volke noch keine Wurzel zu faſſen, und erſt ſpäteren Ereigniſſen war es vorbehalten, eine wirkliche Unruhe in demſelben zu erregen.

11.

Die Verbeſſerungen, welche der Pabſt in der Regierung einführte, gingen unterdeſſen ihren ruhigen Gang fort. Durch das Motu proprio sul Consiglio dei Ministri vom 30. December ſtellte Pius die einzelnen Miniſter unabhängig von einander in ihren Funktionen; aber eine noch bei weitem wichtigere Veränderung brachte der 21. Januar.

Der Staatsſecretair Feretti reiſte an dieſem Tage nach

Ravenna ab und der Kardinal Bofondi übernahm an seiner Stelle das Staatssecretariat; das aber war nur ein Nebending gegen die ungeheure Umwälzungen aller bisherigen Verhältnisse des Kirchenstaates, welche Pius endlich, nach unsäglichen Mühen und Streitigkeiten mit den Kardinälen auszuführen wußte.

So lange man denken konnte, waren die Minister, und ersten Staatsstellen im Kirchenstaat nur durch Kardinäle besetzt worden, und dies war ein Grund zu der früheren großen Unzufriedenheit; jetzt endlich wurden zwei Weltliche zu Ministern ernannt! Der Graf Pietro Ferretti, ein Bruder des Kardinal Staatssecretairs erhielt das Portefeuille der Finanzen und Don Michele Gaetani, Fürst von Teano wurde zum Polizeiminister ernannt. Schon früher war der Fürst Gabrielli Kriegsminister geworden.

Es war kaum möglich, passendere und beliebtere Personen in das Ministerium zu berufen, denn Graf Pietro Ferretti war ein ächter Volksmann, der schon längst bei den Volksbewegungen in Rom an der Spitze gestanden hatte, und allgemein beliebt und bekannt war; ebenso auch Gaetani, der für einen der geistreichsten Römer galt, und von dem Vornehme und Geringe blendende Witze erzählten.

Schon am ersten Tage seiner Ernennung machte Gaetani sich verdient um den Staat. Er ging nach dem Caffé delle belle arti, wo sich täglich die Progessisten einfanden, diejenige Parthei, welche, meist aus jungen Leuten bestehend, alle Reformen überstürzen und mit einem gewaltigen Sprung die zügelloseste Freiheit haben wollte. Dieses Caffé war es, wo die meisten jener aufrührerischen Pamphlete erschienen und vertheilt wurden, deren wir bereits erwähnt haben. Hier

war der Ort, wo ſich alle Unzufriedenen trafen, wo man alle Maßregeln verabredete, welche die öffentliche Ruhe ſtören konnten.

Auch eine ſchöne, wenn auch nicht mehr jugendliche Dame war die tägliche Beſucherin des Caffé delle belle arti, die Fürſtin Belgiojoſo hatte ſich mit dem vollſten Feuereifer eines leidenſchaftlichen italieniſchen Weibes allen den Freiheitsideen angeſchloſſen, welche ganz Italien durchglühten, und ſie hatte es ſich zur Lebensaufgabe geſtellt, durch Wort und That für dieſe Ideen zu wirken. So ging ſie denn oft an öffentliche Orte, und ſprach dort offen und furchtlos ihre Ueberzeugung aus.

Waren ſchon vorher die jungen Römer für die Freiheitsideen eingenommen, ſo mußten die beredten Worte aus ſo ſchönem Munde ſie vollends begeiſtern. Stets war die Fürſtin von einem Schwarm junger Römer umgeben, welche mit Entzücken ihren Worten lauſchten, und ſich ſelbſt ſchworen, Gut und Blut für die Freiheit zu opfern.

Nach dieſem Caffé, vielleicht demjenigen Orte, welcher der Regierung der allergefährlichſte war, begab ſich Gaetani und wußte durch witzige Reden, durch die Hindeutung darauf, daß der Pabſt von freien Stücken auf dem Wege der Reform, den er ſeit dem Beginn ſeiner Regierung niemals verlaſſen habe, Alles gewähren werde, was man vernünftiger Weiſe von einem Kirchenfürſten fordern könne, die jugendlichen Feuerköpfe wenigſtens einigermaßen zu beruhigen.

13.

Wir ſchließen hier das erſte Kapitel der Geſchichte des Kirchenſtaates, ohne dieſelbe, wie wir anfangs beabſichtigten,

bis zum Beginn der franzöſiſchen Revolution fortzuführen. Wir müſſen uns dieſe kleine Unregelmäßigkeit jetzt, wie ſpäter noch öfter, erlauben, weil ein Ereigniß, wie die franzöſiſche Revolution, zwar von der allerhöchſten Wichtigkeit für alle Länder Europas iſt, aber doch in der Geſchichte derſelben nicht überall einen Abſchnitt bildet. Für die Geſchichte des Kirchenſtaates iſt in der Folge die Kenntniß der Ereigniſſe in Neapel, Palermo, Mailand, Venedig und den übrigen italieniſchen Städten und Ländern von ſo hoher Wichtigkeit, daß ohne dieſelbe ein Verſtändniß kaum möglich ſein würde. Wir wenden uns daher zuerſt nach Neapel, und hoffen, daß der Leſer uns gern dahin folgen werde, denn wir werden der ſpannenden und intereſſanten Scenen dort viele zu erzählen haben. Zuvor aber ſei es uns vergönnt, noch wenige Worte über die religiöſen Anſichten Pius IX. zu ſagen.

Pius IX., ſo freiſinnig er in politiſcher Hinſicht ſich ſtets gezeigt hat, iſt niemals von der reinen katholiſchen Lehre im Geringſten abgewichen. Sein Glaubensbekenntniß iſt ganz das, welches allen ſeinen Vorgängern im Pontificat zur Richtſchnur gedient hat. Er iſt energiſch aufgetreten, ſowohl gegen die Hermeſiſche Lehre, als gegen die der Deutſchkatholiken; aber er hat ſich überall beſtrebt, eingeriſſene, unſittliche Mißbräuche aus dem Innern des Katholizismus zu entfernen. Die Hoffnung, welch man anfangs hegte, daß Pius manche, der Vernunft widerſtrebenden Lehren des Katholizismus ausrotten und denſelben auf die Lehren der Apoſtel ſelbſt zurückführen werde, iſt nicht erfüllt worden, und wird es wohl auch nie werden.

Drittes Kapitel.

Neapel und Sicilien.

1.

Auf König Franz I., der im November des Jahres 1830 ſtarb, folgte der jetzige König von Neapel Ferdinand II., der in ſeinem 21. Jahre den Thron beſtieg.

Große Hoffnungen hatten die Einwohner Neapels und Siciliens auf dieſen Thronwechſel gebaut. Man hoffte endlich auf eine Conſtitution, die dem Königreiche beider Sicilien ſo oft verſprochen, ſo oft gewährt, und ſo oft wieder genommen worden war; man hoffte endlich auf ein milderes Regiment, als das der früheren Könige, auf eine geordnetere Finanzverfaſſung, kurz auf Verbeſſerungen im ganzen Staatsweſen.

Anfangs ſchien es auch wirklich, als wolle Ferdinand II. die Wünſche und Hoffnungen ſeiner Unterthanen erfüllen, denn er begann ſeine Regierung mit einer freilich nicht ganz allgemeinen Amneſtie, mit einer Veränderung des im Volke unbeliebten Miniſteriums, einer Verringerung der Mahlſteuer und Civilliſte und überhaupt mit einer Ordnung des ganzen Staatshaushaltes.

So gaben ſich denn die Sicilianer den ſchönſten Hoffnungen für die Zukunft hin, aber gar bald wurden ſie aus ihren ſüßen Träumen unſanft emporgeriſſen, denn zum größten Schrecken bemerkten ſie, daß Ferdinand ſich immer mehr an Oeſterreich anſchloß und deſſen Regierungsſyſtem zu dem ſeinigen machte. Er verſchärfte die Cenſurmaßregeln, begün-

stigte die Jesuiten, und zwar so sehr, daß er sogar seinen jüngern Bruder, den Grafen Trapani in das Kollegium de Nobili nach Rom schickte, wo derselbe unter der Leitung der Jesuiten zum Priester ausgebildet werden sollte. Die Hoffnung auf eine Constitution mußte ebenfalls bald genug aufgegeben werden, denn eine Note König Ferdinands erklärte mit Bestimmtheit, daß derselbe niemals die Absicht gehabt habe, etwas in der Form seiner Regierung zu ändern, da sie die einzige sei, welche sich mit der Ruhe und Wohlfahrt seiner Völker vereinigen lasse; zum Ueberfluß, um jede etwanige Hoffnung abzuschneiden, erschien auch am 13. September 1834 ein Circular des Staatspräsidenten, worin erklärt war, der König werde stets eine vollkommen absolute Monarchie unwandelbar aufrecht erhalten, und sei gegen jede Veränderung derselben vom tiefsten Abscheu durchdrungen.

Dergleichen Erklärungen mußten die schlummernde Unzufriedenheit immer aufs Neue wieder erwecken, und schon in der Mitte des Jahres 1836 brachen in Sicilien arge Unruhen in Folge der das ganze Land furchtbar verheerenden Cholera aus. Diese Unruhen wurden zwar bald unterdrückt, und sogar zur Strafe für dieselben Sicilien zur neapolitanischen Provinz gemacht, auch das Ministerium der sicilianischen Angelegenheiten aufgehoben, aber die Unzufriedenheit dadurch nur um so mehr vergrößert.

Auch die frühere Milde des Königs verwandelte sich bald in grausame Strenge. Hinrichtungen auf Hinrichtungen von Verschwörern sollten den Sicilianern zeigen, daß König Ferdinand auch energisch zu Werke gehen könne. Eine dieser Hinrichtungen, das Blutgericht in Cosenza am 25. Juni 1845, bei welchem die Gebrüder Bandiera mit 17 Begleitern

enthauptet wurden, haben wir dem Leſer bereits in der allgemeinen Einleitung erzählt.

2.

Die Aufregung in Neapel und Sicilien, als Pius IX. an die Regierung kam und aus freiem Antriebe die uns bekannten Reformen im Kirchenſtaate durchführte; ſie wuchs um ſo mehr, als man ſah, daß Ferdinand II. ſich beſonders an den Kardinal Lambruſchini, das Haupt der reaktionären Parthei in Rom anſchloß.

Es verbreiteten ſich etwa im Juli des Jahres 1847 Flugſchriften und Pamphlete revolutionären Inhalts überall in Neapel und Sicilien; woher dieſelben kamen, das wußte Niemand, aber ſie waren da und fanden Eingang in das Volk, trotz aller Bemühungen gelang es der Regierung nicht, ſie zu vernichten oder nur zu unterdrücken. Eine dieſer Broſchüren, mit dem Titel: Protesta del Popolo del Regno delle Due Sicilie fand beſonderen Anklang. Sie behandelte die Regierungsverhältniſſe des Königreichs ſeit dem Jahre 1820 und ſchilderte dieſelben mit den grellſten, furchtbarſten Farben, indem ſie ganz unverholen zum Aufſtand, zur Befreiung von dem unerträglichen Joche der Tyrannei aufforderte.

Die Regierung wendete vergebens die allerhöchſte Sorgfalt an, um die Verfaſſer und Verbreiter ſolcher Schriften zu entdecken und zu beſtrafen; vergeblich ließ man das Gepäck und die Perſonen der in Neapel und beſonders in Palermo ankommenden Fremden zur größten Unbequemlichkeit aller Reiſenden ſorgfältig unterſuchen, man entdeckte wenig oder nichts, ja, die Verbreiter ſolcher Broſchüren wußten ſogar mit derbem Spott auf die Maßregeln der Polizei ein Exemplar

der erwähnten Schrift: Protesta ꝛc. in den Zimmern des Königs niederzulegen.

Der König war hierdurch ſehr mißgeſtimmt, er war es um ſo mehr, als er einſah, daß die Unzufriedenheit nicht ohne Grund ſei, beſonders in Sicilien, wo das Volk durch furchtbare Steuern bedrückt wurde. Sicilien hatte früher nicht mehr als 480,000 Unzen zu drei Ducaten an Steuern bezahlen müſſen, jetzt betrug die ihm aufgelegte Laſt nahe an 4 Millionen, dazu kam noch die Eigenmächtigkeit und Selbſtſucht der Beamten, welche, wenn ſie nicht beſtochen wurden, die Steuern auf das Hartherzigſte eintrieben und dadurch viele arme Familien an den Bettelſtab brachten, oder was noch ſchlimmer war, ſie veranlaßten, ſich den politiſchen Räuberbanden zuzugeſellen, welche in beiden Sicilien ihr Weſen trieben. Die Beſtechung der Beamten, welche zum großen Theil aus einem wahrhaft nichtswürdigen Geſindel beſtanden, war ganz allgemein, und ſo kam es, daß von der ungeheuren, dem Volke aufgebürdeten Steuerlaſt doch im Ganzen nur ſehr wenig den Staatskaſſen zufloß.

Der König hatte zur Abhülfe dieſer Uebelſtände allerdings den beſten Willen, aber da er keine politiſchen Freiheiten gewähren wollte, waren die von ihm gebrauchten Mittel, die Einführung einer Discontobank und eines Wechſelcredits, für Meſſina ſehr wenig zureichend.

In den Neapolitaniſchen Abruzzen zogen ſich gegen Ende des Juli große Räuberbanden zuſammen, welche ſich täglich vermehrten, und zwar anfangs allerdings nur auf Raub und Plünderung auszugehen ſchienen, nach und nach aber immer mehr einen politiſchen Charakter annahmen, indem ſich ihnen junge Leute aus den höchſten Familien zugeſellten.

Vergeblich ſetzte man einen Preis, bis 1000 Ducaten, auf den Kopf der Anführer, vergeblich ſchickte man eine Truppen-Abtheilung unter dem General Statella gegen dieſelben, man vermochte ſie nicht zu unterdrücken, denn ein tapferer und fanatiſcher Prieſter wußte einen Guerillakrieg mit denſelben trefflich zu organiſiren.

Der General Statella glaubte durch Strenge die Banden zurückzuſchrecken, natürlich aber ohne Erfolg. Er ließ drei gefangene Inſurgenten erſchießen, was aber kein anderes Reſultat hatte, als daß die Räuber Repreſſalien gebrauchten und ihrerſeits fünf gefangene Gensd'armen erſchoſſen. Die Bande vermehrte ſich trotz der ſtrengen Maßregeln immer mehr und mehr, gegen Ende Auguſt zählte ſie ſchon gegen 800 Berittene.

Es hatten während dieſer Zeit auch in Palermo und Neapel ſich geheime Verſchwörungen gebildet, welche aber durch ein bei der Neapolitaniſchen Regierung beliebtes nichtswürdiges Mittel, nämlich durch die Verletzung des Brief-Geheimniſſes, entdeckt wurden. Der Zweck dieſer Verſchwörung, an welcher ſehr viele Soldaten, und ſelbſt einige Neapolitaniſche Offiziere Theil nahmen, war die Unabhängigkeits-Erklärung Siciliens, und die Erhebung des Prinzen Carl von Capua zum König dieſer Inſel.

Am 11. Auguſt ſollte die Verſchwörung ausbrechen und mit der Ermordung derjenigen Offiziere beginnen, welche an dem Komplott keinen Theil genommen hatten; aber am 7. Auguſt ſchon wurde ſie durch aufgefangene und eröffnete Briefe entdeckt und die Verſchworenen wurden verhaftet. Man nahm in Neapel nicht weniger als 7—800 junge Männer aus dem Bürgerſtande gefangen, welche theils dieſer, theils einer auf

die Freiheit Neapels hinzielenden und mit der Sicilianischen in Verbindung stehenden Verschwörung angehörten.

Daß Gewaltmaßregeln ein Volk, welches sich seine Freiheit erkämpfen will, nicht zurückhalten können, erwies sich auch hier wieder deutlich, denn schon am Abend des 1. September brach eine neue Verschwörung in Messina aus, nachdem die Palermitanische kaum unterdrückt war, eine Verschwörung, welche auch durch Zugeständnisse, die ein am 13. August erschienenes Königliches Decret gab, nicht zurückgehalten wurde, denn eine Erleichterung der Zölle, der allerdings drückenden Abgaben auf Salz, Mahlgut und Wein, die Absetzung einiger mißliebigen Beamten erfüllte die gebieterischen, auf eine Constitution hinzielenden, Forderungen des Volkswillen noch bei weitem nicht.

Die Verschwörung brach in Messina am Abend des 1. September los: Man hatte verabredet, alle Offiziere der aus 3 Bataillonen Infanterie bestehenden Besatzung bei einem Diner zu ermorden, welches der General Busacca an jenem Abend geben wollte; aber dieser Plan kam nicht zur Ausführung, denn die Verschwörer hatten ihre Kräfte nicht gleichmäßig genug auf eine Stelle concentrirt, und wurden daher von den Truppen leicht auseinander getrieben; sie gaben aber die Hoffnung noch nicht auf.

Am nächsten Abend fanden sich große Haufen Volks vor einer Kaserne ein, in welcher 4 Kompagnieen der Besatzung lagen. Unter dem Jubelgeschrei: „Es lebe die Constitution! die Freiheit! Es lebe Pius IX.!" griff das Volk die Kaserne an, und die Truppen mußten sich zurückziehen bis nach der Citadelle, wo sie unter dem Schutze der Kanonen Halt machten; aber immer aufs Neue wurden die Soldaten angegriffen,

bis ſich endlich General Buſacca entſchloß, mit Kartätſchen unter die Menge feuern zu laſſen, und dadurch dieſelbe zu zerſtreuen, was ihm auch in der That gelang, denn die Aufrührer mußten fliehen. 40 Todte und eine große Anzahl Verwundete blieben auf dem Platze.

Faſt zu derſelben Zeit war auch in Reggio ein Aufſtand ausgebrochen. Das Volk hatte ſich bewaffnet und ein fanatiſcher Mönch ſich an die Spitze geſtellt. Unter dem Geſchrei: „Es lebe Pius IX. und die Conſtitution!“ griff das Volk die nur aus 18 Mann beſtehende Beſatzung der Stadt an, indem der unbewaffnete Mönch mit der italieniſchen dreifarbigen, weiß-roth-grünen Fahne immer vorausging.

Der Sieg war natürlich leicht zu erfechten. Die 18 Mann der Beſatzung mußten ſich ſchleunigſt zurückziehen, wobei ein Offizier auf dem Platze blieb. Nachdem die Stadt in den Beſitz der Inſurgenten gekommen war, pflanzten ſie die dreifarbige Fahne auf allen Thürmen auf, und einige Tage durchzogen fortwährend ſchreiende, jauchzende Volkshaufen die Straßen. Aber der Jubel ſollte bald enden, denn ſchon nach wenigen Tagen kamen 2000 Mann Truppen von Neapel angerückt.

Augenblicklich verſchwand die Fahne und ein paniſcher Schrecken bemächtigte ſich der Rebellen, welche ſo ſchnell, als möglich, den Gebirgen zuflohen, um ſich dort mit den Räuberbanden zu verbinden, welche überall eine Art Guerillakrieg mit den Truppen führten.

Die Anführer dieſer ſich in den Gebirgen organiſirenden Banden waren zwei Vettern Romeo, von denen der ältere ſchon längſt nicht im beſten Rufe ſtand, weil er ſich durch Finanzſpeculationen mit Staatsgeldern bereichert haben ſollte;

beide aber waren kräftige, kühne und energiſche Männer, welche den Muth nicht verloren, wenn ihnen auch Widerwärtigkeiten aller Art die Ausſicht auf einſtigen Sieg vereitelten.

Der König war über die in Sicilien und Calabrien ſich fortwährend erneuernden Aufſtände höchſt erbittert. Als er vor kurzer Zeit erſt die erwähnte Zollermäßigung gegeben, und dadurch 2½ Million Ducaten geopfert, hatte er geglaubt, Alles zu beruhigen, weil die ſchlechten Rathgeber, welche ihn umgaben, ihm die Augen niemals über den wahren Zuſtand und die Forderungen und Wünſche ſeines Volkes geöffnet hatten. Auch aus den Zeitungen konnte er die Wahrheit nicht erſehen, denn das einzige Organ, welches ſie unverhüllt den Fürſten zu geben vermag, die Preſſe, war in ſchmachvolle Feſſeln geſchlagen, und vermochte ſich daher nicht zu rühren; die wenigen aufrühreriſchen Libellen, welche dem König von unbekannter Hand ins Zimmer gelegt wurden, erſchienen nur wie die Ergüſſe aus der Feder einiger junger und enthuſiaſtiſcher Brauſeköpfe.

Welcher Art die Zeitungen damals in Neapel waren, geht daraus hervor, daß gerade zu der Zeit, wo der Kampf in Calabrien und Sicilien am heftigſten tobte, jeder Artikel die Nachricht brachte: der Aufſtand wäre ſo gut, wie unterdrückt, die Inſurgenten wären vernichtet, und die Führer derſelben theils todt, theils gefangen.

Es iſt eine merkwürdige Erſcheinung, welche wir in letzter Zeit an allen Höfen in ganz Europa gemacht haben, daß die regierenden Häupter gewöhnlich von einem Nebel der Schmeichelei heuchleriſcher Höflinge umgeben ſind, und niemals die Forderungen ihrer Völker kennen lernen, bis plötzlich die lange auf die Folter geſpannte Geduld der Unterthanen

reißt, bis ſie aufſtehen wie ein Mann und mit blutigem Kampfe ſich die Gewährung ihrer Forderungen erzwingen; dann erſt wird jene Nebelwolke durch einen zuckenden Blitz erleuchtet und aus einander geſtreut, aber oft iſt es dann zu ſpät für den Fürſten nachzugeben!

Auch König Ferdinand II. glaubte nicht, daß wirklich ſein ganzes Volk diejenigen Freiheiten wünſche, welche nach ſeiner Anſicht nur einige Aufrührer, einige Mitglieder der Giovane Italia forderten.

Es iſt dies nicht zu verwundern, denn an ſeiner Seite ſtand ein Miniſterium, welches zum großen Theil aus wirklich ausgeſucht nichtswürdigen Höflingen beſtand, und einer ſeiner Hauptrathgeber war der Miniſter del Caretto, der ſchon im Jahre 1828 ſich eine furchtbare Berühmtheit dadurch gemacht hatte, daß er faſt die ſämmtlichen Einwohner der Stadt Bosco wegen eines Aufſtandes hatte hinrichten und den Ort ſelbſt der Erde gleich machen laſſen. Der König gehorchte den Rathſchlägen dieſes Mannes und wies die Bitten des edlen Prinzen von Salerno zurück, der ihn mit thränendem Auge anflehte, von dem bisherigen Regierungsſyſtem abzugehen, den Forderungen ſeiner Völker nachzugeben, und Milde und Güte an die Stelle der ſtrengen Grauſamkeit zu ſetzen. Ferdinand folgte dieſem wohlgemeinten Rathe nicht, er ſtellte ſogar den vor einigen Jahren aufgehobenen ſpeciellen Gerichtshof für Staatsverbrechen wieder her, welcher nach Standrecht über Leben und Tod verfügen konnte, ohne daß nur eine Appellation zuläſſig war, und ſendete außer den ſchon in Calabrien und Sicilien befindlichen Truppen noch neue unter dem General Carabba dorthin, denn mit Gewalt der Waffen allein

glaubte er einen Aufstand unterdrücken zu können, den allein zeitgemäße Concessionen zu beschwichtigen vermocht hätten.

In Messina und Reggio waren allerdings die Aufrührer geschlagen und theils gefangen, theils getödtet, theils in die Gebirge getrieben worden; aber dafür brachen an den verschiedensten Orten des Königreichs neue Aufstände aus, und alle fast zu gleicher Zeit. Zur Catania in Sicilien, zu Cosenza und Catanzara in Calabrien, zu Lecce in Apulien und zu Teramo in den Abruzzen standen die Bewohner auf und überall mehrten sich die Unruhen, überall zogen sich die Rebellen in größeren Haufen zusammen, welche den Truppen tapfer widerstanden, und förmliche Guerillacorps bildeten. Wenn diese Banden auch geschlagen und zerstreut wurden, so vereinigten sie sich doch stets bald wieder. Der General Nunziante kämpfte in Verbindung mit dem inzwischen zum Marschall ernannten General Statella in Calabrien gegen die Rebellen, an deren Spitze die beiden Romeo standen.

Der ältere Romeo trug endlich auf eine Einstellung der Feindseligkeiten an und Marschall Statella gewährte ihm eine Zusammenkunft, worin Romeo forderte, der König möge einen Ministerwechsel verordnen und eine allgemeine Amnestie erlassen, dann verbürge er sich dafür, daß die Insurgenten die Waffen niederlegen würden. Statella versprach, dies dem Könige vorzustellen; aber leider fand er kein Gehör, denn die Regierung ließ sich auf keine Unterhandlungen ein, und so wurde denn der mörderische Kampf fortgesetzt, der von beiden Seiten furchtbare Opfer kostete.

Allerdings wurde der ältere Romeo gefangen, nachdem man die Bande, welche er angeführt, zerstreut und mehrere Tage auf ihn Jagd gemacht hatte; aber andere Führer fanden

ſich ſtatt ſeiner, ſelbſt alte, tüchtige, kampfgeübte Offiziere, und die Wuth der Inſurgenten wurde nur noch erhöht, als ſie hörten, daß ihr geliebter Führer unbarmherzig erſchoſſen worden ſei, daß man roher Weiſe ſeinen Kopf auf eine Pike geſteckt und auf dem Marktplatz von Reggio zum abſchreckenden Beiſpiel für andere Aufrührer aufgeſtellt habe. Solche Maßregeln erbitterten und reizten nur noch mehr auf, anſtatt abzuſchrecken.

3.

So dauerten die Kämpfe in Calabrien und Sicilien den ganzen September fort, indem bald hier die Inſurgenten, bald dort die Truppen ſiegten, wenn an einem Orte der Aufſtand gedämpft ſchien, ſo loderte er gleich darauf an einem andern wieder mit hellen Flammen auf. Vergebens bemühte ſich England den König zur Nachgiebigkeit und zur Milde zu bewegen, vergebens hoffte man in Neapel und Sicilien, daß am 15. October, als an einem Feſttage, ein umfaſſendes Amneſtie-Decret herauskommen würde; es blieb Alles beim Alten, und fortwährende Verhaftungen, fortwährende Hinrichtungen waren die Maßregeln, deren ſich die Regierung unbarmherzig bediente.

Beſonders ſchrecklich hauſten die Militaircommiſſionen. In den Provinzen wurden nach kurzem Standrecht die Gefangenen ohne Weiteres erſchoſſen; ein Verfahren, welches der General Nunziante zu ſeinem gewöhnlichen machte.

So dauerte das Blutvergießen von beiden Seiten fort. Die Räuberbanden wurden zwar mehr und mehr unterdrückt, aber doch nicht ganz aufgehoben, nur auf dem platten Lande ſchien ſich die Bevölkerung ein wenig mehr zu beruhigen.

Das Miniſterium, welches Ferdinand II. umgab, war ſelbſt über die Maßregeln, welche man zur Unterdrückung der Unruhen zu nehmen hätte, ſehr unentſchieden, und obgleich ganz Neapel, ſelbſt die höchſten ariſtokratiſchen Kreiſe eingeſchloſſen, darüber einer Meinung war, daß der König nur durch zeitgemäße Reformen ernſterem Blutvergießen entgegenwirken könne, ſo war dies doch nicht die Anſicht des Miniſteriums und ebenſo wenig die des Königs, der mit wunderbarer Starrköpfigkeit den Forderungen der Zeit einen Widerſtand entgegenſetzte, der ſpäter noch manches blutige Opfer koſten ſollte. Der König glaubte durch kleine Nachgiebigkeiten, durch einzelne Gnadenacte die Aufregung zu beſchwichtigen, und er that deshalb viele, allerdings nothwendige, aber doch unzureichende Schritte. So wurden z. B. jene gräßlichen Militairkommiſſionen, die ſo unendlich viele Hinrichtungen durch Erſchießen bewirkt hatten, endlich aufgehoben und alle Unterſuchungen wegen politiſcher Verbrechen an die ordentlichen Gerichte verwieſen, ſo wurden einzelne Inſurgenten begnadigt, wenn eben ihr Urtheil geſprochen war, und der König verſprach ſogar, alle die Todesſtrafen, welche etwa von den Gerichten verhängt werden würden, in Gefangenſchaft umzuwandeln, wie dies auch wirklich bei 14 Inſurgenten-Chefs geſchah, unter denen ſich ſogar der jüngere Romeo befand; aber eine allgemeine Amneſtie wurde nicht verkündet, und die einzelnen Gnadenacte gingen daher ziemlich ſpurlos, ohne die von dem Könige gehoffte Freude zu erregen, an dem Volke vorüber.

Das Miniſterium, welches den König umgab, war, wie wir ſchon erzählten, im höchſten Grade unbeliebt, und ganz beſonders verhaßt war der Miniſter des Innern Sant Angelo, weil er ſich von jeher den Reformbewegungen widerſetzt hatte,

und weil man ihm, und dem faſt noch mehr verhaßten del Caretto die ſtarrſinnige Hartnäckigkeit des Königs zuſchrieb.

Sant Angelo fühlte den Haß, der auf ihm laſtete und hatte deshalb, ſo wie auch die Miniſter Ferri und Pietracatella ſchon öfter ſeine Entlaſſung angeboten, welche aber bisher nicht angenommen worden war; jetzt endlich, am 20. November, trat ein Miniſterwechſel ein, welcher zugleich mit der Errichtung eines Miniſteriums für die öffentlichen Arbeiten verbunden war. Die drei genannten Miniſter ſchieden aus, und an ihre Stelle traten: Pariſi, Pietro d'Urſo und Antonio Spinelli, alle drei Männer, welche hoch in der Volksgunſt ſtanden; das Miniſterium der Finanzen aber übernahm Giuſtino Fortunato, dem man in Neapel eben nicht ſehr wohl wollte.

Wenn auch das Volk von Neapel mit dem Miniſterwechſel noch nicht ganz zufrieden war, ſo nahm es doch daraus Veranlaſſung, Feſtivitäten zu entwickeln, welche einen ganz eigenthümlichen trüben, ja Mißtrauen erweckenden Charakter hatten. Es waren Feſtlichkeiten, welche dem Mahle glichen, das man dem Verbrecher am Tage vor der Hinrichtung vorſetzt, Feſtlichkeiten, denen man es anſah, daß ſie nicht von Herzen kämen, daß ſie vielleicht nur das Vorſpiel zu furchtbaren, blutigen Ereigniſſen ſein würden. Große Volkshaufen zogen des Abends durch die blumengeſchmückten Straßen Neapels, indem ſie mit wildem Geſchrei „Lebehochs" auf den König ausbrachten; aber zwiſchen dieſen tönten auch fortwährend Lebehochs auf Italien, auf die Reform, auf Pius IX. und auf Preßfreiheit, welche oft das „es lebe der König" vollſtändig überſchrieen.

Die arme Polizei war bei dieſen Bewegungen ſchlimm

daran, denn sie getraute sich nicht die Haufen auseinander zu sprengen, welche von dem loyalsten Geiste beseelt schienen, da sie so häufig „es lebe der König" schrieen. Endlich nahmen die Aufläufe doch einen zu besorglichen Charakter an, als daß man sie länger hätte dulden können, und so durchzogen denn am dritten Abend Kavalleriepatrouillen die Stadt, welche theils mit Güte, theils mit Gewalt die wild schreienden und lärmenden Schaaren auseinander brachten.

Aehnliche Auftritte, nur etwas weniger stürmisch, gingen wenige Tage später in Palermo vor.

So ging in unheimlicher Spannung das alte Jahr zu Ende und die Neapolitaner näherten sich dem neuen mit der Hoffnung, daß der König in diesem auf friedlichem Wege ohne Blutvergießen diejenigen Freiheiten gewähren werde, welche das Volk forderte, aber dem sollte nicht so sein, denn Ferdinands hartnäckiger Sinn war noch durch russische Depeschen, welche der im Dezember in Neapel eingetroffene Graf Chreptowitsch mitgebracht hatte, und die ihm einen eisernen Widerstand gegen alle Reformbewegungen anempfahlen, zu größerer Starrköpfigkeit angespornt worden, und Ferdinand ließ sich auch durch neue Bewegungen, welche im Dezember in Calabrien und in Palermo losbrachen, aber freilich bald unterdrückt wurden, nicht warnen, erst der blutigste Bürgerkrieg konnte ihn zur Nachgiebigkeit zwingen.

4.

Das alte Jahr sollte indessen in Neapel nicht ganz ruhig vorübergehen. So ungünstig das Jahr 1847 für die Bewohner Neapels endete, denn eine furchtbare Grippe grassirte daselbst, und warf die Neapolitaner aller Stände

aufs Krankenlager, ſo wenig das häßliche und unfreundliche Wetter zu Volksaufläufen und dergleichen aufforderte, ſo war doch die allgemeine Mißſtimmung zu groß, als das Alles hätte ruhig bleiben können.

Wenn in einem Lande einmal der Bürgerkrieg ausgebrochen iſt, wenn die lange erſtickte und unterdrückte Flamme durch einen friſchen Lebenshauch angefacht wiederauflodert, dann iſt es ſchwer, kaum möglich, ſie zu unterdrücken, und ſo war es auch in Neapel.

Die Bewegungeu in Sicilien und Calabrien mußten auch in der Hauptſtadt ihren Wiederhall finden, und ſie fanden ihn auch in der That, ganz beſonders unter dem Adel und dem höheren Bürgerſtande.

Das eigentliche Volk von Neapel, jene zerlumpten Lazzaronis, jenes Bettelgeſindel, welches den Fremden in Neapel ſo furchtbar quält, nahm an den politiſchen Bewegungen natürlich keinen Theil, denn es verſtand nichts von dem Weſen derſelben, die Freiheit zu rauben, zu ſtehlen, zu plündern, war die einzige, nach welcher dieſe Volksklaſſe trachtete, aber doch war es, wie überall, auch hier gerade ſie, welche den Kern der Unruhen bilden mußte, da bei Revolten und Revolutionen nur die Maſſen ſchlagen und Reſpekt einflößen.

Der Adel, welcher die Unruhen in Neapel hauptſächlich ins Werk ſetzte, wußte ſich dieſe Volksklaſſe durch Vertheilung von Geld zu gewinnen, und außerdem war dieſelbe auch aufgeregt, weil ihr Verdienſt in den letzten Wochen ſehr gering war. Die Fremden, die Reichen ſind es, welche ſonſt in Neapel für die ärmeren Klaſſen die Quellen des Glücks ſind. In ruhigen Zeiten rechnet man auf die Anweſenheit von 5000 Fremden, welche ſich während der Wintermonate

in Neapel aufhalten, und theils durch die Verzehrung überhaupt, theils durch die Gaben, welche ſie an die Bettler vertheilen, zum Leben der ärmeren Klaſſen beitragen; im Dezember 1847 aber befanden ſich nur etwa 800 Fremde in Neapel, und die Noth des Volkes war daher groß, dazu kam noch, um den Mißmuth zu erhöhen, jene quälende Grippe und das häßliche kalte Wetter.

In der Nacht des 14. Dezember gegen ein Uhr hatte endlich die Bewegung einen Ausbruch, welche ſich ſchon längſt vorbereitet hatte.

Es ſtrömte eine große Menge Volks auf der Piazza della Carrida zuſammen, welches den verſchiedenſten Ständen angehörte. Da ſah man elegant gekleidete junge Fürſten neben dem Bürger und dem Lazzaroni, meiſt aber waren nur Leute aus dem Adel und dem Bürgerſtande zugegen.

Die Gensd'armen und Polizeibeamten mochten eine ſolche Zuſammenrottung wohl nicht vorausgeſehen haben, denn keiner von ihnen ließ ſich blicken. Erſt als die Menge mit dem fortwährenden Jubelruf: „Es lebe Italien! Es lebe Sicilien, Pius IX. und die Reform!“ die Toledoſtraße herab nach dem Palaſte der Miniſter ging, ſtellte ſich derſelben hier eine Abtheilung Gensd'armen mit gefälltem Bajonette entgegen und ſtreute den Volkshaufen auseinander, der ſchnell vor ihr zurückwich.

Bald aber ſammelten ſich die Maſſen wieder und zogen aufs Neue dem Miniſter-Palaſte zu. Sie hatten ſich mit Stöcken und Dolchen, Beilen und ähnlichen Waffen verſehen und auf einen Angriff gefaßt gemacht; dieſer erfolgte dann auch bald. Mit gefällten Bajonetten drangen die Soldaten auf das Volk ein, wurden aber diesmal nicht ſobald Meiſter des Haufens, der ſich tapfer wehrte. Tüchtige Dolchſtöße und

Stockſchläge wurden ausgetheilt, wodurch dann ein Gensdarm getödtet und acht andere verwundet; nach den Militairkrankenhäuſern gebracht werden mußten, auch mehrere Bürger erhielten theils leichte, theils ſchwere Verletzungen.

Auch vor dem königlichen Palaſte hatte ſich das Volk in Maſſen zuſammengezogen, hier aber war eine imponirende Truppenmacht aufgeſtellt worden, ſo daß ein Angriff von Seiten des Volks ganz unmöglich ſchien. Fußvolk und Reiterei ſtanden in großen Colonnen da und der Gouverneur von Neapel hatte ſich ſelbſt an die Spitze geſtellt. Auch zwei Kanonen waren aufgefahren, neben denen die Kanoniere mit brennenden Lunten ſtanden, um in jedem Augenblick bereit zu ſein, den königlichen Palaſt vor den Angriffen des Volks zu ſchützen.

Hiergegen war im Augenblick wenigſtens nichts zu machen. Das Volk zog ſich deshalb unter fortwährenden Lebehochs auf Italien, Sicilien, Pius IX. und die Reform nach der Chiajaſtraße zurück, wobei einige durch Säbelhiebe der Kavallerie verwundet, andere gefangen genommen wurden; die meiſten Gefangenen entriß aber das Volk den Händen der Soldaten gleich wieder.

Die Soldaten legten an dieſem, wie an den folgenden Tagen eine große Kampfluſt an den Tag, welche nur durch die milden und vernünftigen Maßregeln des Gouverneurs von Neapel, des Generals Statella gezügelt wurde; deſſenungeachtet aber kam es häufig genug vor, daß die wilde Soldateska auf die Volkshaufen einhieb, wo es gar nicht nöthig geweſen wäre, daß ſie ſogar völlig friedliebende und harmloſe Leute, welche ihren Geſchäften nachgingen, angriff und verwundete. So wurde z. B. der Advocat de Martino von

Säbelhieben verwundet, als er eben mit ſeinen Akten unter den Arm aus einem Hauſe trat, um einen Geſchäftsgang zu machen, und ähnlich ging es dem Pfarrer eines Schweizerregiments.

Die ſtrenge Maßregeln der Regierung, die fortwährenden Verhaftungen veranlaßten allerdings für den Augenblick eine Unterdrückung der Unruhen, aber zu gleicher Zeit auch eine immer wachſende Erbitterung.

Der König war ſehr mißgeſtimmt und aufgebracht über die revolutionären Bewegungen in Neapel. Er war es um ſo mehr, als ſich täglich deutlicher herausſtellte, daß England die Conſpiration in beiden Sicilien eifrig unterſtützte, daß engliſches Geld und engliſche Waffen dort überall Eingang fanden. Vergeblich waren daher die Bittſchriften vieler angeſehenen Männer, welche zuſammengetreten waren, um eine Fürſprache für die Gefangenen einzulegen, indem ſie ſagten: „Wenn der König ſtrafen würde, möge er nicht nur diejenigen ſtrafen, welche durch einen Zufall gefangen genommen worden wären, ſondern auch alle diejenigen, welche ſich deſſelben Verbrechens einer glühenden Vaterlandsliebe ſchuldig gemacht hätten.

Der König antwortete auf ſolche und ähnliche Forderungen: „Erſt muß jede Unordnung überwältigt ſein, dann werde ich vielleicht verzeihen,“ und verordnete immer ſtrengere Maßregeln, fortwährende Verhaftungen, ſelbſt unter den höchſten Ständen, und zwar von Leuten, welche nicht einmal an den Tumulten Theil genommen hatten, ſondern nur ihrer liberalen Geſinnungen wegen bekannt waren. So wurden die jungen Fürſten Caracciola di Torella, Proto, Sabriano, S. Donato, ſo wie mehrere junge Literaten, Advocaten und an-

dere Leute der höheren und Mittelſtände ins Gefängniß geworfen.

Der freiſinnige Adel Neapels benutzte dieſe Gelegenheit zu einer Demonſtration gegen die Regierung, indem er fortwährend das Gefängniß St. Francesco, welches die Gefangenen einſchloß, beſuchte, und überhaupt die lebhafteſte Theilnahme an dem Geſchick derſelben an den Tag legte.

Eine andere wahrhaft unſinnige Maßregel, zu welcher der König in dieſer ſo ſchweren Zeit ſeine Zuflucht nahm, war die Auflöſung der Univerſität von Neapel und der Befehl, daß ſämmtliche Studenten aus der Provinz, 6000 an der Zahl, Neapel verlaſſen müßten, um in ihre Heimath zurückzukehren. Dieſer Befehl bewirkte, daß in die etwa noch friedlichen Theile des Königreichs durch die vertriebenen jungen Brauſeköpfe dieſelbe Unruhe und Unordnung gebracht wurde, welche in Neapel herrſchte, und daß die revolutionären Provinzen rüſtige und kräftige Kämpfer für die Freiheit in den aus Neapel vertriebenen Studenten erhielten.

Es kehrte um dieſe Zeit der Herzog di Serra Capriola, welcher bisher als Geſandter in Paris geweſen war, von dort nach Neapel zurück. Der Herzog war ein beſonderer Liebling des Königs, welcher Zeit aber auch des Volkes, denn er galt für einen humanen, gebildeten und mit den Forderungen ſeiner Zeit vollkommen vertrauten Mann. Seine Zurückkunft erregte allgemeine Freude, welche noch erhöht wurde, als man hörte, daß di Serra Capriola gleich nach ſeiner Ankunft eine zweiſtündige Audienz beim Könige gehabt habe, und daß er an der Stelle des unbeliebten Herzogs Majo nach Sicilien gehen werde; unangenehm dagegen berührte es wieder das Volk, als es vornahm, daß Neapel ſich

dem italieniſchen Zollvereine nicht anſchließen werde, denn auch in Neapel betrachtete man denſelben als den erſten Schritt zur Vereinigung des geſammten Italiens.

So endete das Jahr 1847, indem die Gährung in Neapel und Sicilien von Tage zu Tage wuchs, indem ſich die Ereigniſſe vorbereiteten, welche alle Verhältniſſe des Königreichs erſchüttern und umgeſtalten ſollten.

5.

In Sicilien begann das neue Jahr ſehr unruhig. In Meſſina hatte der Sturm ſeinen erſten Ausbruch. Dort ſah man am Donnerſtag den 2. Januar Nachmittags hinter einer Ladenthür ein Bild halb verſteckt, welches die Neugierde des Publikums anzog. Eine Menge Menſchen verſammelte ſich vor dem Hauſe, um die Inſchriften revolutionären Inhalts, welche auf dem Bilde ſtanden, zu leſen. Auch die Polizei wurde aufmerkſam und drängte ſich durch die Maſſe, um das Bild fort zu nehmen und das verſammelte Volk zu zerſtreuen. Sie war ſogar unklug genug, einige Verhaftungen vorzunehmen.

Das hierüber empörte Volk rottete ſich in einer größern Menge zuſammen und zog vor das Haus des General-Procurators Bignali, um von dieſem die Auslieferung der Gefangenen zu verlangen. Der in ganz Italien den Revolutionären eigene Ruf: „Es lebe Pius IX.! Es lebe die Reform!" wurde auch hier, wie gewöhnlich gehört, und es kam zum heftigen Handgemenge zwiſchen den Bürgern und dem Militär, welches letztere mit gefälltem Bajonette vorrückte und auch Kanonen auffuhr.

lichen, der gespanntesten Erwartung. „Am Sonntag", raunte Einer dem Andern zu, und jeder verstand, was dies eine Wort bedeuten sollte.

Es war in Palermo Jedermann davon überzeugt, daß am Sonntag der Sturm losbrechen werde, und deshalb mußte er denn auch wirklich losbrechen. Familienväter versorgten sich mit Lebensmitteln, die in Palermo wohnenden Fremden begaben sich zu ihren Consuln, um ihr Leben und Eigenthum unter dem Schutze derselben sicher zu stellen.

Auch die Polizei war in dieser Zeit nicht müßig, aber alle die unzähligen Verhaftungen, welche sie vornahmen, konnten nur dazu dienen, die Erbitterung immer mehr anzufachen, denn einzelne Verhaftungen können ein ganzes Volk, welches dazu entschlossen ist, das Joch der drückendsten Sclaverei abzuwerfen, unmöglich zurückhalten. Die Polizei ging bei den Verhaftungen außerdem mit einer Ungezogenheit und Rücksichtslosigkeit zu Werke, welche den Haß der Sicilianer wohl noch schärfer anfeuern mußte. So wurde z. B. am Sonntag ein Graf Aceto verhaftet, der bei den vorhergegangenen Unruhen stark compromittirt sein sollte. Der Graf wohnte in dem Hause des englischen Consuls, aber dieses schützte ihn nicht vor der Verhaftung, denn ein Haufen wüthender Polizeisoldaten stürmte förmlich das Haus, und ging in seiner Verletzung des Völkerrechtes so weit, daß er das englische Wappen von dem Thorweg herunter riß und es zerschlug; dann freilich zogen sich die Polizeisoldaten voll Furcht über ihre eigene That so schleunig, als möglich unter dem Murren und den Verwünschungen des aufs Tiefste entrüsteten Volkes zurück.

Zahlreiche Verhaftungen fanden noch an den folgenden drei Tagen statt. Die angesehensten Bürger wurden rücksichts-

los von ihren Familien fortgerissen und unter den Mißhandlungen der entfesselten, jeder Menschlichkeit ledigen Polizeisoldaten nach dem Kerker geschleppt.

Das Volk blieb während dieser Zeit ruhig, denn der 12. Januar war einmal als der Zeitpunkt festgesetzt, an welchem mit einem Schlage überall in ganz Sicilien die Revolution beginnen sollte. Man hatte diesen Tag gewählt, weil es der Geburtstag Ferdinands II. war, und weil man bis dahin dem Könige Zeit geben wollte. War diese letzte Frist verronnen, hatte bis dahin der König nicht die verlangten Forderungen des Volkes erfüllt, dann freilich mußte die Gewalt, dann mußten die Waffen entscheiden, ob der starrköpfige Despotismus, oder ob dieser Freiheitssinn siegen würde.

6.

Endlich kam der 12. Januar heran und mit ihm die Revolution. Das Volk versammelte sich auf allen öffentlichen Plätzen und in allen Straßen in großen Massen, und Alles war bewaffnet. Wer kein Gewehr aufzutreiben vermochte, hatte wenigstens einen Säbel, eine Pike, eine Art und andere ähnliche Waffen. Mit dem Geschrei: „Es lebe die Constitution!" durchzogen die Volkshaufen die Straßen, geführt von jungen Leuten in der elegantesten Kleidung, welche offenbar den höchsten Ständen angehörten. An andern Orten wieder war ein rüstiger Fischer, oder ein tapferer Mönch der Anführer, und Grafen und Fürsten gehorchten willig den Befehlen Dessen, den sie gern als ihren Vorgesetzten anerkannten. Die ganze Bevölkerung Palermos war eines Sinnes, einer Meinung. Man baute in den Straßen Barrikaden, welche der Reiterei die Angriffe unmöglich machten, und zog dann

von dieſen weiter, um die politiſchen Gefangenen aus ihren Kerkern zu befreien, und das Militär anzugreifen.

Die Gefängnißthüren wurden geöffnet, und die Gefangenen, welche zum Theil ſchon ſeit Monaten für ihre glühende Freiheitsliebe im Kerker ſchmachteten, konnten jetzt ihre Freunde und Brüder umarmen, und dann gleich theilnehmen an dem heftigen Kampfe, welcher ſich an verſchiedenen Punkten der Stadt entſpann.

Um elf Uhr war von Seiten der Kavallerie der erſte Angriff gegen die Bürger geſchehen, welche ſich vor dem Palaſte des Intendanten zuſammengerottet hatten, aber mit ſchwerem Verluſte wurden die Angreifer durch die tapfern Bürger zurückgeſchlagen. Dann entwickelte ſich der Kampf an den verſchiedenſten Orten, aber überall war der Ausgang zu Gunſten des Volks, welches mit wahrem Heldenmuth kämpfte, und ſich weder durch das Donnern der Kanonen, noch durch den Angriff mit Bajonetten abſchrecken ließ.

Wir könnten Bände füllen mit der Erzählung bewunderungswerther Thaten, denn jene Tage ſind unendlich reich daran, aber nur eine wollen wir hier aufführen, ſie mag einen Beweis geben von dem Geiſte, welcher die Bewohner Palermos beſeelte, von der tollkühnen Todesverachtung, mit welcher ſie ſich der Gefahr ausſetzten.

Unter dem Balkon eines Hauſes war ein Geſchütz aufgepflanzt, welches die vorliegende Straße reinigen ſollte, die Kanoniere wollten eben losfeuern, da ſprang von dem Balkon herab ein Knabe von kaum 16 Jahren mitten unter ſie. Er hatte zwei Piſtolen im Gürtel ſtecken, und in der Hand einen Säbel. Mit einer wunderbaren Schnelligkeit riß er mit der linken Hand eine Piſtole aus dem Gürtel, ſchoß damit

den einen Kanonier nieder, der eben im Begriff war, das Geschütz abzufeuern, und dann stürzte er sich, den Säbel schwingend, mitten unter die übrigen im höchsten Grade überraschten Soldaten, welche über den plötzlichen Angriff so erschreckt waren, daß sie unwillkürlich zurückwichen.

Dieses Zögern, diese Furcht benutzte die in der Straße versammelte Volksmenge und griff nun mit dem besten Erfolg die Bedeckung der Kanonen an, indem sie dieselbe Schritt vor Schritt zurück trieb. Das Geschütz wurde genommen, und Giuseppe Nardoni, der heldenmüthige Knabe, dessen tapfere That wir eben erzählt haben, wurde von der jubelnden Menge in die Höhe gehoben und im Triumphe durch die Straße getragen.

Solcher Thaten kamen unzählige vor, denn das Volk von Palermo war von der glühendsten Freiheitsliebe beseelt und es konnte daher nicht fehlen, daß schon binnen wenigen Stunden das Militair gezwungen ward, sich aus der Stadt größtentheils zurückzuziehen, von der es nur folgende Punkte besetzt halten konnte: das königliche Schloß, in welchem sich der Statthalter des Königs befindet, das Fort Castellamare, die Caserne des Molo, das zwischen dem Molo und der Stadt gelegene Gefängniß, den Palast der Finanzen auf dem Marienplatze am Ende der Toledostraße und die in der Nähe des Schlosses befindlichen Casernen.

Schon als am Abend das Dampfschiff Vesuv von Neapel in Palermo anlangte, fand es die Stadt ganz und gar in Händen des Volkes, und erhielt den Befehl nach Neapel zurückzukehren, ohne indessen Passagiere und Briefe aufnehmen zu dürfen. Ein englisches Dampfboot, welches an demselben Abend in Palermo eintraf, fand die ganze Stadt hell, wie zu einer Festlichkeit, erleuchtet, so daß es erst durch den Donner

der Geschütze von dem Kampfe benachrichtigt wurde, welcher in der Stadt tobte. Es fuhr möglichst schnell wieder fort, nachdem es einen großen Theil der sich in Palermo befindenden Engländer aufgenommen hatte.

Das fortwährende Schießen war weithin in einem großen Theile Siciliens gehört und überall das Signal zu ähnlichen Aufständen geworden. Das Landvolk hatte sich bewaffnet und zog nun in großen Schaaren den kämpfenden Brüdern in Palermo zu Hülfe. Schon am Abend des 12. zogen mehr als 6000 rüstige und meistens gut bewaffnete Kämpfer zur Unterstützung der Palermitaner in die Stadt ein.

Auch an andern Orten der Insel war man der vorhergegangenen Verabredung treu geblieben, und hatte schon am 12. die Revolution begonnen, wie in Syracus, Catania, Melazzo, Trapani und an anderen Orten. In allen diesen Städten krönte ein glücklicher Erfolg die ruhmvolle Tapferkeit der Freiheitskämpfer.

In Palermo wüthete unterdessen der Kampf fort. Der höchste Adel und die Geistlichkeit stellte sich an die Spitze der Bewegung, und es wurde eine provisorische Regierung aus den angesehensten Bewohnern der Stadt gebildet, welche zuvörderst nur aus zwei Sectionen bestand, deren eine unter dem Fürsten Pantellaria die Vertheidigung, die andere unter dem Baron Riso die Verwaltung zu besorgen hatte. Auch der Fürst Grammonte, der Marchese Pilo, der Graf Aceto und andere Adlige nahmen Stellen bei dieser Regierung ein. Die Stadt wurde in acht militairische Quartiere eingetheilt und für jedes ein solides öffentliches Gebäude als Mittelpunkt gegeben, fünf Klöster und das Kollegium der Jesuiten wurden zu diesem Zweck benutzt. Jedes Quartier hatte einen obersten

Anführer und zwei Unterbefehlshaber, welche alle waffenfähige Männer von Palermo zur Vertheidigung aufbieten und aus ihnen Compagnien bilden mußten. Das Universitätsgebäude wurde in eine Artilleriecaserne verwandelt, von welcher aus alle Munition abgeliefert wurde und die ganze Leitung dieser Waffengattung ausging. Ueber den Quartiren und dem Universitätsgebäude wehte das dreifache italienische Wappen mit einem Adler in der Mitte.

Der Fürst Grammonte ließ es sich besonders angelegen sein, die Bewegung zu organisiren. Er theilte fortwährend Waffen unter das Volk aus und forderte es auf, selbst den Tod nicht zu scheuen, um den Sieg für Sicilien zu erkämpfen. Wo Gefahr war, da sah man ihn stets an der Spitze, überall thätig, überall ermuthigend und anfeuernd.

Auch die schönen Damen Palermo's widmeten sich mit gleicher Begeisterung, wie die Männer, der Revolution. Sie pflegten die Verwundeten und verbanden sie eigenhändig. Sie feuerten mit begeisterten Worten die Kämpfer an, für die Freiheit zu streiten, und thaten überhaupt Alles, was nur von Frauen gethan werden kann. Jene lieblichen, reizenden Gestalten, welche nur geschaffen zu sein schienen, um des Lebens Lust und Freuden in den glänzenden Salons zu genießen, sah man in jenen Tagen des Kampfes, ohne Furcht vor der Gefahr durch die blutgetränkten Straßen eilen, um den verwundeten Kriegern beizustehen und durch Worte aus schönem Munde den Muth der Kämpfer zur glühendsten Begeisterung anzufeuern. Die Namen der Fürstin Scordia, der Herzogin Monteleone und Gualtierie werden von dem Palermitanischen Blatt Cittadino besonders rühmlich erwähnt.

7.

Am Morgen des 13., schon früh um sieben Uhr, rief das dumpfe Läuten der Sturmglocken die Bevölkerung Palermos wieder zum Kampfe. Die Bürger waren, wie wir schon erwähnten, durch während der Nacht angekommene und wohlbewaffnete Bauernhaufen verstärkt worden, und es wurde ihnen daher leicht, die Truppen, welche sich während der Nacht wieder ein wenig ausgebreitet hatten, in die oben erwähnten festen Stellungen zurückzutreiben. Die Thore wurden sämmtlich durch Insurgenten besetzt, und die von ihnen eroberte Artillerie, so wie zwei von Trapani und Termini herübergesandte Batterien wurden an denselben aufgepflanzt. So ging unter fortwährenden, obgleich nicht mehr gerade mörderischen Gefechten zwischen den Truppen und der Bevölkerung der Stadt der Tag zu Ende. Die Nacht brach an, da wurde plötzlich die Stadt erschüttert durch ein furchtbares Schießen vor dem Fort Castellamare. Der Commandant desselben warf Bomben und Raketen auf die Stadt, ohne durch eine Mahnung, durch ein Signal denjenigen Theil der Bevölkerung zu warnen, welcher vielleicht keinen Theil am Aufstand genommen hatte, ohne die Consuln der verschiedenen fremden Mächte von der furchtbar drohenden Gefahr zu benachrichtigen, damit sie vorher ihre Landsleute und deren Eigenthum in Sicherheit bringen könnten.

Die erste Bombe, welche in den Straßen Palermos niederfiel, verbreitete daselbst einen furchtbaren Schreck. Mit kreischendem Geschrei flohen Weiber und Kinder in die Häuser, um sich in dem tiefsten, festesten Keller vor den tödtenden Geschossen zu verbergen; auch die Männer bebten anfangs zagend

zurück, da war es wieder jener 16jährige Knabe Giuseppe, welcher durch seinen Heldenmuth Alles begeisterte und den Palermitanern das einzige Mittel zeigte, durch welches die Bomben möglichst unschädlich gemacht werden könnten.

Giuseppe befand sich eben in der Mitte eines großen Volkshaufens, welchem er mit feurigen Worten Muth einsprach, als plötzlich nicht fern von dem Haufen eine Bombe in der Straße niederschlug. Mit wildem Schreckensgeschrei flohen die Versammelten auseinander, um sich in die umstehenden Häuser zu flüchten. Nur Giuseppe blieb, nur er floh nicht, sondern stürzte sich im Gegentheil mit tollkühnem Muth auf die eben niedergefallene Bombe, riß mit kräftiger und geschickter Hand den Zünder aus derselben und machte dadurch das furchtbare Geschoß unschädlich. Ein lautes begeistertes Jubelgeschrei erscholl bei dieser tapfern Handlung des Knaben von den Lippen aller Derer, welche aus den benachbarten Häusern seiner kühnen That mit Zittern zugeschaut hatten. Das Volk strömte wieder auf die Straße, zwei derbe Handwerker hoben mit kräftigem Arm Giuseppe auf die Schultern und trugen ihn unter dem Jauchzen der sie begleitenden Menge im Triumpfe durch die Stadt.

Giuseppes Beispiel fand Nachahmung. In allen Straßen Palermos harrte ein Heer zerlumpter Gassenbuben auf die niederfallenden Bomben, um sich mit wahrhafter Wuth auf dieselben zu werfen und den Zünder herauszureißen; selbst Frauen und Mädchen unternahmen das kühne Wagestück. So kam es denn, daß nach dem Bericht der auf einem englischen Kriegsschiff im Hafen befindlichen Offiziere, welche dem Bombardement Palermos als Augenzeugen beigewohnt haben, wohl nur selten Pulver Tagelang auf eine so unschuldige

Weiſe explodirt hat, als gerade das zum Werfen der Bomben verbrauchte, denn nur ſehr wenige erfüllten den Zweck der Zerſtörung, die meiſten wurden auf die erwähnte Weiſe unſchädlich gemacht oder fielen auch gar durch die Ungeſchicklichkeit der Bombardiere außerhalb der Stadt nieder.

Der Kommandant des engliſchen Dampfers Bulldogg verwendete ſich deſſenungeachtet bei dem Statthalter, dem Herzog von Majo, um den Stillſtand des Bombardements zu verlangen; aber vergeblich, der Herzog glaubte noch immer, die Empörung der Palermitaner im Keime durch Gewaltmittel zerſtören zu können, und war entſchloſſen, dies zu thun. Er ließ daher rückſichtslos fortfeuern.

Noch am 15. ſchlugen die Bomben überall in der Stadt nieder. Da ſah ſich der franzöſiſche Conſul Breſſon veranlaßt, um die Rechte ſeiner Landsleute zu wahren, ſich zum Herzog von Majo zu begeben, und dieſen im Namen ſeiner Regierung aufzufordern, das Bombardement ſofort einzuſtellen; auch die übrigen in Palermo befindlichen Conſuln der verſchiedenen Mächte, und zwar die von Sardinien, der Schweiz, der Vereinigten Staaten, Preußen und Rußland ſchloſſen ſich ihm an. Nur der engliſche und öſterreichiſche Conſul blieben zurück, der engliſche, weil er mit einem Fußübel behaftet war, der öſterreichiſche, weil er in einem zu entfernten Stadttheile wohnte; beide gaben aber ihre Uebereinſtimmung mit den Schritten der übrigen Conſuln zu erkennen.

Eine weiße Fahne wurde den Conſuln vorausgetragen und unter dem Schutze derſelben traten dieſelben ihre Wanderung nach dem Fort Caſtellamare an, begleitet von einem großen Haufen des ihnen zujauchzenden Palermitaniſchen Volkes. Trotz der weißen Friedensfahne wurden die ankom-

menden von dem Castell mit Flintenschüssen empfangen, durch welche jedoch glücklicherweise keiner von ihnen verletzt wurde. Unter wildem Rachegeschrei floh das sie begleitende unbewaffnete Volk zurück, die Consuln aber setzten muthvoll ihren Weg nach dem Castell fort.

Bei dem Herzog von Majo angekommen, nahm Herr Bresson im Auftrage der übrigen Consuln das Wort und forderte mit dringenden Worten den Statthalter zur Einstellung des Bombardements auf; aber erst nach einer langen Diskussion gelang es ihm, den Herzog zu dem schriftlichen Versprechen eines 24stündigen Stillstandes zu bewegen, womit sich denn die Consuln begnügten. Sie traten ihren Weg in die Stadt wieder an und wendeten sich nach dem Palaste des Senats, um dort der Regierung Vorschläge zu machen, welche die Einstellung der Feindseligkeiten bewirken könnten, aber nicht angenommen wurden.

Die gegebene 24stündige Frist benutzte Herr Bresson, um einen amerikanischen Dreimaster zu miethen, der im Hafen lag. Am 16. schiffte sich auf demselben ein großer Theil der sich in Palerma befindenden Franzosen ein, um diese Stadt zu verlassen. Am 19. erließen die Consuln an den Statthalter folgende von Herrn Bresson verfaßte Verwahrung, welche in französischer und italienischer Sprache aufgesetzt und an allen Straßenecken angeschlagen wurde. Dieselbe machte den günstigsten Eindruck auf das Volk von Palermo. Sie lautet, wie folgt:

Der Consulat-Körper, welcher sich an dem Tage des 15. Januar zu Sr. Exc. dem Generalstatthalter verfügte, um zu Gunsten der Fremden eine Einstellung des Bombardements zu erwirken, und das Glück hatte, eine Frist von 24 Stun-

den zu bekommen, glaubte, von der unermeßlichen Einſtimmigkeit der bewunderungswürdigen Begeiſterung, welche ſich in der palermitaniſchen Bevölkerung kundgiebt, ergriffen, noch eine heilige Pflicht erfüllen zu müſſen. Die Unterzeichneten ſind der Anſicht, daß, um unermeßlicher Verwüſtung vorzubeugen und ein Ziel zu ſetzen, um eine jener großen Cataſtrophen abzuwehren, welche zu gleicher Zeit einen Makel und eine Epoche in der Geſchichte begründen, es noth thue, daß eine Bevölkerung von 200,000 Seelen, der alten und großen Stadt Palermo, die Gräuel eines Bombardements auf jeden Fall erſpart werden. Wenn jedoch, was Gott verhüte, der Oberbefehlshaber der königl. Truppen zu dieſer barbariſchen oder beklagenswerthen äußerſten Maßregel greifen ſollte, ſo proteſtiren die Unterzeichneten ſchon im voraus und mit allen Kräften im Namen ihrer Regierungen gegen eine That, welche die geſittete Welt auf alle Zeiten verabſcheuen würde. Sie verwahren ſich mit der größtmöglichen Energie und unter allen Vorbehaltungen gegen dieſen völligen Mangel an Form, an Warnungen, an Friſt, welche man ſich gegen ſie hat zu Schulden kommen laſſen, bevor ſie mit Lebensgefahr zu der obern Behörde gelangen konnten, um das angefangene Bombardement aufzuhalten, von welchem viele Fremde ſowohl in ihren Perſonen als in ihrer Habe das Opfer geworden ſind. Gegeben in Palermo am 19. Januar 1848 in dem franzöſiſchen Conſularhotel, an dem Thore von Marqueda. Der franzöſiſche Conſul C. Breſſon; der preußiſche Conſul Wedekind; der engliſche C. John Goodwin; der Conſul der Vereinigten Staaten, John Marscon; der Conſul von Hannover, Wedekind; der Conſul für die Schweiz, Hirzel; der ſardin. Conſul, Ant. Maſſo; der Conſul von Braſilien,

Ruosch; der Consul von Rußland, Gaetano Flamingo; der österreichische Consul allein fehlt.

8.

Die provisorische Regierung in Palermo hatte sich während dieser Zeit immer mehr und mehr ausgebildet. Am 15. wurden folgende Ausschüsse ernannt, deren Leitung die Palermitaner befolgten, und zwar:

1) ein Ausschuß zur Vertheidigung der Stadt unter dem Fürsten Pantellaria;
2) ein Finanzausschuß unter dem Marchese v. Rudini;
3) ein Verproviantirungsausschuß unter dem Marchese v. Spedalotto;
4) ein Ausschuß für Staatsangelegenheiten unter dem Generalmajor a. D. Don Ruggero Settimo, einem Mann von Fähigkeit und großer Popularität. Zu den einflußreichsten Mitgliedern gehören die HH. Stabile und Scaglia, jener Kaufmann, dieser Advokat.

Diese Ausschüsse erhielten in Palermo fortwährend die größte Ruhe und Sicherheit. Dies war in der That auch nicht schwer, denn ein Geist der Eintracht und Liebe herrschte unter allen Ständen der Stadt, wie davon wohl früher kaum ein Beispiel vorhanden war. Der Kampf gegen die königlichen Truppen, die gemeinsame Gefahr war ein Band der Vereinigung, welches alle Stände an einander knüpfte.

Die Lage der Dinge blieb im Wesentlichen in den folgenden Tagen dieselbe. Die Truppen waren allerdings durch ein Corps von 6000 Mann verstärkt worden, welches der König auf neun Dampffregatten, die am Nachmittag 4 Uhr des 15. in Palermo eintrafen, von Neapel geschickt hatte,

aber ſie hatten deſſen ungeachtet ſich nicht wieder in den Beſitz der durch unzählige Barrikaden befeſtigten Stadt ſetzen können. Schon am 16. war Graf von Aquila, ein Prinz von Geblüt, welcher dieſe neuen Truppen befehligte, mit zwei Fregatten nach Neapel zurückgekehrt, um dem König über den Stand der Dinge in Palermo genaue Nachrichten zu bringen, und zwei andere Fregatten wurden am 17. nachgeſendet, ſo daß nur noch 5 im Hafen zurückblieben.

Der Muth und die Kraft der Inſurgenten wuchſen jetzt mit jedem Tage, denn täglich kamen neue Nachrichten nach Palermo, daß überall in Sicilien das Volk ſiegreich aufſtehe, daß an allen Orten, auf dem Lande, wie in den Städten alle Schichten der Geſellſchaft vom gleichen Geiſte beſeelt ſeien, daß Fürſt und Bürger, Prieſter, Fiſcher und Bauern mit dem Rufe kämpften: „Es lebe die Sicilische Unabhängigkeit! Es lebe die heilige Roſalia!“

Auch die Ordnung, die treffliche Organiſation, welche unter den Inſurgenten herrſchte, die Bereitwilligkeit, mit welcher die Reichen ihr Vermögen opferten, um der guten Sache beizuſtehen, mußten einen erwünſchten Eindruck machen. Als Beiſpiel davon möge folgender Zug dienen: Bei dem Bombardement wurde das Leihhaus durch eine Bombe zerſtört und dadurch gerade ein großer Theil der ärmeren Klaſſe in ſeinem geringen Beſitz beſchädigt. Schon wenige Stunden darauf lief eine Subſcriptionsliſte durch Palermo, auf welcher binnen ſehr kurzer Zeit 25,000 Franken gezeichnet wurden, um dieſen Verluſt zu vergütigen.

So konnte es denn nicht fehlen, daß auch die ärmern Klaſſen ſich mit Begeiſterung ſchlugen.

Mit den Soldaten war es ein ganz anderer Fall; dieſe

waren in den Forts und Kasernen eingesperrt; täglich sahen sie ihre Lebensmittel sich vermindern, und wo sie im offenen Kampfe mit dem Volke zusammen kamen, wurden sie meist schmachvoll zurückgeschlagen. So war der General Vial, ein in Sicilien berüchtigter und verhaßter Mann, schon am 14. glänzend besiegt worden, als er das Macqueda-Thor angriff, um die Stadt mit Sturm einzunehmen. Die Insurgenten hatten die Truppen ruhig näher kommen lassen. Mit stoischem Gleichmuth hatten sie das Feuer der Angreifenden ausgehalten, dann aber ein mörderisches Gewehr- und Kartätschenfeuer auf die Truppen eröffnet. Jeder Schuß, den die Bürger thaten, traf sicher seinen Mann, denn er wurde von geübter und sicherer Hand abgefeuert. Mit furchtbarem Verlust mußte Vial sich zurückziehen; seine Reiterei war fast ganz zusammengehauen, sein Fußvolk zum größten Theile todt oder verwundet. Das Macqueda-Thor war beinahe täglich der Schauplatz des Kampfes, denn da das Thor eigentlich nur dem Namen nach bestand, wählten die Truppen gewöhnlich diesen Ort, um den Versuch, die Stadt zu nehmen, zu machen. Ebenso kam es zu heftigen Kämpfen, als die Truppen des Molo sich mit dem Schloß in Verbindung setzen wollten.

Wie sehr der Stolz des Neapolitanischen Statthalters, Herzog v. Majo, gebrochen war, wie wenig er noch auf die ihm untergebene Truppenmacht vertraute, geht aus folgenden interessanten Correspondenzen des Herzogs von Majo und des Prätors von Palermo, Marchese Spedalotto, hervor, welche zu interessant sind, als daß wir sie nicht dem Leser mittheilen sollten.

Se. Excellenz der Prätor an seine Mitbürger. Ich habe gestern folgenden Brief erhalten:

„Das Vergießen des Bluts von Mitbürgern iſt ſehr ſchmerzlich. Wenn Sie zu mir kommen könnten, ſo könnte ich Ihnen einige Mittel vorſchlagen, das Uebel ſo viel als möglich zu vermeiden. Ihr Freund v. Majo.“ Ich habe hierauf alſo geantwortet: Die Stadt wird ſeit zwei Tagen bombardirt. Sie iſt in demjenigen Theile, der die unglückliche Klaſſe intereſſirt, angezündet. Ich wurde mit Flintenſchüſſen von den Soldaten verfolgt, als ich mich begleitet von dem öſterreichiſchen Conſul und mit einer Parlamentärflagge zurückzog. Die fremden Conſuln wurden mit Flintenſchüſſen empfangen, als ſie, unter Vortragung von zwei weißen Flaggen, ſich nach dem königl. Schloß verfügten. Wehrloſe Mönche wurden von den Soldaten in ihrem Kloſter ermordet, und das Alles, während das Volk die gefangenen Soldaten achtet, ernährt, als Brüder behandelt. Dies iſt der gegenwärtige Zuſtand des Landes. Ein allgemeiner Ausſchuß der Vertheidigung und öffentlichen Sicherheit beſteht. Ew. Exc. kann ſeine Vorſchläge direct an denſelben wenden. 18. Jan.

Der Generalgouverneur an den Prätor, 18. Jan. Was Sie mir von weißen Fahnen ſagen, die nicht geachtet worden ſeien, beruht auf einem Irrthum, der daher rührt, daß, weil dieſe Fahnen von einer Volksmenge begleitet waren, die Truppen glaubten, man wolle ſie angreifen. Wenn Sie mit bloß zwei Perſonen mich hätten beſuchen wollen, ſo wäre dieſer Zwiſchenfall nicht gekommen, den mein Herz beklagt. Was die Mönche anlangt, von denen Sie ſprechen, ſo muß ich Ihnen ſagen, daß aus ihrem Kloſter zahlreiche Flintenſchüſſe auf die Truppen abgefeuert wurden, die bis in die Fenſter des königl. Schloſſes gegangen ſind. Ich habe daher das Kloſter ſogleich räumen laſſen müſſen. Sie kennen mich hinreichend,

um mich keiner Handlung gegen das Recht der Völker und der Menschheit fähig zu glauben. Ich wünsche mit Ew. Exc. oder einer Person, welche Sie repräsentirt, mich zu bereden, und Sie dürfen sicher sein, daß Sie das Verlangen bei mir finden werden, einer so kläglichen Noth ein Ende zu machen. Ich benachrichtige Sie, daß ich meinen Truppen Befehl gegeben habe, keinen Schuß mehr abzufeuern, es wäre denn, daß das Volk auf uns schießt. Mit Ruhe wird man sich über die Mittel, dem Blutvergießen Einhalt zu thun, vereinbaren können. So kommen Sie nur zu mir, oder schicken Sie Jemand, und Sie dürfen darauf rechnen, daß dann Alles beendigt sein wird.

Antwort des Prätors. Diesen Morgen habe ich Ew. Exc. geantwortet, daß meine Vollmachten als Prätor unzureichend sind, um Friedensanerbietungen zu empfangen. Ich wiederhole Ihnen diese Antwort. An den General-Ausschuß müssen Sie sich wenden. Wenn man einen Ort zu gemeinschaftlicher Sicherheit für eine Zusammenkunft will, so haben wir hier das englische Dampfboot, wo sich ihre Repräsentanten und die des Volkes versammeln können. Dies ist die einzig mögliche Art, zu unterhandeln. Sonst ist Alles aus.

Antwort des Generalgouverneurs, 18. Jan. Es thut mir sehr leid, Ihren Vorschlag nicht annehmen zu können, da ich nur mit Behörden, die vom König eingesetzt sind, in Mittheilung treten kann. Ich hätte gewünscht, daß eine Deputation sich nach Neapel begebe, um dem König die Bestimmungen der Stadt vorzulegen. Ich hatte Sie gebeten, mich zu besuchen oder mir Jemand zu schicken, damit wir uns über dies Mittel zu diesem Zwecke verständigen könnten. Außerdem würde ich nichts dagegen haben, unmittelbar an

Sr. Majeſtät zu ſchreiben und meinen Brief mit der Deputation ſelbſt durch ein Dampfboot abgehen zu laſſen. — Note des Ausſchuſſes. Dieſe Botſchaft iſt ohne Antwort geblieben. Die Treuloſigkeit des Gouverneurs gegen die Deputirten, die unter ähnlichen Umſtänden an ihn geſchickt wurden, iſt zu gut bekannt.

Wie ſehr ſtach der weiche und verſöhnliche Ton in den Briefen des Herzogs von Majo von den früheren fulminanten Proclamationen ab, von den blutdürſtigen Maximen, nach der jeder Sicilianer, der es nur wagte für die Freiheit ſeines Vaterlandes zu ſprechen, ohne Gnade eingekerkert wurde!

9.

Die Unterhandlungen zwiſchen dem Herzog von Majo und dem Marcheſe von Spedalotto wurden fortgeſetzt. Die Ausſchüſſe der Inſurgenten brachten jetzt immer klarer die anfangs dunklen und unbeſtimmten Forderungen des ſicilianiſchen Volkes zu Tage, und zwar beſtanden dieſelben in der Herſtellung der alten ſicilianiſchen Verfaſſung unter ſofortiger Einberufung eines ſicilianiſchen Parlaments in Palermo.

Die Forderung zu bewilligen ſtand freilich nicht in der Macht des Herzogs von Majo, da gern dieſer auch nachgegeben hätte, denn ſchlechte Wohnung, Hunger, ungewohnte Anſtrengung und Krankheit machten die königlichen Truppen täglich mißmüthiger und zum Kampfe ungeeigneten. Es war voraus zu ſehen, daß die Inſurgenten, welche ſchon jetzt überall, wo es zum Kampfe kam, ſiegten, in nicht all zu langer Zeit Meiſter der verſchiedenen, noch in der Macht der Truppen befindlichen feſten Punkten, ſein würden. Das ſchlimmſte dabei war, daß nicht einmal aus einer Truppenverſtärkung

von Neapel her, die Hoffnung auf den Sieg erwachsen konnte, denn neue Truppen waren nur neue Zehrer für den ohnehin schon sehr beschränkten Vorrath an Lebensmitteln, und schadeten daher mehr, als sie nützten, während die Verstärkungen, welche die Palermitaner täglich vom Lande her erhielten, in der Stadt einen reichlichen Vorrath von Lebensmitteln aller Art vorfanden, und daher stets kräftig und rüstig in den Kampf ziehen konnten.

Der Herzog von Majo sah dies wohl ein, und hätte gern alle Forderungen der Palermitaner bewilligt, aber dies lag außerhalb seiner Vollmacht, und er sah sich daher genöthigt, am 19. ein Schiff nach Neapel zu senden, welches die Bedingungen der Sicilianer dem Könige überbringen sollte.

Schon am 20. langten die früher nach Neapel gesendeten Fregatten mit vier königlichen Decreten in Palermo an, welche nach der Ansicht Ferdinand II. die Revolution augenblicklich dämpfen und den Palermitanern die Waffen aus der Hand nehmen mußten. Es waren vier Decrete, welche, wenn sie wenige Wochen früher durch freie Entschließung des Königs veröffentlicht worden wären, ganz Sicilien für Ferdinand begeistert hätten, welche aber jetzt bei den Insurgenten kaum ein anderes Gefühl, als das der Verachtung für einen König erweckten, welcher zu furchtsam und zu schwach war, um seinem bewaffneten Volke gegenüber die alte Strenge und Unnachgiebigkeit zu bewahren, der aber zu gleicher Zeit auch nicht Muth und Charakterstärke genug besaß, um sich den Forderungen seiner Zeit und seines Volkes ganz hinzugeben.

Das Donnerwort „zu spät!“ welches in den letzten Wochen ganz Europa durchschüttert hat, welches den von Blindheit geschlagenen Fürsten durch das Wanken der Throne mit

furchtbare Klarheit die Augen geöffnet hat, hallte auch in Palermo wieder, und die königlichen Decrete wurden von den Ausschüssen der Insurgenten fast einstimmig verworfen; nur ein Mitglied derselben, der Herzog von Serradifalco nahm das Wort für dieselben, wurde aber augenblicklich zum Stillschweigen verwiesen.

Die vier Decrete bestimmen: 1, eine Erweiterung der Machtvollkommenheit der im Jahre 1824 eingesetzten Consulta von Neapel und Sicilien, welcher eine Begutachtung aller Gesetze, so wie der Finanzangelegenheiten, Handelsverträge und Zollfragen zuerkannt war; 2, Trennung Siciliens und Neapels in der Justiz- und Civilverwaltung, sowie Einsetzung nur von sicilianischen Beamten in Sicilien; 3, Ernennung außerordentlicher Rathgeber; 4, Ernennung des Grafen d'Aquila zum Generallieutenant von Sicilien, dem der Prinz von Campofranco, der Herzog von Montalbo, Don Giuseppo Buongarbino und D. Giovanni Cassisi als Minister beigegeben wurden; ein fünftes Decret endlich, welches vom 19. datirt ist, gesteht noch außerdem eine freilich sehr beschränkte Preßfreiheit zu.

Solche Vorschläge konnten den Sicilianern nicht genügen, welche von ihrem König schon so oft auf eine treulose Weise betrogen worden waren, und daher auch nicht das geringste Vertrauen mehr zu dem guten Willen und auf das Wort Ferdinands II. hatten. Folgende am 21. Dezember von dem Marchese Spedalotto erlassene Proclamation zeigt am besten, in welcher Art das Volk von Palermo die königlichen Decrete aufnahm.

Sr. Excellenz der Statthalter des Königs hat Sr. Excellenz dem Gouverneur durch ein Schreiben unterm heutigen Datum einige fruchtlose Vorschläge mitgetheilt, welche dem

Wunsche des Volkes nicht entsprechen und keine andere Bürgschaft bieten, als den absoluten Willen des Königs. Sicilien weiß durch die traurige Erfahrung mehrerer Jahre von Leiden und Verzweiflung, was der Wille des Fürsten vermag, wenn das Volk nicht selbst der Verwahrer, der Beschützer seiner Rechte ist. Der Gouverneur hat demnach im Namen des Comité und des Volks folgende Antwort erlassen: „Excellenz! Ich habe dem allgemeinen Comité das mir von Ew. Excellenz unterm heutigen Datum zugesandte Schreiben mitgetheilt, und bin mit der Antwort beauftragt, daß die in jenem Schreiben enthaltenen Verordnungen sich nicht auf ein Volk beziehen können, welches seit neun Tagen den Gräueln des Bombardements, des Kartätschenfeuers und der Brandstiftung ausgesetzt, glorreich seine Rechte auf jene National-Einrichtungen behauptet, die allein ein dauerhaftes Glück für diese Insel begründen können. Als getreuer Dolmetscher des festen Entschlusses des Volkes, kann das Comité nur in den Ansichten beharren, welche es durch meine Vermittelungen Ew. Excellenz dargethan hat, nämlich, daß man die Waffen nicht niederlegen, die Feindseligkeiten nicht einstellen werde, bevor nicht Sicilien, in Palermo als Parlament versammelt, auf unsere Zeit die Verfassung wird angepaßt haben, welche unser Land Jahrhunderte besessen hat, die unter dem Einflusse Englands im Jahre 1812 umgestaltet wurde und schließlich im königlichen Decrete vom 11. December 1816 bestätigt worden ist. Unterz. Marchese v. Spedalotto."

10.

Die einzige Hoffnung, welche die freilich sehr geringe reactionäre Partei in Sicilien, so wie der Herzog von Majo

ſelbſt für die Dämpfung der Revolution auf der Inſel hegten, war die, daß unter den Inſurgenten ſelbſt Uneinigkeit ausbrechen ſollte. Man hoffte in dieſer Beziehung beſonders auf das Landvolk, welches nach dem Läuten der Sturmglocke in großen Schaaren der Stadt zugeſtrömt war, und deſſen Zahl auf beinahe 12,000 Mann angegeben wurde. Dieſe Hoffnung ſchien begründet, denn die Landleute waren allerdings wilde, oft Räubern ähnliche Geſellen, welche ſchreiend und lärmend die Straßen Palermos durchzogen, die Wohnungen der entflohenen verhaßten Polizei-Commiſſarien erſtürmten, und Alles, was ſich irgend von Werth darin befand, aus den Fenſtern auf die Straße warfen, ſo daß dort auf dem harten Lavapflaſter die ſchönen Meubles, die koſtbarſten Spiegel zertrümmerten. Es wurden vor den Häuſern dieſer entflohenen Beamten auf offener Straße Feuer angezündet und in dieſen Alles verbrannt und der Vernichtung preis gegeben, was ſich an Büchern Papier und anderen Sachen irgend Werthvolles vorfand. Ebenſo erging es den entflohenen Richtern, den Pächtern der Municipalzölle und anderen als königlich geſinnt bekannten Beamten.

Auf ſolche Bewegungen der unteren Volksklaſſen, welche nur Akte der ſchnell und kräftig eingreifenden Volksjuſtiz waren, gründeten die Reactionäre ihre Hoffnungen; aber ſie ſollten ſich getäuſcht ſehen, denn einzelne dergleichen Fälle ausgenommen, ſtellte ſich unter den Inſurgenten Ruhe und Ordnung täglich mehr her.

Die Regierung gewann immer größeres Anſehen, und bildete ſich immer beſſer aus, die verſchiedenen Ausſchüſſe vereinigten ſich zu einer Regierungsjunta in zwei Abtheilungen, deren eine für die Vertheidigung, die andere für die Verwal-

tung arbeitete. Beide vereint ließen vom 22. Januar an eine offizielle Zeitung (Il Citadino, der Bürger) erſcheinen, welche die Intereſſen der Revolution verfechten ſollte.

Immer mehr und mehr ſahen die königlichen Behörden ein, daß der Aufſtand durch die ihnen zu Gebote ſtehenden Truppen nicht zu dämpfen ſein würde, und der General Desauget, der Befehlshaber der von Neapel herübergekommenen Truppen, machte deshalb vergebliche Vorſchläge zu einem Waffenſtillſtande, welcher von den muthig kämpfenden Bewohnern Palermo's ſtets zurückgewieſen wurde.

Palermo bot an jenen Tagen einen ganz eigenthümlichen Anblick dar. Der größte Theil der Stadt beſteht aus einem Netz ſich oft in ſpitzen Winkeln durchſchneidender enger und krummer Straßen, und in dieſen wogte fortwährend eine ungeheure Menge von Menſchen auf und nieder, von denen ein großer Theil unbewaffnet war. An vielen Punkten der Stadt waren alle Läden geöffnet wie im tiefſten Frieden. Die Lebensmittel und Früchte wurden feil geboten wie immer, und Käufer und Verkäufer ſtritten ſich in der gewöhnlichen Weiſe, während nicht fern von ihnen Gewehr- und Geſchützſalven donnerten, während die lange Toledoſtraße, welche die Stadt bis zum Hafen hin in zwei Theile theilt, vom Schloſſe herab fortwährend mit Kartätſchen befeuert wurde.

Je näher man dem Kampfplatze kam, um ſo mehr veränderten ſich auch die Scenen. Man mußte über Barrikaden ſteigen, und anſtatt der unbewaffneten Leute ſah man Männer mit Gewehren über den Schultern, mit Piken und Säbeln verſehen, dem Theile der Stadt zueilen, wo man einen Angriff der Truppen erwartete, und zwiſchen dieſen wieder ſchöne Frauen und Mädchen aus allen Ständen, welche den Kämpfern

Lebewohl ſagten und ſie mit begeiſterten Worten anfeuerten zum tapfern Strette für das Vaterland.

Am 22. gab es mehrere heftige Gefechte, welche den ganzen Tag hindurch dauerten, aber immer mit dem Siege der Inſurgenten endeten. Am Abende gelang es ihnen, nach einem blutigen Kampfe das heftig vertheidigte Novizziato-Kloſter zu nehmen und eine bedeutende Anzahl Soldaten zu Gefangenen zu machen.

Wie überall in dieſem Kampfe zeigte ſich auch hier das Volk von Palermo höchſt edelmüthig gegen die Gefangenen, es führte ſie mit ſich fort, ohne ſich die geringſte Mißhandlung, oder auch nur eine Schmähung gegen ſie zu erlauben, und verpflegte die von Hunger und Anſtrengungen kranken Leute auf das Beſte. Das Volk von Palermo gab dadurch ein glänzendes Beiſpiel von der edlen Geſinnung, welche es beſeelte, während auf den Soldaten der ſchreckliche Vorwurf haftet, daß ſie mit furchtbarer Grauſamkeit wehrloſe Benedictiner-Mönche, die in ihre Gewalt gefallen waren, niedergemetzelt hätten; das Volk von Palermo hat auf's Neue bewieſen, daß eine Nation, welche für ihre Freiheit kämpft, überall eine ſittliche Größe, eine Erhabenheit zeigt, welche dem Miethling, der für ſchnöden Sold ſein Leben feil bietet, fremd bleiben muß.

Auch am folgenden Tage, am 23., dauerte der Kampf mit gleicher Heftigkeit fort, und die Bank und der königliche Palaſt wurden von den Palermitanern, welche jetzt ſchon durch verſchiedene eroberte Geſchütze ſtark gemacht worden waren, genommen, wenn auch freilich erſt nach einem heftigen und blutigen Gefechte, in welchem die Inſurgenten ſich der gefan-

genen Soldaten zur Richtung und Ladung der ſieben bis acht in ihrem Beſitz befindlichen Geſchütze bedienten.

Mit der Bank fielen 2 Millionen Ducati in die Hände des Volks.

Palermo hatte an dieſem Tage aufs Neue die Schreckniſſe eines Bombardements zu dulden, aber man war darauf vorbereitet geweſen und hatte die Straßen hoch mit Sand befahren, um die etwa zerſpringenden Bomben möglichſt unſchädlich zu machen. Auch waren Schaaren von Knaben ſtets bereit, um ſich mit einem wahren Enthuſiasmus auf die niederfallenden Geſchoſſe zu werfen und den Zünder aus denſelben zu reißen.

Der Sieg der Inſurgenten war an dieſem Tage ſo unzweifelhaft, daß der Herzog von Majo gezwungen wurde, ins Lager des General Deſauget zu fliehen. Der General Bial mußte ſich einſchiffen.

11.

In Neapel war während dieſer Zeit Alles ruhig geblieben, wenn man die fieberhafte Aufregung, in welcher die Bewohner der Reſidenz ſich fortwährend befanden, Ruhe nennen will und darf. Auch der Geburtstag des Königs, der 12. Januar, der Tag, an welchem in Palermo die Revolution ausgebrochen war, hatte in Neapel keinen Aufſtand hervorgebracht. Man murrte allerdings auch hier darüber, daß der König keine Conceſſionen bewillige, worauf man anfangs gehofft hatte, aber man murrte nur, und wenn auch einzelne Volkshaufen die Straßen durchzogen, ſo kam es doch nicht zu einem offenen Aufſtande.

Erſt als man in Neapel die Nachricht von der ſicilia-

furchtbare Klarheit die Augen geöffnet hat, hallte auch in Palermo wieder, und die königlichen Decrete wurden von den Ausschüssen der Insurgenten fast einstimmig verworfen; nur ein Mitglied derselben, der Herzog von Serradifalco nahm das Wort für dieselben, wurde aber augenblicklich zum Stillschweigen verwiesen.

Die vier Decrete bestimmen: 1, eine Erweiterung der Machtvollkommenheit der im Jahre 1824 eingesetzten Consulta von Neapel und Sicilien, welcher eine Begutachtung aller Gesetze, so wie der Finanzangelegenheiten, Handelsverträge und Zollfragen zuerkannt war; 2, Trennung Siciliens und Neapels in der Justiz- und Civilverwaltung, sowie Einsetzung nur von sicilianischen Beamten in Sicilien; 3, Ernennung außerordentlicher Rathgeber; 4, Ernennung des Grafen d'Aquila zum Generallieutenant von Sicilien, dem der Prinz von Campofranco, der Herzog von Montalbo, Don Giuseppo Buongarbino und D. Giovanni Cassisi als Minister beigegeben wurden; ein fünftes Decret endlich, welches vom 19. datirt ist, gesteht noch außerdem eine freilich sehr beschränkte Preßfreiheit zu.

Solche Vorschläge konnten den Sicilianern nicht genügen, welche von ihrem König schon so oft auf eine treulose Weise betrogen worden waren, und daher auch nicht das geringste Vertrauen mehr zu dem guten Willen und auf das Wort Ferdinands II. hatten. Folgende am 21. Dezember von dem Marchese Spedalotto erlassene Proclamation zeigt am besten, in welcher Art das Volk von Palermo die königlichen Decrete aufnahm.

Sr. Excellenz der Statthalter des Königs hat Sr. Excellenz dem Gouverneur durch ein Schreiben unterm heutigen Datum einige fruchtlose Vorschläge mitgetheilt, welche dem

Wunsche des Volkes nicht entsprechen und keine andere Bürgschaft bieten, als den absoluten Willen des Königs. Sicilien weiß durch die traurige Erfahrung mehrerer Jahre von Leiden und Verzweiflung, was der Wille des Fürsten vermag, wenn das Volk nicht selbst der Verwahrer, der Beschützer seiner Rechte ist. Der Gouverneur hat demnach im Namen des Comité und des Volks folgende Antwort erlassen: „Excellenz! Ich habe dem allgemeinen Comité das mir von Ew. Excellenz unterm heutigen Datum zugesandte Schreiben mitgetheilt, und bin mit der Antwort beauftragt, daß die in jenem Schreiben enthaltenen Verordnungen sich nicht auf ein Volk beziehen können, welches seit neun Tagen den Gräueln des Bombardements, des Kartätschenfeuers und der Brandstiftung ausgesetzt, glorreich seine Rechte auf jene National-Einrichtungen behauptet, die allein ein dauerhaftes Glück für diese Insel begründen können. Als getreuer Dolmetscher des festen Entschlusses des Volkes, kann das Comité nur in den Ansichten beharren, welche es durch meine Vermittelungen Ew. Excellenz dargethan hat, nämlich, daß man die Waffen nicht niederlegen, die Feindseligkeiten nicht einstellen werde, bevor nicht Sicilien, in Palermo als Parlament versammelt, auf unsere Zeit die Verfassung wird angepaßt haben, welche unser Land Jahrhunderte besessen hat, die unter dem Einflusse Englands im Jahre 1812 umgestaltet wurde und schließlich im königlichen Decrete vom 11. December 1816 bestätigt worden ist. Unterz. Marchese v. Spedalotto."

10.

Die einzige Hoffnung, welche die freilich sehr geringe reactionäre Partei in Sicilien, so wie der Herzog von Maio

des Prinzen von Salerno und des Grafen Aquila, ſo wie ſeine eigene Furcht bewegten. Man verlangte jetzt mehr, ſowohl in Neapel, als in Sicilien, und die königlichen Conceſſionen hatten vollends gar keine Wirkung, als man die verächtliche Aufnahme derſelben von Seiten der Palermitaner in Neapel erfuhr.

In den folgenden Tagen erſchien ferner ein neues Preßgeſetz, welches die geſammte in- und ausländiſche Preſſe behandelte und die Ausübung der Cenſur unter die Aufſicht einer Commiſſion ſtellte, welche aus zwanzig Männern der Wiſſenſchaft, ſowohl Prieſtern als Laien, beſtehen ſollte; eben ſo auch am 24. Januar ein Amneſtie-Decret, welches indeſſen eben ſo wenig wie das Preßgeſetz befriedigte, denn es war eben ſo wenig etwas Volles, Ganzes, den Wünſchen des Volkes Vorauseilendes. Es lautet folgendermaßen:

„Wir Ferdinand II., von Gottes Gnaden ꝛc. Nachdem Unſere Miniſter-Secretaire der Gnade und der Gerechtigkeit und der allgemeinen Polizei Uns, den ihnen ertheilten Befehlen gemäß, die Liſten der wegen politiſchen Urſachen Verurtheilten und Verhafteten vorgelegt, haben Wir, den Antrieben Unſeres königlichen Herzens folgend, alſo beſchloſſen: Art. 1. Wir gewähren vollſtändige Gnade den wegen politiſcher Urſachen Verurtheilten und Verhafteten, die ſich innerhalb des Reichs befinden. Art. 2. In dieſer Gnade ſind auch mitbegriffen: der Prieſter D. Giovanni Krimy, der Canonicus D. Paolo Pellicano, Giovanni Andrea Romeo, Stefano Romeo, Giuſeppe Miranda von Ariano, der Prieſter D. Vincenzo de Stinno, D. Vincenzo Mauro, Giuſeppe Scala, Vincenzo, welche aus Gründen der öffentlichen Ruhe bis zu Unſerer weiteren Entſchließung auf einer Inſel verbleiben

sollen. Art. 3. Unser Ministerium und Unser Generalstatthalter in Unseren königlichen Dominien jenseits des Pharus sind mit dem Vollzug dieses souverainen Actes beauftragt."

Also wieder etwas Halbes, nichts Vollständiges, nichts Ganzes. Die Amnestie erstreckte sich blos auf diejenigen politischen Verbrecher, welche bereits in Haft und abgeurtheilt waren, nicht aber auf die Verbannten und Geflohenen, und auf Diejenigen, welche im gegenwärtigen Augenblicke an der Spitze der Bewegungen in Palermo, dem übrigen Sicilien und in Calabrien standen. Eine solche Maßregel konnte unmöglich befriedigen. Und es war daher ganz natürlich, daß überall im Königreiche, und zwar besonders in den Provinzen, die Aufregung sich mehrte.

13.

Am 20. Januar des Mittags kamen auch in Neapel die ersten Vorzeichen einer bevorstehenden Revolution. Es ertönte plötzlich in allen Straßen das aus früheren Zeiten her bekannte Revolutionssignal: „fuy, fuy!" (es rette sich, wer kann). Ein gewaltiges Drängen und Treiben folgte diesem Ausruf; die Thüren und Läden wurden geschlossen; Frauen und Kinder liefen angstvoll umher, um sich aus der bevorstehenden Gefahr zu retten. Die jungen Leute kamen bewaffnet aus den Häusern, um sich nach dem Orte zu wenden, wo der Beginn der Revolution erwartet wurde; aber das Ganze war nichts, als ein blinder Lärm, der sich bald genug wieder verlor. Dessenungeachtet schüttelten doch die alten neapolitanischen Bürger bedenklich den Kopf, und einem Fremden, der sich über den panischen Schrecken der ganzen Stadt

ſpöttiſch ausgelaſſen hatte, wurde ganz ernſt erwidert: das iſt ſo unſere Revolution, ſo fängt man bei uns an.

Der König ſchien dies auch zu glauben; er war in einer ungeheuren Aufregung und wußte kaum, was er beginnen ſollte. Man hätte in ihm wahrlich den Mann nicht wieder erkannt, der vor ſo kurzer Zeit noch ſo viele Todesurtheile, ohne Mitleid zu empfinden, unterſchrieb, der ſo trotzig ausgerufen hatte: Es werde ihn nichts bewegen nachzugeben, ſo lange er noch eine Kanone auf dem Fort St. Elmo beſitze.

Sein Trotz war gebrochen und eine erbärmliche Furcht beherrſchte jetzt dieſen übermüthigen Mann, ſo daß fortwährend eine Dampffregatte in dem Hafen lag, bereit, ihn und ſeine Schätze aufzunehmen und nach einem fremden Lande in Sicherheit zu bringen.

Der Polizeiminiſter Del Caretto und der General Statella, der erſtere zu Wagen, der zweite zu Pferde, begaben ſich unmittelbar nach dem Tumulte in die Toledoſtraße, um wo möglich beruhigend auf das Volk einzuwirken; aber ihre Bemühungen waren in der That ſehr vergeblich, denn ſie fanden Niemand, den ſie hätten beruhigen können. Die Straßen waren faſt menſchenleer und ſelbſt die eigentlichen Agitatoren der Revolution hatten ſich zurückgezogen, entweder weil ſie ſahen, daß ſie jetzt noch keinen Anklang fanden, oder weil ſie für den Augenblick nichts Anderes beabſichtigten, als die Stadt durch einen Tumult auf eine Revolution vorzubereiten und zu gleicher Zeit den König durch die Furcht zu umfaſſenderen Zugeſtändniſſen zu nöthigen.

Die Polizei verhielt ſich bei dieſem ganzen Scandal völlig neutral. Es ließ ſich faſt kein Polizeibeamter ſehen; in den Schloßhöfen wurde jedoch ſehr viel Militair zuſammen-

gezogen und überhaupt ſchien die Regierung eine ernſtliche Bewegung zu fürchten. Am Nachmittage und am 23. blieb Alles ruhig, nur daß ſich in der Nacht des 22. einige Hundert Mann von den beſſern Ständen angehörigen jungen Leute vor das Haus des Monſ. Cocle, des allgemein verhaßten Beichtvaters des Königs, begaben und dort einigen Skandal machten. Aber ſchon am 24. gegen Mittag ertönte aufs Neue das Geſchrei „fuy, fuy!“ durch alle Straßen der Reſidenz.

Wieder wurden die Läden geſchloſſen, wieder die Militairmacht aufgeboten, aber es war auch ebenfalls wieder ein leeres Geſchrei, welches nur Furcht und Schrecken einjagen ſollte.

Am 25. traf der König eine Maßregel, welche im gegenwärtigen Augenblick nicht ohne Bedenken war, wenn ſie auch früher vielleicht ſehr günſtig gewirkt hätte. Es wurden nämlich überall in Neapel Liſten für diejenigen ausgelegt, welche ſich zu einer Bürgergarde einſchreiben laſſen wollten. Alle rechtſchaffenen Männer, vom 18. bis zum 50. Lebensjahre, wurden ohne Weiteres angenommen und mit Gewehren bewaffnet.

Die Bürgerſchaft Neapels verhandelte während dieſer Tage mit dem Könige fortwährend durch Deputationen, welche ſehr gütig aufgenommen wurden. Auf ihren Wunſch wurde der verhaßte Polizeiminiſter Del Caretto aus Neapel entfernt.

Die Entfernung dieſes kraft- und geiſtvollen Mannes geſchah auf eine eigenthümliche Weiſe, welche wieder den aus Hartnäckigkeit und furchtſamer Schwäche zuſammengeſetzten Charakter Ferdinand II. zeigt.

Del Caretto war außerordentlich beliebt bei der Gensdarmerie und überhaupt bei der Armee. Alle ſeine Untergebenen

waren in jedem Augenblick bereit, für ihn zu kämpfen, und es war ihnen gleichgültig, ob gegen den König oder gegen das Volk. Ferdinand II. fürchtete dieſen Mann; er hatte ſich deshalb ſo lange von ihm beherrſchen laſſen; jetzt aber fürchtete er das Volk noch mehr und mußte ſich daher ſeines bisherigen Günſtlings entledigen.

Del Caretto war beim Könige geweſen und hatte ſich mit demſelben ſo unbefangen wie gewöhnlich über die zu treffenden Maßregeln beſprochen. Gegen zehn Uhr Abends verließ er in Begleitung des General Filangieri den königlichen Palaſt und fand zu ſeinem großen Erſtaunen, daß die Wache unter dem Gewehr ſtand. Als er mit ſeinem Begleiter bis zu derſelben gekommen war, eröffnete ihm plötzlich Filangieri, daß er verhaftet ſei.

Del Caretto wollte dies Anfangs nicht glauben, er verlangte mit dem Könige zu ſprechen, aber Filangieri hatte beſtimmten Befehl, den Miniſter ſofort ohne die geringſte Zögerung nach dem im Hafen liegenden Dampfſchiffe „Nettuno" zu bringen, welches in jedem Augenblick bereit war, in die See zu ſtechen.

Del Caretto bat nun, ihm wenigſtens zu erlauben, daß er einige Wäſche, etwas Geld und die nöthigſten Kleidungsſtücke mitnehmen dürfe; aber auch dies wurde ihm nicht geſtattet. Er wurde auf's Dampfſchiff gebracht, ohne nur von ſeiner Familie Abſchied nehmen zu dürfen. Kaum war er auf dem Schiffe angekommen, als daſſelbe in die See ſtach.

Wie verhaßt übrigens Del Caretto nicht nur in Neapel, ſondern in ganz Italien war, geht aus folgendem Vorfalle deutlich genug hervor: Das Dampfſchiff „Nettuno" lief Morgens gegen 11 Uhr am 19. Januar in Livorno ein, um Koh-

len einzunehmen. Augenblicklich verbreitete ſich unter dem ganzen Volke die Nachricht, daß der neapolitaniſche Polizeiminiſter Del Caretto auf dem Schiffe ſei. Ein am Hafen ſtehender Neapolitaner, der ſich zum Beſuch in Livorno befand, hatte den Miniſter auf dem Verdeck des Dampfſchiffes bemerkt und erkannt.

Mit Blitzesſchnelle durchflog die Nachricht die Stadt und eine ungeheure Volksmenge ſtürmte nun mit wildem Geſchrei dem Hafen zu.

Man wollte erſt den Kapitain des Nettuno zwingen, den verhaßten Miniſter in die Gewalt des Volkes zu geben, weil man fürchtete, derſelbe möchte möglicher Weiſe ans Land ſteigen.

Die Gefahr war ſo groß, daß der Kapitain des Nettuno ſich entſchloß, ſo ſchleunig als möglich, ohne Kohlen aufgenommen zu haben, in See zu ſtechen, und Segel aufzuſetzen. Er that dies auch wirklich und ſteuerte gegen Corſica, da das Leben des Miniſter Del Caretto höchſt wahrſcheinlicher Weiſe verloren geweſen wäre, wenn er in jenem Augenblicke dem wüthenden Volke in die Hände gefallen wäre.

18.

Der 25. und der 26. Januar verſtrichen vergleichungsweiſe ruhig, dafür erwartete man aber am 27. wieder ernſte Unruhen. Es war an dieſem Tage von der revolutionären Partei eine großartige Tricolordemonſtration angeſagt, mit der die eigentliche Revolution in Neapel begonnen werden ſollte. Die revolutionäre Partei wollte mit dreifarbigen Fahnen (grün, roth, weiß ſind die italieniſchen Farben) in der Stadt herum und vor das Schloß ziehen, um dort die Conſtitution auszurufen. Alle Stände ſollten ſich bei dieſer

Demonſtration betheiligten und man hoffte, daß, ſollte es etwa zu blutigen Scenen kommen, aus den Provinzen Hülfe für die Aufrührer in der Reſidenz kommen würde; man hoffte ebenfalls, daß die Schweizergarden, die freien Söhne einer Republik, ſich nicht zum Kampfe gegen ein für die Freiheit glühendes Volk gebrauchen laſſen würden.

Schon am 26. war die Demonſtration in ganz Neapel bekannt, und man harrte mit furchtbarer Spannung auf den Ausgang derſelben. Conſtitution! das war das allgemeine Geſchrei. Aber freilich machten ſich die Leute ſehr verſchiedene Ideen von dem, was eigentlich unter einer Conſtitution zu verſtehen ſei. Nur die höheren und Mittelſtände hatten einen richtigen Begriff davon, während die Lazzaronis, jener blut- und raubgierige Pöbel Neapels, die vollkommene Freiheit, nach Herzensluſt zu rauben und zu plündern, mit dieſem Worte verbanden. In den entlegenen Vierteln der Stadt, den Sammelplätzen dieſes Geſindels, wie in den Quartieren Mercato und Baſſoparto nähten die Frauen Säcke, um die geraubten Schätze und Koſtbarkeiten aufzunehmen, und Diener und Mägde fingen an trotzig und ungehorſam zu werden.

Am Nachmittage gegen ein Uhr begann die Bewegung. Ein paar junge Calabreſen ſpannten grüne und rothe Sonnenſchirme aus, welche ſie mit einem weißen Schnupftuch verbanden, und zogen mit dieſer improviſirten Fahne unter dem Rufe: „Es lebe der König! Es lebe die Conſtitution!“ durch die Stadt.

In wenigen Minuten hatte ſich ihnen eine ungeheure Volksmaſſe angeſchloſſen. In den Straßen traten die Damen auf die Balkone und ſtreuten Tauſende von dreifarbigen Kokarden unter die jauchzende und jubelnde Menge. Sie ſelbſt,

und zwar schöne Frauen und Mädchen aus den höchsten Ständen trugen dreifarbige Kokarden vor der Brust und ermuthigten die Männer, indem sie ihnen zuriefen: „Habt Muth! Es lebe die Constitution!"

Wie mit einem Zauberschlage war die ganze Stadt mit dreifarbigen Fahnen besät, welche man längst im Geheimen in Bereitschaft gehalten hatte, und plötzlich trug jeder Mann eine Kokarde.

Es herrschte dabei unter der Bevölkerung der Stadt eine herrliche, fast wunderbare Einmüthigkeit. Männer aus allen Ständen fielen sich unter dem Rufe: „Es lebe die Constitution!" in die Arme und herzten und küßten sich; besonders großartig waren dergleichen Scenen in der schönen Toledostraße, in der ein wahres Menschenmeer mit dreifarbigen Fahnen und Kokarden geschmückt fortwährend auf und nieder wogte.

Die Regierung blieb während dieser Zeit nicht müßig. Sie entschloß sich, die Menschenmassen mit Gewalt auseinander zu treiben, dabei aber, wenn irgend möglich, kein Blut zu vergießen. Auf dem Castell St. Elmo wurde die rothe Fahne der Revolution aufgezogen, und Kanonenschüsse donnerten als Allarmsignal für die übrigen Forts herab. Die gesammte in Neapel befindliche Truppenmacht wurde aufgeboten und stellte sich besonders in der Nähe des Schlosses auf dem Schloßplatze und andern großen Plätzen der Stadt in Schlachtordnung auf. Scharf geladene Kanonen wurden aufgefahren und Kanoniere mit brennenden Lunten daneben gestellt, welche jeden Augenblick bereit waren, Feuer auf das waffenlose Volk zu geben, denn von allen den Tausenden, welche mit dreifar-

bigen Fahnen und Kokarden jubelnd und jauchzend die Stadt durchzogen, hatte auch nicht ein Einziger Waffen.

Der Jubel und das Geſchrei dauerte noch einige Zeit fort. Zahlreiche Patrouillen, theilweiſe von mehreren Hundert Mann, durchzogen von Geſchützen begleitet die Stadt, um die Menge auseinander zu treiben; aber überall entwickelten dieſelbe eine lobenswerthe Mäßigung, nirgends wurde unter das Volk eingehauen oder geſchoſſen, wie dies in andern Städten bei ähnlichen Gelegenheiten ſo unbarmherzig geſchehen iſt.

Die Offiziere der Truppen und unter ihnen ganz beſonders der General Statella gaben ſich alle mögliche Mühe durch freundliche Worte, durch gütiges Zureden die erhitzten Gemüther zu beruhigen. Der General Statella ſtimmte oft ſelbſt in den Ruf: „Es lebe der König!“ ein, und als ihn endlich das Volk bedrängte und ihn bat, bei dem Könige für die Gewährung der Conſtitution zu wirken, rief er: „Ihr ſollt ſie haben!“

Das Volk wußte die Mäßigung der Truppen anzuerkennen. Es ſetzte denſelben nirgends einen Widerſtand entgegen, der zum Blutvergießen hätte führen müſſen, im Gegentheil zeigte es ſich äußerſt freundlich gegen dieſelben, denn als auf dem durch den Regen ſchlüpfrig gemachten, glatten Lavapflaſter der Stadt mehrere Kavalleriſten ausglitten und niederſtürzten, wurde ihnen vom Volke hülfreiche Hand geleiſtet, und eben ſo geſchah es mit dem General Statella, der mitten in einem Volkshaufen mit ſeinem Pferde ſtürzte.

Man wollte eine Conſtitution, aber man wollte dieſelbe wo möglich auf gütlichem Wege, ohne Blutvergießen erlangen.

Nach einigen Stunden des Umherziehens zerſtreuten ſich

die Volksmassen wieder, und nur in den entlegenen Vierteln der Stadt blieben noch Haufen von Schreiern zurück, welche besonders durch die Bezahlung einiger Engländer gedungen worden waren, die Unruhe zu erhalten; aber auch diese Haufen wurden durch das Militair auseinander gesprengt, ohne daß irgend Blutvergießen dabei stattgefunden hätte.

Die Stadt blieb unterdessen den ganzen Abend und die ganze Nacht hindurch in beständiger Bewegung. In den meisten Straßen standen kleinere oder größere Volkshaufen zusammen, welche sich über die in den folgenden Tagen zu treffenden Maßregeln besprachen. Volksredner traten unter diesen auf, welche frei und unverholen ihre Meinung sagten, wie dies wohl früher selten in Neapel geschehen sein mochte, denn am heutigen Tage war von einer Polizei kaum die Rede. Auch in den verschiedenen Kaffeehäusern und Restaurationen hatte sich ein zahlreiches Publikum versammelt. Ebenso standen alle Balkons in den Straßen voll von Menschen, und bis gegen drei Uhr in der Nacht hörte man überall in der Stadt den Ruf: „Es lebe die Constitution! Es lebe der König!" Dann erst wurde es nach und nach ruhig.

Am andern Morgen (am 28.) waren an allen Ecken Neapels große Maueranschläge zu finden, welche meistens die sehr lakonische Inschrift trugen: „Heute ein Tag der Beobachtung, morgen ein Tag des Blutes!"

Diese Drohung, so wie die aus allen Provinzen eintreffende Nachricht, daß die ganze Bevölkerung bereit wäre, unter Waffen zu treten, und am 29. die Neapolitanischen Insurgenten mit aller Kraft zu unterstützen, setzte das Ministerium in Bestürzung. Es bat den König um seine Entlassung, und diese wurde angenommen. Der Herzog war

Serra-Capriola wurde mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt, aber er erklärte sich nur unter der Bedingung dazu bereit, daß der König endlich in die gebieterischen Forderungen seines Volkes willige und demselben eine Constitution gebe. Am 29. Januar erschien folgendes Decret mit großer Schrift an allen Straßenecken Neapels:

„Neapel, 29. Januar 1848.

„Wir Ferdinand II., König beider Sicilien und von Jerusalem, Herzog von Parma und Placentia, erblicher Großprinz von Toscana u. s. w.

„Nachdem Wir den allgemeinen Wunsch Unserer vielgeliebten Unterthanen, der jetzigen Bildung angemessene Bürgschaften und Institutionen zu haben, vernommen, erklären Wir, daß es Unser Wille ist, den Uns offenbarten Wünschen zu entsprechen und eine Constitution zu geben. Wir haben Unseren neuen Staatsminister beauftragt, Uns binnen zehn Tagen einen Entwurf auf folgenden Grundlagen vorzulegen:

„Die gesetzgebende Macht wird ausgeübt durch Uns und durch zwei Kammern, nämlich eine Pairskammer und eine Deputirtenkammer. Die Mitglieder der ersten Kammer werden durch Uns ernannt, die der Deputirtenkammer werden durch Wahlen nach einem bestimmten Census ernannt.

„Die einzige herrschende Staats-Religion ist die römisch-apostolisch-katholische, und keine andere wird geduldet.

„Die Person des Königs soll immer unverletzlich und unverantwortlich sein.

„Die Minister des Königs sind für alle Regierungshandlungen verantwortlich.

„Die Land- und Seemacht bleibt immer vom König abhängig.

„Die Nationalgarde wird im ganzen Königreiche auf eine gleichmäßige, mit der Hauptſtadt gleichförmige Weiſe organiſirt.

„Die Preſſe iſt frei und nur einem Repreſſivgeſetze gegen Beleidigungen der Moral, der Religion, des Königs, der königl. Familien, der fremden Herrſcher und der Privatehre und Privatintereſſen unterworfen.

„Indem Wir dem Publikum Unſere ſouveraine und freie Entſchließung mittheilen, vertrauen Wir der Geſetztreue und dem guten Geiſt Unſerer Völker zur Erhaltung der Ordnung, der Achtung vor dem Geſetz und den beſtehenden Behörden.

Ferdinand,

der Staatsſecretair, Präſident des Miniſterrathes, Herzog von Serra-Capriola."

Der Jubel, mit welchem dieſe Bekanntmachung aufgenommen wurde, iſt kaum zu beſchreiben.

14.

Es war am Morgen gegen zehn Uhr, als das Königliche Decret über die bewilligte Conſtitution in Neapel an allen Straßenecken veröffentlicht wurde, und wahrlich, dieſe Bekanntmachung übte einen faſt zauberhaften Einfluß auf alle Bewohner der Reſidenz aus. Die gedrückte Stimmung, in welcher ſich in den letzten Tagen die Neapolitaner befunden hatten, wich einem Taumel der Freude und des Entzückens. Wie am 27. durchzogen ungeheure Volkshaufen die Straßen unter dem Jubelgeſchrei: „Es lebe der König! Es lebe die

Conſtitution!" Wie an jenem Tage prangten an allen Mützen dreifarbige Kokarden, wehten von allen Balkonen ſtattliche grün-roth-weiße Fahnen; aber wie ganz anders waren heut die Freudenäußerungen. Auch an jenem Tage hatte man ſich umarmt, geküßt; aber es war der Kuß, mit dem der Freund vom Freunde ſcheidet, wenn er in die blutige Schlacht ziehen will; heut war es der Kuß der Freude und des Entzückens, des Wiederſehens nach der glücklich überſtandenen Gefahr.

Ganz Neapel erſchien wie ein großes Freudenhaus; alle Stände vereinigten ſich, um ſich gegenſeitig Glück zu wünſchen und ſich mit einander zu freuen. Die eleganten Equipagen rollten wieder durch die Straßen der Reſidenz und darin ſaßen Damen aus den höchſten Ständen, welche dem umgebenden Volke Blumen, dreifarbige Schleifen und Kokarden zuwarfen, und freudig mit einſtimmten in den Jubelruf der Menge. Prächtige ſeidene Fahnen waren aufgeſteckt und wo ſich dieſelben ſehen ließen, wurden ſie mit freudigem Willkommen empfangen.

Beſonders in der großen Toledoſtraße war des Jubels gar kein Ende. Lebehochs wurden dort ausgebracht auf alles mögliche, was nur irgend die Sympathie des lebhaften, leicht beweglichen Neapolitaners erregen konnte. So rief man bunt durcheinander: „Es lebe Palermo! Es lebe der König, Italien, die Conſtitution, die Bürgergarde, Pius IX.!" In höchſt komiſcher Weiſe brachte das glückliche, in ſeinem Enthuſiasmus ſo frohe Volk ſogar ein Lebehoch auf Ibrahim Paſcha aus, der ſich damals gerade in Neapel aufhielt, und, um das ſchöne Schauſpiel anzuſchauen, den Toledo entlang fuhr; ob die Unterthanen Mehmed Ali's nach überſtandenen Baſtonaden

in dieses Lebehoch eingestimmt haben würden, möchte schwer zu erweisen sein.

Gegen zwölf Uhr Mittags zeigte sich der König dem Volk, und ritt durch alle Straßen der Residenz, gefolgt von den Grafen von Aquila und Trapani. Er wurde überall mit einem ungeheuren, ganz enthusiastischen Jubel empfangen.

Der König sah anfangs sehr mißgestimmt und verdrießlich aus, denn es schmerzte ihn bei seinem herrschsüchtigen und hartnäckigen Charakter, daß er den Forderungen des Volkes hatte nachgeben müssen, aber Ferdinand II. ist kein unedler Mann, er hat viele und schlimme Charakterfehler, wie wir dies schon öfter zu bemerken Gelegenheit gehabt haben, aber eine Tugend wenigstens müssen wir ihm zusprechen: es ist die Liebe zu seinem Volke, welche er niemals, auch selbst in der Zeit verleugnet hat, wo er den Absolutismus am strengsten aufrecht erhalten wollte. Seine Hartnäckigkeit, die vielen blutigen Todesurtheile, welche er unterzeichnet hatte, entsprangen nicht aus einem grausamen Herzen, denn es ist gewiß, daß Ferdinand II. nach der Unterschrift jedes Todesurtheils eine traurige Nacht durchleben mußte; aber er unterschrieb dennoch, der Absolutismus war bei ihm Ueberzeugungssache, und seine Hartnäckigkeit wurde fortwährend genährt durch die falschen Rathschläge schändlicher Diener. Wenn Männer, wie Dell Carretto, Nunziante, San Angelo und andere ähnlichen Schlages, die Umgebung eines Fürsten ausmachen, dann ist es wahrlich nicht zu verwundern, wenn dieser nur durch Blut auf dem Throne sich fest halten zu können glaubt. Erst der Donner der Revolution kann dem Bethörten die Binde von den Augen reißen und ihm die nackte Wahrheit in ihrer ganzen Schrecklichkeit darstellen.

Auf ſeinem ganzen Wege durch die Stadt wurde der König mit einer Herzlichkeit und Freude empfangen, welche ihm deutlich zeigte, daß die Herzen ſeines Volkes ihm noch nicht entfremdet ſeien, aus der er klar erſehen konnte, daß nur die von ſeinen ſchlechten Dienern veranlaßten Regierungsmaßregeln den Zorn des Volkes gegen ihn erweckt hatten. Ueberall drängten ſich die Bewohner der Stadt, Männer und Frauen aus allen Ständen, dem Könige zu; oft mußte er anhalten, um einige herzliche Worte mit dem Volke zu ſprechen, und dieſes jubelte ihm freudig zu. Man ergriff ſeine Hand und drückte und küßte ſie, und wo ſich der König irgend ſehen ließ, da erſchallte ein enthuſiaſtiſches Lebehoch ihm entgegen.

Eine ſolche Freude mußte das Herz des Königs rühren. Seine anfangs ſtrengen und ſorgenvolle Züge, in denen man manche ſchwer durchwachte Nacht leſen konnte, wurden nach und nach freundlicher, und beſonders als ſich eine große Anzahl junger Leute, welche eben erſt aus den Kerkern entlaſſen worden waren, um ihn drängte, ſeine Hand ergriff und ſie lebhaft küßte, da wurde er innig gerührt.

„Nun jubelt nur," ſagte er zu dieſen, „aber wiſſen konntet Ihr wohl, daß ich's ſo ſchlimm nicht mit Euch meinte, Ihr hättet nicht ſo ſtürmiſch fordern ſollen, ich will ja nur Euer Glück."

15.

Während der innere Theil von Neapel ſich ganz und gar ſeiner Freude überließ, boten die entlegenen Quartiere der Stadt allerdings einen ganz anderen Anblick dar. Auch dort hatten ſich große Haufen Volks verſammelt; aber dieſe beſtanden faſt nur aus zerlumpten Lazzaronis, deren Hoffnungen durch den friedlichen Ausgang der Revolution vollſtändig

zerstört worden waren. Dies Gesindel hatte auf Raub und Plünderung gehofft, es hatte geglaubt, die seligen Tage wieder kommen zu sehen, in denen die Lazzaronis als die Herren der Stadt nach ihrem Wohlgefallen von den Schätzen der Reichen und Vornehmen schwelgen konnten. Diese Erwartungen waren jetzt durch die friedliche Lösung der Frage völlig vereitelt worden. Die Bürgerschaft und der bessere Theil der Bewohner von Neapel hatten ohne Blutvergießen den Sieg der Freiheit errungen, und es war daher für die Lazzaronis nur dann die Erfüllung ihrer Wünsche möglich, wenn sie durch eine Contrerevolution Blutvergießen herbeiführen konnten.

Wüthend über ihre getäuschten Erwartungen verfolgten sie alle diejenigen mit ihrem Hasse, welche sich, mit den Revolutionsfarben geschmückt, in den entfernten Stadttheilen, den Schlupfwinkeln dieses Gesindels, sehen ließen. Sie raubten und stahlen in den Häusern, deren Bewohner sich nach dem Toledo begeben hatten, um dort an dem Jubel über die errungene Freiheit Theil zu nehmen. Und als nun endlich der König auch zu ihnen kam, da umringten sie ihn, und baten ihn, er möge ihnen Waffen geben, um gegen seine Feinde zu kämpfen. „Wir wollen das neue Zeug nicht, wir wollen Dich behalten, wir haben Dich lieb, und wenn Du uns keine Gewehre geben willst, so nehmen wir Steine, um Deine Feinde zu tödten!" So riefen ihm Männer und Weiber stürmisch zu; vergeblich versuchte es der König, diese wüthenden Banden zu besänftigen, vergeblich stellte er ihnen vor, daß er selbst dem Volke freiwillig die Constitution gegeben habe, weil er sich überzeugt davon halte, daß dieselbe zum Glück seiner Unterthanen nothwendig sei, das aufgebrachte Raubgesindel glaubte ihm nicht, oder wollte ihm wenigstens nicht glauben.

„Man hat Dich gezwungen, aber Du ſollſt Dich nicht zwingen laſſen!“ ſo riefen die Lazzaronis dem Könige auf alle ſeine Verſicherungen zu, und in Alt-Neapel zogen Tauſende vor ihm her, jeden Bürger inſultirend, der das Unglück hatte, ihnen mit einer dreifarbigen Kokarde zu begegnen.

Der in der Stille vom Könige aus Neapel verbannte Polizeiminiſter Del Carretto, ſo wie einige Männer ähnlicher Geſinnung, welche durch die freiere Regierung ihres Einfluſſes und ihrer vortheilhaften Stellen beraubt zu werden fürchteten, waren die Haupturheber dieſer reactionären Bewegungen im niedern Volke.

Del Caretto war allerdings nicht mehr in Neapel, aber ſein Einfluß wirkte daſelbſt noch in unheilvoller Weiſe fort. Das Corps der Gensdarmerie und der Polizei war ſeinem ſtrengen, aber energiſchen Führer mit Enthuſiasmus ergeben, und es war wüthend darüber, daß derſelbe auf eine ſo plötzliche und geheimnißvolle Weiſe Neapel hatte verlaſſen müſſen. Die Anhänger Del Carettos hatten ſich verkleidet unter die Lazzaronis gemiſcht, Geld unter dieſelben vertheilt und ſie theils dadurch, theils durch die Ausſicht auf Raub und Plünderung zu Werkzeugen der Contrerevolution gemacht. Sie hatten einen großen Theil des niederen Volkes für ihre finſtern Pläne gewonnen, ſo die Bevölkerung der Quartiere Carmine, Baſſoporto, St. Lucia, Mergellina. Es war dieſen Leuten vorgeredet worden, dem Könige ſolle von den Anhängern der Freiheitspartei das Leben genommen werden, und durch dieſen betrügeriſchen Vorwand hatten ſie es zu erreichen gewußt, daß die wilden Lazzaronibanden, die Weinbauern der Umgebung von Neapel und die ganze Bevölkerung der Poſilipo ſich in Bewegung ſetzte, um — dem Könige das Leben zu retten.

Das eigentliche Volk von Neapel benahm sich in dieser schweren Bedrängniß, welche die errungenen Freiheiten wieder zu stürzen drohte, auf eine ganz ausgezeichnete Weise. Die Bürger, welche zum Theil bisher der Nationalgarde noch nicht beigetreten waren, und ebenso auch junge Leute aus den vornehmsten Ständen, bewaffneten sich und durchzogen in Patrouillen die Stadt, um die Ruhe und Ordnung überall wieder herzustellen. Aber auch die Lazzaronis sammelten sich in Haufen zu einigen Hundert Mann, welche, mit Knitteln und Messern bewaffnet, überall Diejenigen anfielen, welche durch die drei Farben sich als Anhänger der Freiheitspartei zu erkennen gaben. Diese wilden Banden raubten und plünderten nach Herzenslust; Wagen und Fußgänger wurden von ihnen in gleicher Weise angefallen und jeder irgend anständig Gekleidete insultirt, oft gemißhandelt, und sogar von Mordthaten, welche in jener Zeit vorgekommen sind, erzählen die italienischen Zeitungen. „Wir müssen Brüder, wir müssen alle gleich sein!" das war das fortwährende Geschrei dieser räuberischen Banden, welches seltsam contrastirte mit ihren zur Schau getragenen Anhänglichkeitsversicherungen für den König und für das alte, besiegte System des Absolutismus.

Diese Demonstrationen wurden immer bedenklicher, mußten immer mehr Besorgniß erregen, so daß am 30. die Regierung sich entschloß, die Bürgergarde, in Vereinigung mit den Truppen, gegen dieses aufrührerische Gesindel wirken zu lassen. Der Prinz von Salerno, der sich stets als ein Volks- und Freiheitsfreund gezeigt hatte, wendete sich selbst an die Nationalgarde, um diese aufzumuntern, daß sie in Verbindung mit den königlichen Truppen sich mit voller Kraft bestrebe, dem unheilbringenden Unfug ein Ende zu machen.

Dieſes geſchah denn auch nach Kräften. Schaaren von jungen Leuten durchzogen bewaffnet mit Stöcken, Jägerflinten und andern eben aufzutreibenden Waffen als Patrouillen die Straßen, um Ruhe und Ordnung wieder herzuſtellen; die Bürgergarde und die königlichen Truppen thaten daſſelbe; Huſaren und Dragoner ritten hinter den Bürgerpatrouillen her, um dieſelben zu verſtärken, und auch die Schweizer wurden von dem Könige beordert, den Nationalgarden beizuſtehen, die Gensd'armen und die Polizei hingegen mußten ſich zurückziehen, da die Bürger Neapels ihre Hülfe mit Verachtung zurückwieſen. Man kannte die reactionären Beſtrebungen dieſes Volkes ſehr wohl und wollte die zweifelhafte Freundſchaft deſſelben, welche ſo leicht in offene Feindſchaft ſich verwandeln konnte, nicht annehmen.

Es kam zu einigen nicht unblutigen Zuſammentreffen zwiſchen den Lazzaronis und den zur Wiederherſtellung der Ruhe und Ordnung vereinigten Truppen. So mußte auf einen Schwarm von etwa 200 Lazzaronis in der Strada Coſtantinopoli von den Schweizern Feuer gegeben werden, wobei drei der Unruhſtifter auf dem Platze blieben. An anderen Orten wurden dieſe Räuberbanden von den Bürgern auseinander geſprengt, und Einzelne, welche auf friſcher That ertappt wurden, theils auf der Stelle niedergeſtoßen, theils in die Gefängniſſe abgeführt.

18.

Während dieſe Scenen in den äußeren Quartieren der Stadt vorfielen, waren die Hauptſtraßen derſelben des Abends glänzend erleuchtet und wurden durch unzählige jubelnde Menſchen durchzogen. Die Freude dauerte mehrere Tage. Das

Volk war enthusiasmirt für seinen König, und zwar so sehr, daß es die ihm liebgewordenen drei Farben sofort ablegte, als es vernahm, daß der König das Tragen derselben nicht gern sehe. Es wurde anfangs die weiße Farbe, als die Farbe des Friedens für Neapel gewählt. Man ging dann aber zur weiß und rothen über.

Wo der König sich sehen ließ, wurde er vom Volke mit Jubel empfangen. Ganz besonders in den Theatern wurde durch den Ruf: „Es lebe Ferdinand II., Ferdinand der Große, der Edelherzige ꝛc.“ sowohl von Männern, als von Damen der höchsten Stände ausgestoßen, sehr oft die Vorstellung unterbrochen.

Auch in den entlegenen Quartieren wurde es nach und nach ruhig. Die Lazzaronis fingen an einzusehen, daß sie gegen die überlegene Macht der gut bewaffneten und zum heftigsten Widerstande entschlossenen Bürger nichts thun könnten, und sie zogen sich daher bald wieder in ihre Schlupfwinkel zurück.

Ein besonderes Verdienst bei der Beruhigung dieser wilden Banden erwarb sich ein Mann, Namens Don Michele Viscosi, der in eben so volksthümlicher Weise, wie der Pater Ventura in Rom, zu den Leuten zu sprechen wußte. Er ging täglich in den entlegensten Quartieren umher, versammelte einen Haufen Lazzaronis um sich, und wußte diesen in einer so gemüthlichen und beredten Art und Weise Vorstellungen zu machen, daß seine Rathschläge fast von Allen befolgt wurden. Einige unruhige Auftritte, Raubanfälle und Zusammenrottungen von Lazzaronis kamen allerdings noch in den folgenden Tagen vor, aber diese waren von fast keiner Bedeutung.

So verging die erste Woche im Februar. Mit furchtbarer Ungeduld erwarteten die Neapolitaner die vom Könige

mit ſeinem neuen Miniſterium berathene Verfaſſung, deren oberflächlicher am 29. Januar veröffentlichter Entwurf einen ſolchen Freudentaumel über Neapel gebracht hatte. Schon am 8. Februar glaubte man mit Beſtimmtheit das Verfaſſungsgeſetz erſcheinen zu ſehen, aber es kam noch nicht. Auch am 9. und 10. nicht. Schon waren die Neapolitaner wieder auf dem Sprunge, durch die Mittel der Gewalt die Beſchleunigung des Geſetzes zu erzwingen, denn ſie fürchteten, daß der Herzog von Serracapriola, welchen man für nicht ſehr energiſch hielt, das Verfaſſungsgeſetz verzögern und daſſelbe vielleicht nicht ſo freiſinnig machen werde, als es vom Volke gewünſcht wurde. Schon munkelte man in Neapel, daß der König neue Botſchaften von Rußland und Oeſterreich empfangen habe, welche ihn zum heftigſten Widerſtand gegen die liberale Partei anfeuern ſollten. Schon flüſterte man ſich zu, daß auch Frankreich auf die Seite der Hofpartei getreten ſei, und daß nur England als Freund und Beſchützer des Volkes bleibe. Es kam ſogar in den Tagen des 9. und 10. zu manchen nicht unbedeutenden und unbedenklichen Demonſtrationen; der Ruf: Nieder mit den Deutſchen! Tod den Deutſchen! erſcholl häufig durch die Stadt, weil man Oeſterreich die Hauptſchuld am verzögerten Erſcheinen der Verfaſſung gab. Vergebens ſuchten Proclamationen der Polizeibehörden, der Miniſter und des Königs, die leicht zur Freude, aber auch zur Wuth erregbaren Neapolitaner zu beruhigen. Schon rotteten ſich wieder Volkshaufen auf den Straßen zuſammen, und der Ausbruch neuer Unruhen war zu beſorgen, da erſchien endlich am 11. Januar die langerſehnte Verfaſſung.

Wie mit einem Zauberſchlage waren alle Zeichen der Unruhe und des Mißvergnügens aus der Reſidenz verſchwun-

den, und ganz Neapel glich an jenem Tage einem wogenden Freudenmeere. Solcher Jubel, versichern Augenzeugen, als an jenem Tage an allen Orten der Stadt sich kund gegeben, wäre ihnen selbst bei den freudigsten Gelegenheiten in Italien nirgend vorgekommen. Dieses maßlose Entzücken, diese enthusiastische Freude wäre so überschwenglich, so begeisternd gewesen, daß sie selbst, obgleich kälter fühlende Deutsche, mit fortgerissen worden wären, daß sie in den allgemeinen Jubel hätten einstimmen müssen.

Wir schließen hier die Schilderung der Ereignisse in Neapel, um wieder nach Sicilien überzugehen und dem Leser die wichtigen und folgenreichen Begebenheiten zu erzählen, welche die schöne Insel uns darbietet, nachdem wir noch den gütigen Leser mit der Neapolitanischen Verfassung bekannt gemacht haben.

17.

Die Neapolitanische Verfassung.

1.

Wir erlauben uns in dem Nachfolgenden dem gütigen Leser einen Grundriß der Neapolitanischen Verfassung zu übergeben, den wir der Augsburger allgemeinen Zeitung entnehmen. Wir glauben dies um so mehr thun zu müssen, als es unseren Tagen, wo ganz Deutschland von der Verfassungsfrage bewegt wird, wo besonders in Preußen kaum ein anderer Gedanken herrscht, als der, „wie wird unsere Verfassung ausfallen?“ Von der allerhöchsten Wichtigkeit ist, die Verfassung auch anderer Länder kennen zu lernen.

Nur durch den Vergleich kann man sich ein ruhiges und

gediegenes Urtheil bilden, nur der Vergleich befähigt uns, eine ſelbſtſtändige Meinung über unſere eigene Verfaſſung zu erhalten, und richtig über die Vorgänge, über die Mängel abzurtheilen zu können, welche ſie vielleicht enthalten wird. Wir glauben vielmehr, daß eine Darlegung der Neapolitaniſchen Verfaſſung nicht allein von hiſtoriſchem Intereſſe für unſere gütigen Leſer iſt, ſondern daß ſie auch gerade in unſeren Tagen weſentlich zum Verſtändniß unſerer eigenen vaterländiſchen Bewegungen beitragen kann.

2.

Der Eingang der Neapolitaniſchen Verfaſſung lautet im Weſentlichen folgendermaßen:

„In Gemäßheit des ſouveränen Actes vom 29. Januar 1848, durch welchen Wir, dem einſtimmigen Wunſche Unſerer vielgeliebten Völker willfahren, aus vollem, freien und ſelbſtſtändigem Entſchluß in dieſem Königreich eine der Aufklärung der Zeiten entſprechende Verfaſſung einzuführen verhießen; in den ehrfurchtgebietenden Namen des allmächtigen, heiligen, dreieinigen Gottes, welchem allein es gegeben iſt, in der Tiefe des Herzens zu leſen, und der Wir laut als Richter der Reinheit Unſerer Abſichten und der offenen Loyalität, womit Wir entſchloſſen ſind, auf dieſe neuen Wege politiſcher Ordnung einzugehen, anrufen; nach mit reiflicher Erwägung erfolgten Vernehmung unſeres Staatsraths haben Wir beſchloſſen zu proclamiren und proclamiren Wir unwiderruflich nachſtehende von Uns ſanctionirte Verfaſſung.“

Allgemeine Beſtimmungen. Das Königreich beider Sicilien iſt fortan eine gemäßigte conſtitutionelle Erbmonarchie mit repräſentativen Formen. Die Gebietseintheilung bleibt

dieselbe wie bisher, und kann nur in Folge eines Gesetzes geändert werden. Die einzige Staatsreligion wird immer die römisch-katholisch-apostolische sein, ohne daß jemals die Ausübung irgend einer anderen Religion gestattet werden könnte. Die gesetzgebende Gewalt wohnt gemeinschaftlich dem König und einem aus einer Pairs- und Deputirtenkammer bestehenden Nationalparlament bei. Die ausübende Gewalt steht ausschließlich dem Könige zu. Die Initiative zur Beantragung von Gesetzen steht ohne Unterschied dem König und jeder der beiden Kammern zu. Die Interpretation der Gesetze gebührt ausschließlich der gesetzgebenden Gewalt. Die Verfassung gewährleistet die volle Unabhängigkeit der Gerichte. Geeignete Gesetze werden, außer der freien Wahl seitens der respektiven Einwohner zu den Gemeindeämtern, und Gemeinden und den Provinzen rücksichtlich ihrer innern Verwaltung die größtmögliche Freiheit gewähren, welche sich mit der Erhaltung ihres Vermögens verträgt. Fremde Truppen können nur in Folge eines Gesetzes zum Dienst des Staates zugelassen werden; doch werden die bestehenden Verträge fortwährend geachtet werden. Eben so wenig darf ohne ein besonderes Gesetz fremden Truppen die Besetzung oder der Durchzug durch das Gebiet des Königsreichs gestattet werden, mit einziger Ausnahme des Durchzugs der päpstlichen Truppen nach (den im neapolitanischen Gebiet inclavirten Fürstenthümern) Benevent und Pontecorvo. Den Militärs aller Waffengattungen können ihre Rangstufen, Ehren und Pensionen nur in Gemäßheit der Gesetze und Reglements entzogen werden. Im ganzen Königreich soll eine Nationalgarde bestehen, deren organische Einrichtung durch ein Gesetz bestimmt werden soll. In diesem Gesetze kann niemals der

Grundſatz abgeſchafft werden, daß die verſchiedenen Grade in der Nationalgarde, bis zum Capitänsrang, von denjenigen, welche die Nationalgarde bilden, durch Wahl übertragen werden. Die Staatsſchuld wird anerkannt und gewährleistet. Keinerlei Art von Steuer, die Communalabgaben nicht ausgeſchloſſen, kann anders als in Folge eines Geſetzes auferlegt werden. Steuerfreiheiten können nicht gewährt werden, außer durch ein Geſetz. Die direkten Steuern werden jährlich von den Kammern bewilligt; die indirekten können die Dauer von mehreren Jahren haben. Die Kammern votiren jährlich das Budget und beſtätigen die darauf bezüglichen Rechnungen. Das Staatseigenthum kann nur in Folge eines Geſetzes veräußert werden. Das Petitionsrecht ſteht Allen ohne Unterſchied zu. Alle Bürger ohne Unterſchied des Standes ſind gleich vor dem Geſetze. Die Fähigkeit, zu öffentlichen Aemtern berufen zu werden, ſteht allen Bürgern ohne Unterſchied zu, und ohne irgend einen anderen Rechtstitel, als den ihres perſönlichen Verdienſtes. Die perſönliche Freiheit wird garantirt. Niemand kann anders verhaftet werden, als in Folge eines von der zuſtändigen Behörde in Gemäßheit der Geſetze erlaſſenen Befehls, mit Ausnahme der Eingreifung auf handhafter oder nahe zu handhafter That. Im Fall der Verhaftung als Präventivmaßregel muß der Incriminirte innerhalb der unerſtrecklichen Friſt von vier und zwanzig Stunden der zuſtändigen Behörde übergeben und dieſer die Gründe ſeiner Verhaftung angezeigt werden. Niemand darf wider ſeinen Willen vor einen andern Richter, als welchen die Geſetze beſtimmt, geſtellt, und es können keine andere Strafen, als welche im Geſetze vorgeſchrieben ſind, verhängt werden. Das Eigenthum der Bürger iſt unverletzlich, und die volle Aus-

übung desselben kann nur in Folge eines Gesetzes aus Gründen des öffentlichen Interesses beschränkt werden. Das literarische Eigenthum ist gleichfalls garantirt und unverletzlich. Die Wohnung der Bürger ist unverletzlich, außer wo das Gesetz selbst Haussuchung gestattet, die dann nur in den von dem Gesetze vorgeschriebenen Formen stattfinden darf. Das Briefgeheimniß ist unverletzlich. Die Verantwortlichkeit der Postbeamten wegen Verletzung des Briefgeheimnisses soll durch ein Gesetz bestimmt werden. Die Presse ist frei und lediglich einem Repressivgesetz unterworfen, welches über all' das erlassen werden soll, was die Religion, die Sittlichkeit, die öffentliche Ordnung, den König, die königliche Familie, die auswärtigen Regenten und ihre Familien, die Ehre und die Interessen der Privaten verletzen kann. Unter denselben Normen zur vorläufigen (präventiven) Garantie der Moralität der öffentlichen Schauspiele wird ein geeignetes Gesetz erlassen werden. Rücksichtlich derjenigen Schriften, welche religiöse Gegenstände ex professo behandeln, soll die Presse einem Präventivgesetz unterworfen sein. Die Vergangenheit bleibt mit einem undurchdringlichen Schleier bedeckt; jede bisher ergangene Verurtheilung wegen politischer Anschuldigungen wird cassirt, und jedes Verfahren wegen nachfolgter Ereignisse bis zu dieser Stunde ist untersagt. Capitel I. Von den Kammern. Beide Kammern können nur gleichzeitig zusammen berufen und geschlossen werden, außer wenn die Pairskammer sich in den von der Constitution vorgesehenen Fällen als oberster Gerichtshof versammelt. Zur Eröffnung der Verhandlungen in jeder der beiden Kammern ist die Anwesenheit der absoluten Mehrheit ihrer Mitglieder erforderlich. Die Verhandlungen der Kammern finden öffentlich statt, außer

wenn eine derſelben auf den Antrag ihres Präſidenten, welcher Antrag von zehn Mitgliedern begehrt (reclamata) und unterſtützt ſein muß, ſich in geheimem Comité zu verſammeln beſchließt. Die Beſchlüſſe werden nach Stimmenmehrheit gefaßt. Die Abſtimmung geſchieht öffentlich. Ein Mitglied der einen Kammer kann nicht zugleich Mitglied der andern ſein. Die Unterſuchung der Wahlvollmachten der Kammermitglieder und die Entſcheidung der darüber ſich erhebenden Streitigkeiten ſteht jeder der Kammern ſelbſt zu. Die Staatsminiſter können die Geſetzentwürfe der einen oder der andern Kammer ohne Unterſchied verlegen; die Geſetzentwürfe über Steuern jeder Art oder über das Budget müſſen aber nothwendig zuerſt der Deputirtenkammer vorgelegt werden, wenn ſie von beiden Kammern Meinungsverſchiedenheit über den Inhalt eines Geſetzentwurfs ſtattfindet, ſo kann die Discuſſion darüber bei einer der beiden Kammern in der nämlichen Seſſion und im Laufe des Monats, welcher derſelben vorhergeht, oder folgt, nicht in ein Schuldarreſt geſetzt werden. In peinlichen Prozeſſen können ſie ohne Ermächtigung von Seiten ihrer Kammer nicht verhaftet werden, außer in dem Fall handhafter oder nahe zu handhafter That. Jede der beiden Kammern macht ſich ſelbſt ihr Reglement, in welchem die Art und Ordnung der Verhandlnngen und Abſtimmungen, die Zahl und die Geſchäfte der ordentlichen Ausſchüſſe, und Alles, was die Einrichtung ihres inneren Dienſtes angeht, feſtgeſtellt werden.

Capitel II. Von der Pairkammer. Artikel 43. Die Pairs werden von dem König ernannt, welcher aus ihrer Mitte den Präſidenten und Vicepräſidenten wählt. Art. 44. Die Zahl der Pairs iſt unbeſchränkt. Art. 45. Um Pairs zu werden, muß man das Bürgerrecht beſitzen und dreißig Jahr

alt sein. Art. 46. Die Prinzen von Geblüt sind von Rechts wegen Pairs und können in dem Alter von 25 Jahren in die Kammer eintreten, aber nicht vor zurückgelegtem 30. Jahre ein Votum abgeben. Art. 47. Wählbar zur Pairswürde sind: 1) Alle, welche seit acht Jahren ein steuerbares Einkommen von 3000 Ducati (6000 Thlr.) besitzen; 2) die Ministerstaatssecretaire und die Staatsräthe; 3) Gesandte, welche drei, und bevollmächtigte Minister, welche sechs Jahr lang ihre diplomatische Funktionen ausgeübt haben; 4) die Erzbischöfe und Bischöfe, jedoch nicht über die Zahl 10; 5) die Generallieutenants, Viceadmirale, Generalmajore und Contreadmirale; 6) die, welche 5 Jahre lang das Amt eines Präsidenten der Deputirtenkammer verwaltet; 7) der Präsident und der Generalprokurator des obersten Gerichtshofs und des obersten Rechnungshofs; 8) die Vicepräsidenten und Generalanwälte an den genannten beiden Dicasterien, wenn sie diese Aemter drei Jahre lang verwaltet haben; 9) die Präsidenten und Generalprokuratoren der oberen Civilgerichte (Appellhöfe?), welche die Aemter 4 Jahre lang verwaltet haben; 10) der Generalpräsident der „bourbonischen Gesellschaft" (società borbonica); 11) die Präsidenten der drei Akademien, aus welchen die bourbonische Gesellschaft besteht, wenn sie diese Aemter vier Jahre lang verwaltet. Art. 48. Die Pairskammer konstituirt sich als höchster Gerichtshof über die Verbrechen des Hochverraths und des Angriffs auf die Sicherheit des Staats, wenn Mitglieder bei der Kammer solcher bezüchtigt sind. Cap. III. Von der Deputirtenkammer. Art. 49 bis 62. Die Deputirten vertreten die Nation im Ganzen, und nicht die Provinzen, wo sie gewählt werden. Die Dauer der Deputirtenkammer erstreckt sich auf fünf Jahr,

und mit dem Ablauf dieſer Periode erliſcht auch das Mandat der Deputirten. Die Zahl der Deputirten iſt immer der ganzen Bevölkerung entſprechend, ſo zwar, daß für je 40,000 Seelen ein Deputirter in der Kammer ſitzt. Die active und paſſive Wählbarkeit iſt bedingt durch den Beſitz des Bürgerrechts und ein Alter von 25 Jahren; ferner darf man nicht im Zuſtande des Bankerotts oder in einen Criminalproceß verwickelt ſein. Wähler ſind: 1) Alle, welche ein ſteuerbares Einkommen beſitzen, deſſen Größe durch das Wahlgeſetz beſtimmt werden ſoll; 2) die ordentlichen Mitglieder der drei Akademieen, aus welchen die Società Borbonica beſteht, und die ordentlichen Mitglieder der andern königlichen Akademieen; 3) die wirklichen Profeſſoren (cattedratici itolari) der königlichen Univerſität und der öffentlichen Lyceen; 4) die Laurentprofeſſoren (professori laurenti) aller Fächer an der königl. Univerſität; 5) die Rathsherren (decurioni), Bürgermeiſter und Adjuncten der Gemeinden, während der Zeit der Ausübung dieſer Functionen; 6) Staatsbeamte, welche mit einer Penſion von 120 Ducati (240 Thlr.) jährlich in Ruheſtand verſetzt ſind; ebenſo Offiziere aller Waffengattungen, die einen Ruhegehalt genießen. Wählbar ſind: 1) Alle, welche ein im Wahlgeſetz zu beſtimmendes ſteuerbares Einkommen beſitzen; 2) die ordentlichen Mitglieder der drei Akademieen, aus welchen die Società Borbonica beſteht, die wirklichen Profeſſoren der Univerſität und die ordentlichen Mitglieder der übrigen Akademieen. Auch inamovible Staatsbeamte, Weltgeiſtliche, ſofern ſie nicht einer in regulärer oder klöſterlicher Form organiſirten Congregation angehören, und Militärperſonen ſind unter den eben erwähnten Bedingungen ſowohl activ als paſſiv wahlfähig. Die Intendanten (Regierungspräſidenten), General-

secretäre der Intendanten und Unter-Intendanten sind weder activ noch passiv wahlfähig. Deputirte, welche ein Amt oder eine Beförderung annehmen, verlieren dadurch ihren Sitz in der Kammer, wenn sie nicht wieder gewählt werden. Die Deputirtenkammer wählt jedes Jahr ihren Präsidenten, Vicepräsidenten und ihre Secretäre in geheimer Abstimmung. Für die erste Zusammenkunft der Kammern wird ein provisorisches Wahlgesetz publicirt, welches aber nicht eher definitiv wird, als bis es von den Kammern selbst in der ersten Periode ihrer Legislatur geprüft und discutirt worden. Capitel IV. Vom König. Art. 63 bis 70. Der König ist das Oberhaupt des Staats, seine Person ist heilig und unverletzlich und keinerlei Art von Verantwortlichkeit unterworfen. Er kommandirt die Land- und Seemacht, ernennt zu allen Staatsämtern, verleiht Titel, Orden und Ehrenbezeugungen jeglicher Art; er hat das Begnadigungsrecht, sorgt für Erhaltung der Integrität des Reichs, erklärt Krieg und schließt Frieden, unterhandelt über Allianz- und Handelsverträge und geht die Kammern um ihre Zustimmung zu denselben an, bevor sie ratificirt; er übt die apostolische Legatie (legazia apostolica) und alle königliche Patronatsrechte der Krone aus. Er beruft die Kammern jährlich zu einer ordentlichen Session, in dringenden Fällen zu einer außerordentlichen, und er allein hat das Recht, sie zu vertagen und zu schließen; ebenso kann er die Deputirtenkammer auflösen, in welchem Fall er aber innerhalb der unerstrecklichen Frist von drei Monaten eine neue berufen muß. Ihm steht die Sanctionirung der von beiden Kammern angenommenen Gesetze zu, und ein Gesetz, dem er die Sanction versagt, kann während derselben Session nicht wieder in Berathung genommen wer-

den. Er läßt die Münzen prägen und ſein Bild darauf ſetzen. Er publicirt die erforderlichen Decrete und Verordnungen zum Vollzug der Geſetze, ohne jemals letztere ſuspendiren oder Jemanden von deren Verfolg dispenſiren zu können. Er kann einzelne Theile der Nationalgarde auflöſen, wobei er jedoch gleichzeitig die nöthigen Anordnungen zu deren Reorganiſirung innerhalb der unerſtrecklichen Friſt eines Jahres verfügen muß. Die Civilliſte wird durch ein Geſetz für die Dauer jeder Regierung feſtgeſtellt. Beim Tode des Königs hat der großjährige Thronerbe die Kammern binnen einem Monat einzuberufen, um vor ihnen den Eid auf die Verfaſſung zu leiſten. Iſt der Thronerbe minderjährig, und der König hat zuvor keine Anordnungen wegen der Regent- und Vormundſchaft getroffen, ſo haben die Miniſter unter ihrer ſpeciellen Verantwortlichkeit die Kammern binnen 10 Tagen einzuberufen, um für Beides Vorſorge zu treffen. In dieſem Falle ſollen die Mutter und Vormünderin und zwei oder mehrere Prinzen der königl. Familie Mitglieder der Regentſchaft ſein. Daſſelbe hat zu geſchehen, wenn der König durch phyſiſche Urſachen an der Regierung verhindert iſt. Der feierliche Erbfolge-Act des Königs Carl III. vom 6. Oct. 1759 beſtätigt im Art. 5 des Geſetzes vom 8. Dec. 1816, die ſouverainen Orte vom 7. April 1829 und 12. März 1836 und alle auf die königl. Familie bezüglichen Acte verbleiben in voller Kraft. Cap. V. Von den Miniſtern. Art. 71 bis 76. Die Miniſter ſind verantwortlich. Alle vom Könige unterzeichneten Acte jeglicher Art haben keine Kraft, wenn ſie nicht von einem Miniſterſtaatsſecretair gegengezeichnet ſind, welcher dadurch ſich dafür verantwortlich macht. Die Miniſter haben freien Zutritt zu den Kammern und müſſen auf ihr Verlangen das Wort er-

halten; auch können die Kammern die Anwesenheit der Minister bei ihren Verhandlungen fordern. Nur die Deputirtenkammer hat das Recht, die Minister in Anklagestand zu versetzen, und die Pairskammer hat ausschließlich die Befugniß sie abzuurtheilen. Ein besonderes Gesetz wird speciell die Fälle, in welchen die Verantwortlichkeit der Minister eintritt, das Gerichtsverfahren gegen dieselben und die Strafen, denen sie, wenn sie schuldig befunden werden, unterliegen, bestimmen. Der König kann verurtheilte Minister nur auf die ausdrückliche Bitte einer der beiden Kammern begnadigen. Cap. VI. Vom Staatsrath. Art. 77 bis 80. Es soll ein Staatsrath von nicht mehr als 24 Mitgliedern bestehen; Ausländer, auch wenn sie das Bürgerrecht haben, sind von demselben ausgeschlossen. Den Vorsitz im Staatsrath führt der Justizminister. Der Staatsrath hat sein motivirtes Gutachten über alle Angelegenheiten, welche ihm vorgelegt werden, abzugeben. Es wird ein Gesetz publicirt werden, um seine Attributionen zu bestimmen; bis dahin hat für denselben das Gesetz über die Generalconsulta des Königreichs Geltung. Cap. VII. Von den Gerichten. Art. 81 bis 86. Es kann keine contentiöse Jurisdiction anders als in Folge eines Gesetzes eingesetzt werden. Außerordentliche Gerichtshöfe können nie, unter welcher Benennung es auch sei, errichtet werden. Doch sind das besondere Militärstrafstatut und die bestehenden Reglements für das Land- und Seeheer damit nicht abgeschafft. Die Gerichtsverhandlungen finden öffentlich statt. Glaubt ein Gericht, daß die Oeffentlichkeit die guten Sitten verletzen könne, so hat es dies in einem besonderen Urtheil auszusprechen und dieses Urtheil muß einstimmig gefaßt sein, wenn es sich um politische oder Preßvergehen handelt. Die

richterlichen Beamten ſind unabſetzbar, jedoch erſt, nachdem ſie unter der Herrſchaft der Conſtitution neu ernannt worden ſind, und wenn ſie das richterliche Amt ſchon 3 Jahre nach einander verwaltet haben. Die Agenten des öffentlichen Miniſteriums bei den Gerichten ſind weſentlich abſetzbar. Cap. VIII. Tranſittoriſche Beſtimmungen. Art. 87. Einzelne Theile dieſer Conſtitution können für Unſere Beſitzungen jenſeits der Meerenge nach den beſonderen Bedürfniſſen und Verhältniſſen jener Bevölkerungen modificirt werden. Art. 88. Das Budget von 1847 bleibt für das Jahr 1848 in Kraft, und mit ihm bleiben proviſoriſch in Kraft die bisherigen Befugniſſe der Regierung, um den verwickelten und höchſt dringlichen Bedürfniſſen des Staats mit außerordentlichen Mitteln begegnen zu können. — Durch den Schlußartikel 89 werden alle entgegenſtehende Geſetze, Decrete ꝛc. aufgehoben, und ſodann werden Anordnungen wegen Beſiegelung, Unterzeichnung, Regiſtrirung und Publicirung der Urkunde getroffen. — Folgen die Unterſchriften des Königs und ſämmtlicher Miniſter: Herzog v. Serra-Capriola, Baron Ceſidio Bonanni, Fürſt Dentice, Fürſt v. Torella, Commenthur Gaetano Scovazzi, Cavaliere F. P. Bozzelli, Giuſ. Garzia.

18.

Wir kehren nach Sicilien zurück.

Bereits in einem früheren Abſchnitt haben wir erzählt, daß am 25. Januar die Truppen den königlichen Palaſt verlaſſen mußten. Augenblicklich ſtürzte ſich das Volk auf dieſen, und überließ ſich nun gänzlich ſeiner Zerſtörungswuth. Alles, was von Waffen und Militaireffecten vorhanden war, wurde herausgeholt und unter die bisher noch unbewaffneten Palermitaner vertheilt.

Die übrigen Effekten, die Meubel, Kunstwerke und kostbaren Geräthe wurden theils unbarmherzig zerstört, theils, was leider einen Schatten auf die sonst so lichtvolle Revolution von Palermo wirft, geraubt. Eine Menge Spekulanten hatten sich eingefunden, welche den Dieben die geraubten Schätze sogleich wieder abkauften. In wenigen Stunden war das ungeheure Gebäude von allen seinen Mobilien, Geräthschaften, Zierrathen ꝛc. vollkommen entblößt, und es standen nichts mehr als die nackten Mauern da.

Die Schätze von den niemals zu ersetzenden Alterthümern, welche entweder weggetragen oder zertrümmert wurden, waren ungeheuer. Vergeblich bemühten sich einige Mitglieder des Comitats, diese zur Zierde Palermo's gereichenden Sammlungen von Kunstschätzen aus den verschiedenen Epochen der sicilianischen Geschichte vor der Zerstörung und Raubluft der Palermitaner zu retten. Nur Weniges konnten sie erhalten.

Die Wohnungen der verhaßten Offiziere, wie die des General Vial, die Kasernen und Alles, was sonst zu königlichen Gebäuden gehörte, erlitten dasselbe Schicksal, wie der Palast. Alles, was irgend raub- und zerstörbar war, wurde geraubt und zerstört, selbst die Marmorplatten in den Fußböden wurden aufgerissen und zerbrochen. Nur die nackten Mauern blieben stehen als ein Denkmal der Volkswuth.

Man fand in dem Palast zwar noch Waffen, selbst Kanonen genug vor, aber diese waren vorher so unbrauchbar gemacht, als dies in der Eile nur irgend möglich gewesen war, so daß sie den Insurgenten nicht von bedeutendem Nutzen sein konnten. Außerdem aber fanden sich gegen 900 Frauen, Kinder und Kranke oder verwundete Soldaten vor, welche die Truppen der Großmuth der Insurgenten überlassen hatten,

da es bei dem eiligen Rückzug nicht möglich geweſen war, ſie mitzunehmen. Ein Major Aſcenzo, und ein Lieutenant vom Generalſtabe, Anton Reneda, waren zurückgeblieben, um die Verwundeten als Gefangene zu übergeben und ſie der Großmuth des ſtürmenden Volkes zu empfehlen.

Dieſe Empfehlung wäre kaum nothwendig geweſen, denn ein für ſeine Freiheit aufſtehendes Volk iſt meiſtens von zu edlen Gefühlen beſeelt, als daß es grauſam und unmenſchlich ſein könnte, nur bezahlte Miethlinge der Tyrannei ſind fähig, wehrloſe Gefangene, Verwundete, Frauen und Kinder zu morden.

Trotz der Wuth, mit der das Volk den königlichen Palaſt ſtürmte, mit der es Alles raubte und zerſtörte, nahm es ſich doch der Gefangenen mit der höchſten Menſchenfreundlichkeit an und wagte es nicht auch nur irgend einem derſelben ein Leid anzuthun.

Jetzt erſt kam es ans Tageslicht, welche jämmerliche Lage die königlichen Truppen den Inſurgenten gegenüber gehabt hatten, wie ſie bei fortwährendem angeſtrengten Dienſte doch an Allem hatten Mangel leiden müſſen, was zu ihrer Nahrung und Stärkung hätte dienen können; nicht einmal die gewöhnliche Ration Wein, an welchen in Sicilien ſelbſt der ärmſte Mann gewöhnt iſt, erhielten ſie; auch ihr Sold blieb aus, und die Muthloſigkeit, ja Feigheit, mit der ſie gekämpft hatten, iſt daher leicht genug zu erklären.

Der Rückzug der königlichen Truppen wurde nach und nach zur förmlichen Flucht, als einige Streifparthieen der Inſurgenten ſich auf die Truppen warfen und mit ihren nie fehlenden Gewehren bei jedem Schuſſe einen Mann niederſtreckten, während ſie ſelbſt durch die Dunkelheit der Nacht gedeckt und daher faſt unangreifbar waren.

Auf der Rhede befanden sich 8 bis 10 neapolitanische Dampfschiffe. Die Einschiffung der Truppen wäre daher leicht möglich gewesen, aber dies scheint gegen die Absicht der Kommandeure gewesen zu sein, denn nur der General Bial schiffte sich mit einigen verwundeten Offizieren und deren Frauen ein.

Bis zum Freitag den 28. blieben die königlichen Truppen am Hafen stehen, wo sie bisher noch nicht angegriffen worden waren, dann aber zogen sie sich plötzlich in einem weiten Halbkreise nach der Bagheria zu. Ein solcher Zug war ein höchst unkluges Unternehmen. Er konnte unmöglich in Ordnung vollbracht werden, da er durch eine Gegend ging, welche mit unzähligen Landhäusern, Bäumen, Hecken und Sträuchern besäet war. Die Insurgenten fanden hier die günstigsten Stellungen, in welchen sie vollständig geschützt auf die Truppen schießen konnten. Die Neapolitaner verloren auch in der That auf diesem Zuge unendlich viele Leute. Sie waren dem Feuer der Insurgenten vollständig bloß gestellt, ohne diesem hingegen im Geringsten schaden zu können; dazu kam der Hunger, der die unglücklichen Soldaten nöthigte, die unreifen Feldfrüchte zu ihrer Nahrung aus dem Boden zu reißen, und sich dadurch noch kränker uud schwächer zu machen. Oft zerstreuten sich zu diesem Zweck ganze Züge, ohne auf das Feuer zu achten, durch welches viele von ihnen niedergestreckt wurden; der Hunger überwog ihre Furcht. Eine große Anzahl Soldaten wurde bei solcher Gelegenheit gefangen genommen, aber zur Ehre der Palermitaner sei es gesagt, auf das Menschenfreundlichste behandelt. Die Gefangenen wurden sofort durch Wein und Speisen erquickt, und dann nach der Stadt abgeführt, wo sie sehr froh waren,

nicht mehr in diesem ungleichen und schrecklichen Kampfe fechten zu müssen.

Am 30. befanden sich die Truppen unter der Bagheria, fortwährend von den Insurgenten verfolgt und beschossen von allen Seiten, während sie durch nichts geschützt waren. Auf der Rhede befanden sich mehrere Dampfschiffe; diese näherten sich der Küste und beschossen sie, um den Strand frei zu halten, aber erfolglos, denn die See ist an diesem Theile der Küste so seicht, daß die Schiffe dem Strande nicht nahe genug kommen konnten.

Der Kommandant von Castellamare machte zu dieser Zeit der Regierung in Palermo einige Vorschläge wegen der Uebergabe dieses Forts. Er forderte freien Abzug mit allen Waffen, Kriegs- und anderen Geräthschaften, und Auslieferung aller Gefangenen, deren Anzahl sich weit über 2000 belaufen sollte; seine Forderungen wurden aber von den Insurgenten zurückgewiesen und Vorbereitungen zum Angriff auf Castellamare gemacht. Es waren früher von den Truppen am Hafendamm eine Anzahl Kanonen von schwerem Kaliber vernagelt und ins Meer geworfen worden. Diese wurden jetzt hervorgezogen, wieder in brauchbaren Zustand gesetzt und unter dem Leuchtthurm in einer Batterie aufgestellt, die man gegen das Castellamare richtete, ohne sich an die Drohung des Kommandanten zu kehren, daß er alle Punkte, von denen aus er angegriffen würde, beschießen und ein neues Bombardement über die Stadt verhängen wollte.

19.

Am Morgen des 31. Januar erschien auf der Rhede von Palermo eine Flotte von Dampfschiffen, welche aus

Neapel kamen. Schon tönte durch die Straßen der Stadt das Geschrei, es wollten neue Truppen landen, und alle waffenfähige Männer griffen zu den Gewehren, als man die Dampfschiffe nach Norden steuern sah. Bald darauf kam von Solanto die Nachricht, daß im Gegentheil die am Lande befindlichen Truppen sich eingeschifft hätten, um nach Neapel zurück zu kehren. Eine Menge Pferde, Gefangene, Kriegs- und andere Geräthschaften waren am Lande zurück geblieben, und wurden im Triumphe nach Palermo gebracht.

So war denn von den königlichen Truppen in Palermo nur noch die Besatzung der Citadelle geblieben, der einzige Rest der königlichen Macht in diesem Theile Siciliens.

Auch im übrigen Sicilien hatten die Insurgenten, mit Ausnahme von Messina, welches durch eine mächtige Citadelle und zwei Forts beherrscht wurde, überall einen glänzenden Sieg über die königlichen Truppen errungen. Am 26. war der Aufstand in Cantania ausgebrochen und schon am 29. waren die Truppen überall zurückgeschlagen und die ganze Stadt befand sich mit Ausnahme eines kleinen Castells in den Händen der Sicilianer.

In Girgenti war überhaupt nur eine kleine Besatzung, welche im Fortin am Molo di Girgenti (Ankerplatz) lag. Diese hatte sich dem Aufstande gar nicht widersetzen können, und so war dort die dreifarbige Fahne aufgepflanzt und eine provisorische Regierung gegründet worden, ohne daß es eigentlich zum Kampfe kam, denn die Truppen hielten sich ruhig in den Forts, wo sie nicht angegriffen wurden.

Die Truppen hatten sich im Girgenti eine Scheußlichkeit erlaubt, welche fast allen Glauben übersteigt. Es befanden sich in dem kleinen Fort etwa 300 zur Galeere verurtheilte

Verbrecher unter der Aufſicht der Soldaten. Eine Anzahl von dieſen, etwa 90, fand Gelegenheit, zu entweichen, und die Truppen nahmen deshalb, um die übrigen wenigſtens zu verwahren, zu einem furchtbaren Mittel ihre Zuflucht. Sie warfen die übrigen 185 in ein enges, unterirdiſches Gefängniß, Foſſa genannt, welches nur einen Raum von etwa vierzig Kubikfuß hatte.

Als die Truppen das Fort verlaſſen hatten, fand das Volk 134 jener Unglücklichen erſtickt und die übrigen 41 dem Tode nahe. Ein Theil derſelben ſtarb auch ſpäter, trotz der ſorgſamſten Pflege, welche man ihnen widmete. Die Wuth des Volkes war grenzenlos, als es dieſe Scheußlichkeit entdeckte. Zwei Soldaten, welche ſich durch irgend einen Zufall verſpätet oder verlaufen hatten und welche man in den Verſtecken auffand wurden auf das Schonungsloſeſte ermordet. Die vor Wuth ſchäumende Menge riß ſie beinahe in Stücke.

Auch in Palermo hatten ſich die Truppen vor ihrem Abzuge aus dem Schloß einer ähnlichen, wenn auch nicht ſo gräßlichen Schändlichkeit ſchuldig gemacht, indem ſie die Kerker der Sträflinge und Galeerenſclaven geöffnet und dieſe wilde und entmenſchte Rotte gegen die Bewohner Palermo's losgelaſſen hatten. Die Beſatzung hatte geglaubt, in dem an 1200 Mann betragenden Verbrecherhaufen ein bedeutendes Hilfscorps zu erhalten, aber ihre Hoffnung war gewaltig getäuſcht worden, denn wenn auch Verbrecher, waren dieſe Männer doch Sicilianer, und durchaus unfähig, gegen ihr Vaterland, gegen ihre Brüder zu kämpfen. Mit dem Rufe: „Es lebe Italien! Es lebe Sicilien!“ hatten ſie ſich gegen die Soldaten gewendet.

20.

Das Comitat, welches die Regierung von Palermo provisorisch leitete, bemühte sich inzwischen Ruhe und Ordnung in der Stadt zu erhalten. Die Bürgergarde wurde immer besser organisirt, Handel und Gewerbe, welche in dieser furchtbaren Zeit natürlich ganz darnieder lagen, fingen wieder an sich zu entfalten, und obgleich keine sicilianischen Schiffe den Hafen verlassen oder in denselben einlaufen durften, da die neapolitanischen Dampfschiffe denselben blockirten, gingen doch die nordamerikanischen und englischen Schiffe ihren gewöhnlichen Gang.

Die Vorbereitungen zum Angriff des Castellamare wurden inzwischen ununterbrochen fortgesetzt. An verschiedenen Punkten wurden Kanonen von schwerem Kaliber aufgepflanzt und gegen Castellamare gerichtet, um diesen letzten Hauptpunkt der königlichen Macht zu zerstören. Es wurden ferner 3 Kanonenböte aus dem Marinearsenal vollkommen ausgerüstet und bemannt, deren Befehl ein gewisser Vicenzo Milora erhielt, der sich schon im Jahre 1820 bei dem Aufstande als ein ganz ausgezeichneter und kühner Seeheld erwiesen hatte. Milora hatte damals mit zwei Kanonenschaluppen eine neapolitanische Fregatte genommen, und war dafür später verbannt worden. Jetzt übernahm er freudig den Befehl der Kanonenboote und hoffte mit diesen gegen die neapolitanischen Dampfer wirksam agiren zu können.

Der Kommandant von Castellamare, ein alter tapferer Schweizeroberst, Namens Gros, blieb während dieser Zeit auch nicht unthätig. Als er bemerkte, daß die Insurgenten in einem kleinen Fort, La Garita genannt, Vorbereitungen

zur Anlegung einer Batterie machten, zeigte er ihnen an, daß er überall dorthin, wo er dergleichen bemerke, ſein Feuer richten werde. Er ermahnte ferner die Schiffscapitäne, den Hafen zu räumen, alle auf die Schiffe Geflüchteten möchten ſich andere Zufluchtsorte ſuchen. Dieſer Rath wurde denn auch mit dem größten Eifer befolgt, da der Oberſt Gros als ein Mann bekannt war, der ſein Wort halten werde. Die meiſten Schiffe eilten ſo ſchnell, wie ſie konnten, theils halb beladen, theils ganz leer, ſogar ohne Ballaſt aus dem Hafen und kreuzten auf der Rhede; nur die ſicilianiſchen Schiffe blieben zurück und verbargen ſich in den äußerſten Winkeln des Hafens, weil ſie fürchten mußten, von den Neapolitanern, welche Palermo blockirten, genommen zu werden.

Auf das Fort La Garita wurden vom Caſtell etwa 100 Kanonenſchüſſe abgefeuert und dadurch das Arbeiten in demſelben verhindert, ſonſt aber blieb, bis auf die Vorbereitungen zu einem heftigen Kampf, welche von beiden Seiten getroffen wurden, alles ruhig.

Am Donnerſtag, dem 3. Februar, kam das königliche Dampfboot Palinuro in Palermo an und brachte einen Parlamentär von dem Könige, welcher der proviſoriſchen Regierung das Decret der bewilligten Conſtitution übergeben ſollte.

Die Kunde hiervon verbreitete ſich mit Blitzesſchnelle in der Stadt. Eine ungeheure Menge Menſchen verſammelte ſich vor dem Senatsgebäude, um zu hören, welche Nachrichten von Neapel gekommen wären, und ſelbſt ein kalter Regen, der ſonſt den Sicilianern ſo ſehr empfindlich iſt, vermochte die vor Neugierde Brennenden nicht aus einander zu treiben.

Nach langem Harren erſchien ein Mitglied des Comitats mit dem Parlamentär auf demſelben Balkon, auf dem früher der König erſchienen war, wenn er in der Hauptſtadt Siciliens ſein Volk begrüßen wollte.

Eine ungeheure Menſchenmaſſe war auf dem Platze verſammelt. Mann ſtand an Mann, und alle dieſe wilden Geſtalten ſchauten mit finſtern Blicken auf den Parlamentär, denn ſie alle waren einig darüber, daß, welche Bewilligung jetzt auch der König machen würde, es zu ſpät ſei. Man konnte nicht vergeſſen, daß ſo vieles Blut ſchon in dem Kampfe gefloſſen, und es klang daher faſt wie ein bitterer Spott, als der Parlamentär das Decret verlas, worin der König ſeinen geliebten Unterthanen eine Conſtitution verſprach.*)

„Geliebte Unterthanen!" ſo tönte ein dumpfer Ruf durch die Menge, „man hat Bomben und Granaten in unſere Stadt geworfen, hat mit Kartätſchen auf uns geſchoſſen, hat eine Rotte von Dieben und Mördern auf uns losgelaſſen, und dann ſpricht der König noch von geliebten Unterthanen. Nein, nein, wir wollen keinen Frieden, wir wollen Krieg!"

In der tiefſten Stille hatte das Volk der Vorleſung des Decrets zugehört, aber kaum war das letzte Wort deſſelben verhallt, da tönten aus allen Kehlen jene wilden Rufe hervor, und beſonders laut wurde das Wort: „Guerra! Guerra!" (Krieg! Krieg!) hörbar. Es verpflanzte ſich in alle Theile der Stadt, es wurde von allen Ständen, von allen Lebensaltern, ſelbſt von Frauen und Kindern begeiſtert wiederholt.

*) Das königl. Dekret vom 28. Januar 1848. S. Neapel S. 116.

Der Parlamentär zuckte die Achſeln und zog ſich zurück. Er ſah, daß hier der Frieden nicht zu hoffen ſei.

Die Antwort, welche das Comitat gab, bezog ſich auf den Beſcheid, welchen ſchon früher der Herzog von Majo erhalten hatte, und lautete ungefähr folgendermaßen: „Man will die ſeit Jahrhunderten beſeſſene, im Jahre 1812 unter Großbritanniens Einfluß erneuerte, durch die königlichen Decrete vom 8. und 11. Dec. 1816 beſtätigte, nunmehr durch das in Palermo zu verſammelnde ſiciliſche Parlament nach den jetzigen Zeitumſtänden zu ermäßigende Verfaſſung ꝛc.“

Der Parlamentär mußte unverrichteter Sache zurückkehren. Langſamen, würdevollen Schrittes zog er vom Senatspalaſt nach Caſtellamare, begleitet von einer ungeheuren Volksmenge, die ihm ſchreiend und tobend, theils voraus zog, theils ihm nachfolgte.

Als er in Caſtellamare anlangte, ſoll er ganz erſchöpft geäußert haben: „Ich höre nicht mehr, ich bin ganz-taub.“

Das war die Art, mit welcher die Nachricht von der Conſtitution, die in Neapel einen ſo ungeheuren Jubel erregt hatte, in Palermo empfangen wurde. Welcher unendliche Unterſchied zwiſchen den dort vor Jubel und Enthuſiasmus entzückten Haufen und den ſchreienden und lärmenden, den Friedensboten verſpottenden Schaaren. Wieder bewies es ſich deutlich, daß ein Volk, welches die Waffen in der Hand hält, welches einen Sieg ſich erfochten hat, auch mit ſolchen Conceſſionen nicht mehr zufrieden iſt, welche es früher zum unendlichſten Jubel begeiſtert hätten; wieder eine ungeheure

unſchätzbare Lehre für alle diejenigen Fürſten, welche nur zögernd dem Volke ſeine alten Rechte bewilligen wollen.

Wir ſchließen hier die erſte Abtheilung der Geſchichte Neapels und Siciliens, und verlaſſen fürs Erſte Italien, um nach der Schweiz zu wandern, indem wir uns die Geſchichte der Lombardei, Sardiniens und der übrigen italieniſchen Staaten für ſpätere Hefte aufſparen, um ſie in einem größeren Zuſammenhange vortragen zu können.

Wir bitten den Leſer, uns nach der Schweiz zu folgen, wo die Umtriebe der Jeſuiten in Luzern und den andern ultramontanen Kantonen, die Beſtrebungen der radicalen Partei und der aus dem Zuſammenſtoß beider entſtehenden Sonderbundskrieg, unſere Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen.

Viertes Kapitel.

Die Schweiz.

Der Sonderbundskrieg.

1.

Einleitung.

Die Ereigniſſe, welche wir in den nächſten Abſchnitten zu erzählen haben, ſind für die Geſchichte der Jahre 1847 und 1848 von einer außerordentlichen Wichtigkeit.

Es iſt eine merkwürdige Erſcheinung, daß die Schweiz, trotz ihrer geringen geographiſchen Ausdehnung, trotz der verhältnißmäßig geringen Bevölkerung, welche durch ihre unbewohnten Felſen bedingt iſt, doch in der Entwickelungsgeſchichte Europa's einen außerordentlich hohen Platz einnimmt.

Die Schweiz iſt meiſtens im Kampfe der Prinzipien, welcher Europa im 19ten Jahrhundert durchſchüttert hat, den übrigen Ländern um einige Schritte vorausgegangen.

Die Juli-Revolution eröffnete für Frankreich den Kampf der liberalen Partei gegen die das Alte und Veraltete Wollenden; in der Schweiz hatten ſich dieſelben liberalen Bewegungen ſchon längſt vor der Juli-Revolution gezeigt.

Die Bewegungen, welche das Jahr 1848 erfüllen, sind nur die reife Frucht der im Jahre 1830 dem Boden anvertrauten Saamenkörner der Volksfreiheit, und wieder ist diese in der Schweiz früher gereift, als in den übrigen Ländern Europa's; denn die demokratische Richtung, das Prinzip der allgemeinen Volksherrschaft, hat in den Schweizer Republiken längst tiefe Wurzel gefaßt.

Auch die religiösen Bewegungen, welche seit einigen Jahren so wesentlich dazu beigetragen haben, die Völker für die Freiheit reif zu machen, indem sie dieselben von der Knechtschaft des Gedankens befreit, indem sie dem Volke das Recht zuerkannt haben, zu denken, wo es früher glauben mußte, sind in der Schweiz längst ernst und energisch aufgetreten.

So bietet uns denn die kleine Schweiz mit ihren vielen, in nationaler und religiöser Hinsicht so außerordentlich verschiedenen Cantonen, ein klares, schönes Bild von den Freiheitsbewegungen, von denen in unserer Zeit alle Völker Europa's ergriffen worden sind; von den Bewegungen, welche als ein mächtiges Band alle Nationen umschlingen, welche, wir geben uns der schönen Hoffnung hin, wenn auch erst nach langen Kämpfen, den Frieden, die Einigkeit und die Liebe unter alle Völker verpflanzen werden. Die Brüderlichkeit aller Mitglieder einer Nation, und wiederum der verschiedenen Völker unter einander, welche bisher nur der rosige Traum junger Enthusiasten war, wird aus den blutigen Freiheitskämpfen aufsprießen, welche jetzt Europa durchglühen, und wenn auch wir in diesen Kämpfen leiden, vielleicht untergehen, so bleibt uns doch das schöne, tröstende Bewußtsein,

das haben wir geſagt, und das werden wir nicht zurücknehmen, denn ſeit Jahrhunderten hat die Geſchichte die Wahrheit unſeres Ausſpruches erwieſen. So oft auch die einzelnen Cantone Krieg geführt haben unter einander, wenn es galt, den Schweizer Boden, die Schweizer Freiheit zu vertheidigen gegen fremde Unterdrücker, dann ſtanden die Schweizer auf wie Ein Mann, ſtets bereit Gut und Blut, Leib und Leben zu opfern, wenn das Vaterland es verlangte. Eine ſolche Einheit müſſen wir auch für Deutſchland wünſchen, um es zu kräftigen den Feinden gegenüber, welche es von Weſten oder Oſten bedrohen.

Unmöglich freilich iſt es, ein einiges Deutſchland in der Art zu entwickeln, daß nicht hin und wieder ein Meinungsconflikt vorkäme zwiſchen den verſchiedenen durch Sitten und Gewohnheiten getrennten Theilen unſeres Vaterlandes, ein einiges Deutſchland in dieſer Weiſe wird wohl noch lange nur das Ziel frommer Wünſche bleiben, wohnen doch ſelten auch nur zwei Menſchen auf einer Erdſcholle, welche ganz gleiche Wünſche, ganz gleiche Geſinnungen hegen.

Das iſt es aber auch nicht, was wir wünſchen. Wir wollen ein einiges, ſtarkes Deutſchland dem Ausland gegenüber, wir wollen eine Verbrüderung aller Deutſchen, um dadurch ſtark dazuſtehen, und für ewige Zeiten unſerer Nationalität Achtung zu verſchaffen. — Das wird uns gelingen, das werden wir erreichen, wenn wir nur ernſtlich wollen, wenn wir uns ſelbſt ſagen, es ſei nothwendig, daß Jeder etwas von ſeinen Vorurtheilen, von ſeinen Rechten und Vortheilen aufgebe, um zu dieſer Einigkeit zu gelangen.

Das freudige Aufgeben wohlerworbener Rechte zum Be-

sten der Allgemeinheit ist die höchste Tugend des Staatsbürgers; aber es ist eine Tugend, welche nicht erlangt werden kann in der alle edlen Keime der Seele unterdrückenden Knechtschaft, eine Tugend, zu welcher sich die Völker nur emporschwingen können, wenn sie frei sind, ganz frei, die freien Bürger einer Republik! Deutschland wird daher einig sein als eine freie deutsche Republik, es wird sich selbst verzehren in Hader und Zwietracht, so lange die Eifersucht der verschiedenen deutschen Völker genährt wird durch den schnöden Eigennutz und die unedle Selbstsucht der gekrönten Machthaber! —

3.

Die Schweizer Cantone sind durch einen Bund vereinigt, bei welchem alle Bundesglieder gleiche Berechtigung haben. So hat der kleine Canton Ury in der eidgenössischen Debatte eine Stimme, während der große Canton Bern ebenfalls nur eine Stimme hat; obgleich er ein 25mal größeres Mannschafts- und ein 89mal größeres Geldcontingent an die Eidgenossenschaft zu liefern hat, als Ury.

Dieses Mißverhältniß hat in neuerer Zeit in der Schweiz oft eine große Unzufriedenheit erregt, denn es kam häufig der Fall vor, daß bei der Tagsatzung Majoritätsbeschlüsse gefaßt wurden, welche, da sie meist von den Gesandten der kleineren Cantone ausgingen, in der That Minoritätsbeschlüsse waren; es kam vor, daß dreiviertel der Schweizer Einwohnerschaft sich vermöge dieser mangelhaften Einrichtung dem Beschluß des vierten Viertels unterwerfen mußten.

Es konnte nicht fehlen, daß hierdurch eine gewiſſe Bitterkeit zwiſchen den Cantonen erregt wurde, welche beſonders in den großen Cantonen tief empfunden ward; aber die kleinen Cantone gaben nicht nach, denn das hiſtoriſche Recht ſtand ihnen zur Seite.

So bildeten ſich denn in der Schweiz zwei verſchiedene Parteien, die eine, welche an ihrem hiſtoriſchen Rechte feſthielt und fortwährend, auf dieſem fußend, ſich jeder Neuerung und Verbeſſerung ſtreng entgegenſtellte, und eine andere, welche den Fortſchritt wollte und ihn mit aller Kraft ins Werk zu ſetzen ſich bemühte; die conſervative und die liberale Partei.

Die religiöſen Verſchiedenheiten trugen das Ihrige dazu bei, die Kluft zwiſchen beiden Parteien tiefer zu machen; es konnte nicht fehlen, daß diejenigen Männer, welche den Fortſchritt in jeder Beziehung wollten und dafür kämpften, auch ſich den religiöſen Freiheitsbewegungen anſchloſſen; und ſo zeigte ſich denn bald, daß die conſervative Partei ſich dem Ultramontanismus immer mehr und mehr zuneigte, während die liberale Partei täglich radicaler wurde, um den Ultramontanen einen kräftigeren und entſchiedeneren Widerſtand entgegenzuſetzen.

Der eigentliche Kampf beider Parteien begann zuerſt im Aargau.

Die Regierung des Aargau's war durchaus radical, während die Bewohner des Freiamtes ultramontan geſinnt waren. Die Klöſter thaten das Ihrige, um die Aufregung der Bauern zu ſchüren und dieſe gegen die Regierung aufzuhetzen, um wo möglich die radicale Partei zu ſtürzen; aber der Verſuch mißlang und ſchlug zum Schaden der Klöſter

aus. Nachdem der Aufruhr offen ausgebrochen, aber wieder unterdrückt worden war, wurden die Klöster im Aargau, wegen ihrer Theilnahme an der Emeute, am 13ten Januar 1841 aufgehoben, obgleich ein strenger Beweis gegen sie nicht geführt werden konnte.

Es war dies jedenfalls ein Schritt, zu dem die Regierung nicht berechtigt war, denn der Art. XII. der Bundes-Akte sagt klar und deutlich, daß „der Fortbestand der Klöster und Capitel und die Sicherheit ihres Eigenthums, so weit es von den Cantons-Regierungen abhängt, Gewähr leistet werden müsse," und die auf diese Maaßregel des Großraths folgende Restituirung der armen Frauen-Klöster zeigt deutlich, daß nicht die Gerechtigkeit allein die Aargau'sche Regierung geleitet habe; denn die güterreichen Mönchs-Klöster ließ man aufgehoben und zahlte den Mönchen nur eine verhältnißmäßige geringe Entschädigung.

Dieser Akt der Willkür, von der radicalen Partei ausgeübt, setzte die conservative Fraktion in Wuth, und veranlaßte ein näheres Zusammenschließen aller ultramontan gesinnten Cantone; Luzern stand an der Spitze derselben. Es machte sich dieser Stellung würdig, indem es zum Schutze der ultramontanen Partei denjenigen Priesterorden berief, welcher, als der wichtigste, einflußreichste und schlaueste von Allen, auch der radicalen Partei am meisten verhaßt war. Der Großrath von Luzern berief am 24. October 1844 die Jesuiten, um an die Spitze der Erziehungs-Institute des Cantons zu treten. Der bekannte Leu und Siegwart Müller waren es, welche diese Zurückberufung hauptsächlich betrieben. Vergeblich bemühte sich der Aargau, diesen Schritt rückgängig zu machen

und von der Tagsatzung den Beschluß zu erlangen, daß die Jesuiten aus der ganzen Schweiz ausgetrieben werden möchten. Dieser Antrag Aargau's wurde von der ersten Tagsatzung mit großer Majorität zurückgewiesen, weil jeder Canton das Recht hatte, ein kirchlich mit Recht bestehendes Institut in sich aufzunehmen. Aargau hatte bei der widerrechtlichen Aufhebung der Klöster sich auf seine Cantonalssouverainität berufen, und verlangte jetzt, daß diese Souverainität des Cantons Luzern verletzt werden sollte; ein solcher Antrag mußte die ultramontane Partei empören und konnte selbst bei den gemäßigt Liberalen keinen Anhang finden.

Die radicale Partei wollte sich bei diesem Bescheide der Tagsatzung nicht beruhigen und unternahm es deshalb auf eigene Rechnung durch Bewaffnung von Freischaaren, an deren Spitze der bekannte Ochsenbein sich stellte, die jesuitische Partei aus Luzern und wo möglich aus der Schweiz zu vertreiben; die Freischaarenzüge vom 8. Dezember 1844 und vom 1. April 1845 waren das Resultat der Anstrengungen der Radicalen.

Jene berüchtigten Züge und besonders der schmachvolle Ausgang derselben schadeten dem Radicalismus in der Schweiz außerordentlich; während sie der ultramontanen Partei neuen Muth und neue Kräfte einflößten.

Die liberale Partei, welche in Luzern noch ihren Wohnsitz hatte, wurde durch diese unglücklichen Züge alles Credits und aller Macht beraubt; den Jesuiten und ihren Anhängern war durch diese unkluge Maßregel die Macht gegen sie in die Hände gegeben, und so entwickelten sich seit jener Zeit nach und nach die Kräfte der Ultramontanen immer mehr und mehr.

4.

Schon die Kloſteraufhebung im Aargau im Jahre 1841 hatte die katholiſchen Cantone aufgefordert, auf ihrer Huth zu ſein und ſich einig mit einander zu verbinden, um ihre Rechte, auf der Tagſatzung ſowohl als auch anderweitig, den radicalen Cantonen gegenüber zu wahren. Es waren deshalb ſchon im September 1843 Luzern, Ury, Schwyz, Zug, Unterwalden und Freiburg, im Rothen bei Luzern zuſammengetreten und hatten ſpäter eine zweite Conferenz in Luzern veranlaßt, um der Tagſatzung gegenüber ihre confeſſionellen Rechte zu vertheidigen. Durch ein Manifeſt vom 7. Februar 1844 erklärten die Conferenz-Cantone, denen ſich auch Wallis angeſchloſſen hatte, daß ſie feſt entſchloſſen wären, ihre Confeſſions-Angelegenheiten auf der Tagſatzung in bundesgemäßer Weiſe zu verwahren.

Bis dahin hatte der Sonderbund der ſieben Cantone vollſtändig das Recht auf ſeiner Seite, und erſt, nachdem die Freiſchaarenzüge auf's Neue gezeigt hatten, wie ſehr die radicale Partei, der konſervativen gegenüber, geneigt war, zu unrechtmäßigen Mitteln zu greifen, traten auch die ſieben zum Sonderbund vereinten Cantone ſchärfer und entſchiedener auf.

Sie traten jetzt nicht allein dem Radicalismus, ſondern jeder ganz geſetzmäßigen liberalen Bewegung, mit Entſchiedenheit und häufig mit nicht zu rechtfertigender Strenge, ja mit despotiſcher Willkür entgegen; der Canton Wallis ging ſogar ſo weit, dem reformirten Gottesdienſt die Oeffentlichkeit zu unterſagen.

Mit ganz beſonderer Härte handelten die Regierungen, welche unter der Autorität der Jeſuiten ſtanden, und unter dieſen wieder zeichnete ſich Luzern beſonders aus.

daß unſere Kinder die goldenen Früchte unſerer Mühen, unſerer Leiden genießen werden.

2.

Es iſt über die gegenwärtigen deutſchen Bewegungen, über den Wunſch der Deutſchen, die nationalen Unterſchiede der verſchiedenen deutſchen Länder und Volksſtämme aufzuheben, oft die ſpöttiſche Bemerkung gemacht worden, daß ein einiges Deutſchland, der außerordentlich abweichenden Intereſſen der verſchiedenen Volksſtämme wegen, eine Unmöglichkeit ſei, und Manchem mag dies allerdings wahrſcheinlich erſcheinen; aber ein Blick auf die Schweiz kann uns die Unhaltbarkeit eines ſolchen Zweifels beweiſen.

Kein Land kann in der Verſchiedenheit ſeiner Bewohner nach Volksſtämmen, Religion und Intereſſen eine größere Mannigfaltigkeit darbieten, als gerade die Schweiz; hier wohnen franzöſiſche, deutſche und italieniſche Elemente dicht neben einander; hier finden wir den bigotteſten Ultramontanismus neben dem freiſinnigſten, radikalſten Rationalismus; hier liegen blühende Fabrikſtädte in den Thälern, welche von den himmelanſtrebenden Bergen begrenzt ſind, auf denen eine flache Schicht fruchtbaren Erdbodens nur eine Weidewirthſchaft erlaubt, und welche daher der Wohnſitz eines Jäger- und Hirtenvolkes ſind. Die höchſte Civiliſation grenzt in der Schweiz an eine faſt patriarchaliſche Einfachheit der Sitten, wie ſie den Weide- und Jagdwirthſchaft treibenden Völkern eigen iſt.

Aber trotz dieſer ungeheuren Verſchiedenheiten ſind doch alle Cantone der Schweiz von einem lebendigen Gefühle beſeelt; dies iſt das Gefühl der Vaterlandsliebe, das Bewußt-

sein, freie Schweizerländer zu sein. Wie oft auch, vermöge der abweichenden Interessen der verschiedenen Völkerstämme und Religionsparteien, Zerwürfnisse unter einzelnen Cantonen vorgekommen sind, immer haben sich dieselben wieder ausgeglichen, immer haben die Schweizer vereinigt dem äußern Feinde entgegengestanden und ihre Sonderinteressen geopfert, um die alte Schweizer-Freiheit sich zu sichern und zu bewahren.

Das ist ein leuchtendes Vorbild für Deutschland. Eine Sprache vereinigt uns Alle, und nur im Handel, in der Religion, in der Regierungsform bieten die einzelnen Staaten Verschiedenheiten dar; aber auch diese werden sich mit der Zeit ausgleichen, und die Möglichkeit eines vereinigten Deutschlands tritt immer klarer hervor, aber freilich nur unter einer Bedingung, vor der jetzt noch Viele zurückschaudern.

Wie Nordamerika trotz der verschiedenen Staaten ein Reich ist, wie es die Schweiz ist, trotz der verschiedenen Cantone; so wird es auch Deutschland sein; aber nur als

eine deutsche Republik.

Es mag sonderbar erscheinen, daß wir gerade an dieser Stelle hinweisen auf unsere deutschen Bestrebungen, und die Schweiz zum Muster aufstellen für Deutschland, gerade in dem Augenblicke, wo wir bereit sind, unserm gütigen Leser die Geschichte des Sonderbundkrieges zu erzählen und durch denselben zu beweisen, daß auch die Schweiz, wenn auch ein Reich, doch nicht ein einiges Reich ist: aber dennoch können wir unsere Behauptung nicht zurücknehmen, so viele Feinde sie uns auch machen mag.

Die Schweiz ist in Beziehung nationaler Einheit dem Auslande gegenüber ein leuchtendes Vorbild für Deutschland,

digſte Einwirkung auf die Preſſe und durch Emiſſaire, welche in die katholiſchen Cantone geſchickt wurden, zu bewirken; nöthigenfalls wollten ſie ſelbſt Waffengewalt zu dieſem Zweck gebrauchen und ſie rüſteten ſich deshalb im Stillen zum Kampfe.

Um die katholiſche Bevölkerung der Schweiz für den Sonderbund zu gewinnen, wurde das Gerücht ausgebreitet, die katholiſche Religion ſei in Gefahr, völlig unterdrückt zu werden. Die Aargau'ſche Kloſteraufhebung und die Freiſchaarenzüge waren es, welche die ultramontane Partei fortwährend als Beweis für die Richtigkeit ihrer Behauptungen vorſchob. Durch die Fanatiſirung der Katholiken und beſonders durch die Einwirkung der Jeſuiten auf die erhitzten Gemüther glaubte der Sonderbund zum Ziele gelangen zu können; aber er hatte ſich gewaltig getäuſcht; denn wie die radikale Partei durch ihr zu haſtiges Vorwärtsſchreiten mit den Freiſchaarenzügen das Vertrauen der gemäßigt Liberalen verloren hatte, ſo verlor jetzt der Sonderbund das der gemäßigt Conſervativen durch ſeine unrechtmäßigen Uebergriffe.

Es lebt in der Schweiz ein allgemeines, ein außerordentlich kräftiges und vernunftgemäßes Rechtsbewußtſein; der Sonderbund fand deshalb Freunde, ſo lange er ſich in den Schranken des Rechts hielt, er fand Feinde, erbitterte, kräftige Gegner, ſobald er ſich als eine bewaffnete Macht der übrigen Schweiz gegenüber ſtellte und dadurch die Schranken des Rechtes überſchritt.

Im Art. VII. des Bundesvertrages iſt ausdrücklich geſagt: „es ſollen unter den einzelnen Cantonen keine dem allgemeinen Bunde, oder den Rechten anderer Cantone, nachtheilige Verbindungen geſchloſſen werden;" dennoch aber hatte ſich der Sonderbund als eine ſolche Verbindung conſtituirt, es leuchtete

leicht ein, daß eine Macht, welche mit Waffengewalt der Bundesbehörde entgegentreten wollte, welche daher fortwährend der Heerd ultramontaner Agitation in der ganzen Schweiz war und welche endlich einen militairisch organisirten Bund innerhalb des Schweizer Bundes darstellte, unter die Verbindungen gehörte, gegen welche der Art. VII. des Bundesvertrags sprach.

Auch die Entschuldigung, welche die Sonderbündner für ihre Bewaffnung vorbrachten, daß sie auf der Huth gegen neue Freischaarenzüge sein müßten, war gänzlich ungegründet, seitdem auf Veranlassung der Tagsatzung fast alle Cantone Strafgesetze gegen das Freischaaren-Unwesen gegeben hatten, seitdem Luzern selbst gestanden hatte, es sei von den Freischaaren nichts mehr zu fürchten.

Es standen daher in Folge der Uebergriffe des Sonderbundes die radikale und die gemäßigte Partei vereinigt der ultramontanen gegenüber, und nur ein blutiger Krieg schien den Zwiespalt ausgleichen zu können, welcher zwischen beiden großen sich feindlich entgegentretenden Theilen des Schweizer-Volkes ausgebrochen war.

Ueberblicken wir jetzt die Kräfte, über welche der Sonderbund gebieten konnte, so müßten wir über seine Kühnheit staunen, wenn nicht die Folge gelehrt hätte, daß die ultramontane Partei, oder vielmehr der Führer derselben, Herr Siegwart Müller, auf den Schutz und die Unterstützung auswärtiger Mächte gehofft hatte. Diese Hoffnung hat sich allerdings in dem kurzen Kriege als trügerisch erwiesen, aber vielleicht eben wegen der Kürze des Krieges. Durch Geld und Waffensendungen ist der Sonderbund allerdings von Frankreich aus unterstützt worden, aber nicht, wie er hoffte, durch Hülfstruppen.

Der Sonderbund hatte allerdings ein Recht, auf eine

ſolche Unterſtützung zu hoffen, denn es war bekannt genug, daß Oeſterreich und Preußen mit Furcht und Haß auf die radikalen Cantone ſchauten, in welchen die politiſchen Flüchtlinge aus dieſen Ländern eine bereitwillige Aufnahme fanden und von denen aus eine Freiheits-Propaganda durch ganz Deutſchland ihre mächtigen Arme erſtreckte. Auch in Frankreich fühlte die Regierung eine bedeutende Sympathie gegen den Sonderbund, wie ſie dies durch die Waffenzufuhren, welche ſie demſelben hat zukommen laſſen, deutlich genug bewieſen hat, denn auf den meiſten der 35 ſonderbündiſchen Kanonen prangte das franzöſiſche Wappen und die etwa 20,000 ſonderbündiſchen Gewehre ſind faſt ſämmtlich aus den Straßburger Waffendepots gekommen; Hülfstruppen konnte allerdings keiner der fremden Staaten dem Sonderbunde ſchicken, denn der Bund war vernichtet, ehe die langweiligen Unterhandlungen der verſchiedenen Staaten zu Ende gekommen waren.

Beſonders intereſſant iſt das Verhältniß, in welchem der Sonderbund zu dem freiſinnigen Pabſt Pius IX. ſtand, ein Verhältniß, welches bisher noch nicht völlig aufgeklärt worden iſt; denn der päbſtliche Legat Macciotti hat über die Politik des heil. Vaters einen dichten Schleier zu werfen gewußt.

Es hätte in der Macht des Pabſtes geſtanden, den ganzen Sonderbundskrieg zu verhindern, wenn er, wie dies der große Rath von St. Gallen vorſchlug, die Jeſuiten aus der Schweiz zurückberufen hätte; es iſt dies nicht geſchehen, wahrſcheinlich vermöge franzöſiſcher und öſterreichiſcher Einflüſſe auf die Entſchließungen Pius IX.

Ein Brief, welchen Pius an den Nuntius Macciotti ſchrieb, ſcheint dem päbſtlichen Nuntius allerdings zu befehlen, zur Beſchwichtigung der fanatiſchen Aufregung zu wirken da,

aber Maccioti dem Befehle in keiner Weise nachgekommen ist, so scheint es fast, als habe er heimliche Gegenbefehle gehabt. In diesem Briefe befindet sich folgende Stelle: „Wir sehen die innern Zerwürfnisse, welche die Cantone bedrohen, und wir richten in unserer Niedrigkeit das heißeste Gebet an den Herrn, er möchte mit seinem Geiste des Rathes und des Friedens die übersprudelnde Heftigkeit (il corverchio ardore) der Gemüther beschwichtigen, sie abhalten, in offenen Krieg auszubrechen und nie gestatten, daß mit Bruderblut sich die eidgenössische Erde färbe. Wir beten für alle Diejenigen, welche mit uns vereint den Namen Gottes im Geist und in der Wahrheit anrufen; wir beten nicht minder für Diejenigen, welche wir, wann es auch sei, durch die Bande der vollkommensten Liebe mit uns vereinigt zu sehen wünschen, und welche wir unsererseits ebenfalls aufs innigste lieben, und so weit irgend unsere Stimme mitten im Tumulte der Leidenschaften erschallen kann, so weit wollen wir, daß Sie, Monsignore, dieselbe erschallen lassen durch alle Winkel der Schweiz."

Trotz dieses Briefes, der des heil. Vaters würdig ist, that sein Nuntius aber nichts, die gewaltige Aufregung zu vermindern und dem Kriege, dem Blutvergießen vorzubeugen, man sagt ihm im Gegentheil, mit Recht oder Unrecht, nach, daß er im Interesse des Sonderbundes zur Fanatisirung strenggläubiger Katholiken mitgewirkt habe.

Diese Unterstützung auswärtiger Mächte, ganz besonders die der fanatisirten Katholiken in der ganzen Schweiz, war es, auf welche Siegwart Müller, das Haupt des Sonderbundes, rechnete; denn die militairische Stärke des Bundes war der der übrigen Cantone gegenüber sehr unbedeutend, und sie mußte außerdem mit furchtbaren Opfern erkauft werden.

Die regelmäßigen Truppen des Bundes beliefen ſich auf etwa 25,000 Mann, unter dem Befehl des General Salis-Soglio, der wegen ſeiner perſönlichen Tapferkeit, ſeiner tüchtigen militäriſchen Erfahrung, einen guten Ruf für ſich hatte. Auch der Befehlshaber der Freiburgſchen Truppen, Maillardoz, war als ein tüchtiger Soldat bekannt; weniger die übrigen Befehlshaber, wie Rüttiman, Abyberg, von Courten, von denen man bisher wenig gehört hatte.

Außer den regelmäßigen Truppen war zur Vertheidigung des Landes ein durch die Jeſuiten im höchſten Grade fanatiſirter Landſturm bereit, welcher an Zahl die eigentliche Armee weit übertraf und auch, trotz ſeiner unregelmäßigen Bewaffnung mit Aexten, Piken, Senſen und Flinten, weit mehr als dieſe zu fürchten war, weil er für den eigenen Heerd, für Weib und Kind kämpfte.

Die Waffen der Armee beſtanden, wie wir bereits erzählt haben, in etwa 25,000 Flinten und 35 Kanonen, welche meiſt aus Frankreich gekommen waren; ebenſo glaubt man auch, daß die ſonderbündiſche Kriegskaſſe von 300,000 Schweizer-Franken hauptſächlich franzöſiſchen Urſprungs ſei.

Mit dieſen Waffen, mit dieſen Mitteln verſehen, glaubte der Sonderbund im Herbſte des Jahres 1847 getroſt in den Krieg gehen zu können, mit der ſichern Hoffnung, daß Oeſtreich und Frankreich ihn nicht verlaſſen würden und daß er auch in der übrigen Schweiz Sympathieen finden müßte.

Der nächſte Abſchnitt wird uns die Maßregeln zeigen, welche die Tagſatzung, den ſieben verbündeten Cantonen gegenüber, zu nehmen veranlaßt war.

5.

Am 3. Juli 1847 wurde die Tagsatzung eröffnet. Präsident Ochsenbein, der frühere General der Freischaaren, hielt die Eröffnungsrede, in welcher er über den Untergang der Republik Krakau, so wie auch über die inneren Angelegenheiten der Schweiz, sprach. Die Gesandten der drei nordischen Mächte blieben wegen der Erwähnung Krakau's aus der Tagsatzung fort.

Es wird den gütigen Lesern vielleicht interessant sein, eine Schilderung verschiedener Persönlichkeiten in der Tagsatzung zu lesen. Wir entnehmen diese einem Bericht der A. A. Zeitung; er lautet folgendermaßen:

„Die Physiognomie der diesjährigen schweizerischen Tagsatzung ist von derjenigen der vorhergehenden wesentlich verschieden. Zwar stehen die Parteien einander noch eben so scharf, ja wohl schärfer, als je, gegenüber, in den Hauptpersonen des Drama's sind jedoch bedeutende Veränderungen eingetreten. Hat einerseits das Lager der Radikalen, durch den Zurücktritt des Herrn Neuhaus in das Privatleben, einen beinahe unersetzlichen Verlust erlitten, donnern auch die Philippiken des Berner Schultheißen, der mit seiner glühenden Beredtsamkeit die Herzen der ganzen liberalen Schweiz entzündete und mit seiner bündigen Logik die Gegner verwirrte, nicht mehr vom Präsidentenstuhle herab, so hat die Partei des hastigen Fortschrittes dafür andererseits wieder an bedeutenden Persönlichkeiten gewonnen. Unter diesen sind erst die bemerkenswerthesten: Herr Landammann Näff, Gesandter des Standes St. Gallen, und Herr Staatsrathspräsident Druez von Waadt. Daß der Erstere namentlich gerade den Sitz einnimmt, den früher Landammann Baumgarten von St. Gallen

inne hatte, macht den Schlag für die Partei der Klöſter beſonders empfindlich. Baumgartners Verluſt allein wiegt den Zurücktritt des Herrn Neuhaus auf. Bei Herrn Näff gefällt uns beſonders die klare, ruhige und leidenſchaftloſe Sprache, vielleicht gerade deswegen, weil man dieſe im Lager der Radicalen ſonſt ſo ſelten vernimmt. Herr Näff mahnte uns lebhaft an die Zeiten, wo Treuherzigkeit und Biederſinn die gerühmteſten Tugenden des Schweizers waren. Die Sprache des Herrn Ochſenbein iſt, wenn ihr auch die Kraft des Organs abgeht, gewandt und verſtändlich, wobei dem Sprecher ſein intereſſantes und angenehmes Aeußere ſehr zu ſtatten kommt. Herr Ochſenbein iſt unſeres Bedünkens in der gegenwärtigen Berniſchen Regierung der Einzige, der wirkliche Talente zum Staatsmann beurkundet, und auffallend mag es dem Ausländer allerdings vorkommen, in dem ehemaligen General der Freiſchaaren einen höflich feinen Mann zu finden, der von allen ſeinen Collegen vielleicht ſeinem ganzen Weſen noch am weiteſten von den Extremen des Radicalismus entfernt iſt, dem die Mehrzahl der vorörtlichen Regierung huldigt. Unter den Sprechern der Sonderbundscantone machen ſich vor Allen der Geſandte des Cantons Luzern, Herr B. Meyer, und der von Freiburg, Herr Fournier, durch Freiheit und diplomatiſchen Anſtand, und der des Standes Wallis, Herr von Courten, durch ſeinen kräftigen Vortrag und die Heftigkeit ſeiner Sprache bemerkbar. Bei dem Geſandten des Standes Neuenburg fiel uns, bei ſeiner Gewähltheit der Ausdrücke und der Biegſamkeit ſeines Organs, der kaltgroſſende Ton ſeiner Rede unangenehm auf."

Nach verſchiedenen unwichtigen Verhandlungen kam am

19. Juli die Frage über den Sonderbund auf der Tagsatzung zur Sprache.

Die Verhandlungen darüber waren äußerst interessant; wir würden sie gern den Lesern mittheilen, aber der beschränkte Raum zwingt uns, gleich zum Resultat der Verhandlungen überzugehen.

Nach langen Debatten, die von beiden Seiten sehr kräftig geführt waren, und in denen die Gesandten der Sonderbundscantone sich fortwährend bemüht hatten, zu ihrer Rechtfertigung die Aargauer Klosteraufhebung und die Freischaarenzüge in's grellste Licht zu setzen, und dadurch die Nothwendigkeit ihres Bündnisses darzuthun, wogegen denn die Gegner des Sonderbundes sich auf den Bundes-Vertrag und die unrechtmäßige Bewaffnung der Sonderbundscantone stützten, wurde der Antrag Berns:

1. den Sonderbund als unverträglich mit dem Bundes-Vertrag und daher als aufgelöst zu erklären,
2. die betreffenden Cantone für Beachtung dieses Beschlusses verantwortlich zu machen, indem die Tagsatzung sich vorbehalte, wenn es die Umstände erfordern, die weitern Maßregeln zu treffen, und diesen Nachachtung zu verschaffen,

mit 12 ganzen und 2 halben Stimmen angenommen. Es stimmten dafür als ganze Stimmen: Zürich, Bern, Glarus, Solothurn, Schaffhausen, St. Gallen, Aargau, Tessin, Thurgau, Genf, Waadt und Graubünden, als halbe Stimme: Appenzell A. Rh. und Baselland; Luzern, Wallis und Zug dagegen erklärten, Protestationen gegen den Beschluß zu Protokoll geben zu wollen.

Am 11. August beſchloß die Tagſatzung ferner, die ſieben Sonderbundsſtände zu ermahnen, alle außerordentlichen Kriegsrüſtungen zu unterlaſſen; auch wurde der Canton Teſſin ermächtigt, eine Munitionszufuhr für den Sonderbund, welche das Volk auf dem Durchwege angehalten hatte, bis auf Weiteres zu verwahren; ebenſo erhielten auch die übrigen Cantone den Auftrag, Waffen und Munitionslieferungen für den Sonderbund mit Beſchlag zu belegen, wo dieſelben angetroffen würden.

Am 3. September wurde die Jeſuitenfrage von der Tagſatzung wieder aufgenommen und als Bundesſache erklärt. Den Cantonen wurde aufgegeben, den Jeſuitenorden zu entlaſſen und eine künftige Aufnahme deſſelben verboten. Es wurde dadurch ein Rechtseingriff in die Souverainetät der einzelnen Cantone begangen, welcher nicht dadurch gerechtfertigt werden kann, daß die Jeſuiten der Ruhe und Ordnung in der Schweiz gefährlich ſeien, denn die Tagſatzung hatte dafür keinen authentiſchen Beweis.

Am 9. September beſchloß die Tagſatzung, ſich bis zum 18. Oktober zu vertagen, dann aber wieder zuſammenzutreten.

Es wurde jetzt in den verſchiedenen Cantonen des Sonderbundes Rath darüber gehalten, ob der Rücktritt von dem Bunde räthlich ſei oder nicht; in allen aber wurde beſchloſſen, bei dem Bündniſſe treu zu verharren und ſich der Auflöſung deſſelben nöthigenfalls mit Waffengewalt zu widerſetzen.

Auch in der nicht ſonderbündiſchen Schweiz wurde über die Auflöſung des Sonderbundes berathſchlagt, und es ſtellte ſich hier das merkwürdige Reſultat heraus, daß die Anhänger der verſchiedenſten politiſchen Richtungen darüber einig waren, der Sonderbund ſei nicht zu dulden, und nöthigenfalls mit

Waffengewalt aufzulösen. Etwa fünf Sechstheile der ganzen Schweizer Bevölkerung waren für die Auflösung des Sonderbundes.

6.

Den 18. Oktober trat die Tagsatzung auf's Neue zusammen; noch einmal versuchte sie es durch Mittel der Güte, welche aber an dem starren Widerstande der verbündeten Cantone scheiterten, den blutigen Krieg von dem Schweizer Vaterlande abzuwenden. Es wurde eine Proclamation erlassen, welche den Geist der Vaterlandsliebe, der Duldsamkeit und Versöhnlichkeit athmete, und auf den Antrag Zürichs wurde beschlossen, von Seiten der Tagsatzung nach jedem der sieben Cantone zwei eidgenössische Repräsentanten abzuordnen, welche mit der Regierung sowohl, als dem Volke derselben, noch einen, aber freilich den letzten Versuch, machen sollten, in Milde und Güte die Auflösung des Bundes zu begehren, um den Frieden im Vaterlande zu erhalten.

Die Abgeordneten hatten zugleich den Auftrag, die Proclamation in den verbündeten Cantonen möglichst zu verbreiten.

Diese Proclamation ist ein merkwürdiges Aktenstück, welches am besten den Geist bezeichnet, von welchem die Schweizer Tagsatzung damals beseelt war. Wir geben sie deshalb dem gütigen Leser unverkürzt wieder; sie lautet folgendermaßen:

Die eidgenössische Tagsatzung an die Bundesbehörden und das Volk der Cantone Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Wallis. Getreue, liebe Eidgenossen! Die Lage unseres sonst so glücklichen Vaterlandes ist ernst und besorgnißerregend. Es ist eine Spaltung unter den Eidgenossen eingetreten, welche für den Fortbestand des Friedens

Gefahr droht. Eingedenk der ihr obliegenden Pflicht, die innere Sicherheit der Eidgenoſſenſchaft zu wahren, und durchdrungen vom aufrichtigen Wunſche, dem Vaterland den Frieden zu erhalten, findet ſich die eidgenöſſiſche Tagſatzung bewogen, ein offenes, freundeidgenöſſiſches Wort an Euch zu richten. Eine klare Vorſchrift des Bundesvertrags, der Art. IV. deſſelben, enthält die Beſtimmung: „Es ſollen unter den einzelnen Cantonen keine dem allgemeinen Bund oder den Rechten anderer Cantonen nachtheilige Verbindungen geſchloſſen werden.“ Die Regierungen der hohen Stände Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Wallis haben nun aber ein beſonderes Bündniß eingegangen, das, ſobald es zur Kenntniß der übrigen Stände gelangte, mit allem Grund vielfache und lebhafte Beſorgniſſe erregen mußte. Nach wiederholten reiflichen Berathungen in den Räthen der Cantone und im Schooße der Bundesverſammlung hat ſich die Tagſatzung dafür ausgeſprochen, daß jenes Bündniß, welches Rechte und Pflichten, die durch den gemeinſamen Bund für alle Cantone gleichmäßig geregelt ſind, zum Gegenſtand einer beſondern Verbindung macht, und dadurch einzelnen Cantonen Verpflichtungen auferlegt, die unter Umſtänden nicht gleichzeitig mit denjenigen gegen den allgemeinen Bund ihre Erfüllung finden können, dem klaren Buchſtaben, wie dem Sinn und Geiſt unſers Bundes entgegen ſei. Eine Verbindung, welche die Contingentstruppen der dazu gehörigen Cantone unter die Leitung eines beſondern, mit allgemeinen Vollmachten auszurüſtenden Kriegsrath ſtellt, und dadurch der Verfügung der eidgenöſſiſchen Behörden entzieht, iſt für die höchſten Intereſſen des Bundes gefährlich und die Rechte der eidgenöſſiſchen Mitſtände verletzend. Ein Bündniß, wel-

ches nach den eigenen Erklärungen einzelner der erwähnten sieben Stände auch gegen die Tagsatzung selbst und von ihr ausgehende Beschlüsse gerichtet ist, und gegen dieselben zum Voraus bewaffneten Widerstand anordnet, kann in und neben dem allgemeinen Bund nicht fortbestehen, ohne die innere Sicherheit der Eidgenossenschaft in hohem Grade zu gefährden und den gemeinsamen Bund der Eidgenossen seiner Auflösung entgegenzuführen. Durch Beschluß vom 20. Heumonat v. J. hat daher die Tagsatzung jenes Bündniß als mit dem allgemeinen Bunde unverträglich und demgemäß als aufgelöst erklärt. Die oberste Bundesbehörde, der durch den Bundesvertrag das ausschließliche Entscheidungsrecht eingeräumt ist, hat somit entschieden, dieser Entscheid muß von allen Ständen geachtet werden, sonst würde Bundesrecht durch Bundesanarchie verdrängt. Dessen ungeachtet hat dieser Beschluß von denjenigen Cantonen, gegen welche er gerichtet ist, noch keine Anerkennung gefunden. Ja es wurde in der Tagsatzung selbst erklärt, daß jeder Vollziehung desselben bewaffneter Widerstand entgegengesetzt werde, und zu diesem Zwecke sind schon seit längerer Zeit außerordentliche militairische Rüstungen getroffen worden. Einen solchen Zustand kann die Tagsatzung nicht dulden, wenn nicht alles Ansehen der Bundesbehörde vernichtet, die Kraft der rechtmäßigen Bundesgewalt gebrochen und die Ehre der Eidgenossenschaft preisgegeben werden soll. Wir können und wollen noch nicht annehmen, daß Ihr, getreue, liebe Eidgenossen, in solcher, mit Euren Bundespflichten unvereinbaren Stellung beharren werdet, wenn wir Euch die wahren Absichten, welche unserm Beschlusse vom 20. Heumonat zu Grunde liegen, offen und getreu darstellen, wie es unter Eidgenossen und Bundesbrüdern sich geziemt.

Nur Mißtrauen und unbegründete Beſorgniſſe können Euch in Eurem bisherigen Verfahren geleitet haben. Ihr fürchtet Gefahr für Eure von den Vätern ererbten Rechte und Freiheiten, für Eure künftige Stellung im eidgenöſſiſchen Bunde, für Euren Glauben, Eure Religion. Wir geben Euch nun aber die feierliche Verſicherung, daß jede Abſicht, dieſe Eure theuerſten Güter zu gefährden, fern von uns iſt. Sie ſollen als Euer Heiligthum unangetaſtet bleiben. Wie ſollte es auch in den Geſinnungen der Bundesbehörde liegen können, Unrecht zu üben gegen Bundesgenoſſen, Unrecht gerade gegen diejenigen eidgenöſſiſchen Mitſtände, die in ihrer Mehrzahl zu den älteſten Gliedern unſeres Bundes gehören! Die eidgenöſſiſche Tagſatzung will keine Bedrückung von Bundesgenoſſen, keine Vernichtung der Cantonalſouverainetäten, keinen gewaltſamen Umſturz beſtehender Bundeseinrichtungen, keine Einheitsregierung, keine Verletzung Eurer Rechte und Freiheiten, keine Gefährde Eurer Religion. Sie wird vielmehr allen Cantonen gegen ungerechte Angriffe in guten Treuen denjenigen Schutz gewähren, den ſie von eidgenöſſiſchen Mitſtänden anzuſprechen berechtigt ſind, die Beſtimmung und Zweck des gemeinſamen Bundes fordern. Darum, Eidgenoſſen! Bundesbrüder! tretet zurück aus einer Verbindung, die, ſoweit ſie nur ſolches enthält, was mit dem gemeinſamen Bund im Einklang ſteht, für Euch nicht nothwendig, ſoweit ſie aber Anderes in ſich ſchließt, bundesrechtlich nicht zuläſſig iſt. Vergeſſet nicht, daß ſolche Sonderbündniſſe ſchon dem Sinn und Geiſt der älteſten eidgenöſſiſchen Bünde entgegen ſind. Der beſtehende Bund gewährt Euch hinreichenden Schutz für Eure Rechte. Verharret darum nicht länger in einer Stellung, welche die Grundlagen eines eidgenöſſiſchen

Rechtszustandes verletzt, die Eidgenossen in zwei feindliche Lager trennt und darum auch unsere Freiheit und Unabhängigkeit nach Außen gefährdet. Ihr habt nun die Beweggründe, welche uns zu unserem Beschlusse bestimmt haben, vernommen. Eidgenössische Repräsentanten, die wir, althergebrachter Sitte folgend, an Euch abordnen, werden Euch dieselben im Sinne gegenwärtiger Kundmachung noch näher zu Gemüthe führen. Gewähret ihnen freundeidgenössische Aufnahme. Kommet mit Vertrauen ihren Eröffnungen entgegen. Erwäget wohl die schwere Verantwortlichkeit, die Ihr auf Euch ladet, wenn auf unzweideutige Bundesvorschriften gegründete Schlußnahmen und freundeidgenössische Mahnungen der obersten Bundesbehörde fort und fort unbeachtet bleiben sollten. Die Folgen, die ein Verharren in solcher Stellung für Euch und für das gesammte Vaterland nach sich ziehen müßte, sind nicht zu berechnen. Fasset solche Entschließungen, wie sie Bundespflicht, wie sie der Friede und das Glück der Eidgenossenschaft und Eurer eigenen Cantone fordern. Lasset uns als Brüder und Eidgenossen nur Einem und dem gleichen Bunde angehören! Was wir wollen, ist Gesetzlichkeit, ist pflichtmäßige Handhabung der innern Sicherheit und Wahrung bundesrechtlicher Ordnung. Bietet uns, getreue, liebe Eidgenossen, zur Erreichung dieses, durch beschworene Bundespflichten uns gemeinsam vorgesteckten Zieles bundesbrüderlich die Hand. Gott erhalte und schütze unser theures Vaterland!"

7.

Diese schöne und friedliche Proclamation fand in der ganzen Schweiz, selbst in einem Theile der Sonderbunds-

cantone, freilich aber nur in einem geringen Theile derſelben, eine freudige Aufnahme; dennoch war ſie leider vergebens. Die Regierungen der ſieben Cantone ſtanden gänzlich unter dem Einfluß Siegwart-Müllers, von dem ſie ſich auf eine wahrhaft unbegreifliche Weiſe beherrſchen ließen. Für Siegwart war es zu ſpät, auf eine friedliche Weiſe zurückzutreten, denn ſein ganzes Anſehen, ſeine despotiſche Herrſchaft ruhten eben nur auf dem Sonderbunde, und er konnte leicht vorausſehen, daß mit der Auflöſung deſſelben und der Vertreibung der Jeſuiten aus Luzern, ſeine Herrſchaft geſtürzt werden würde; es lag daher in Siegwarts Vortheil, Alles zu verſuchen und ſelbſt das Aeußerſte zu wagen, um den Sonderbund und die Jeſuiten aufrecht zu erhalten. Welche Mittel er dazu anwendete, wie wenig er geneigt war, auf die friedlichen Vorſchläge der Tagſatzung einzugehen, mag folgende Proclamation beweiſen, welche am 21. Oktober der Tagſatzung gegenüber vorliegt.

„Wir Schultheiß und Regierungsrath des Cantons Luzern; nachdem wir amtlich in Kenntniß geſetzt worden ſind, daß die Tagſatzung mit zwölf und zwei halben Stimmen beſchloſſen hat, eidgenöſſiſche Repräſentanten in die Cantone Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Wallis abzuordnen, um dieſelben zur Auflöſung ihrer Schutzverbindung zu vermögen, daß ferner dieſe Repräſentanten in den genannten Cantonen eine Proclamation der Tagſatzung zu verbreiten angewieſen ſeien, worin dem Volke vorgegeben wird, es handle ſich im bevorſtehenden Kampfe nicht um ſeine Freiheit, Selbſtſtändigkeit und Religion, nicht um Erhaltung der Cantonalſouveränetät ꝛc., ſondern einfach um Vollziehung eines legalen Tagſatzungsbeſchluſſes; haben, in Er-

wägung, daß der Beschluß der zwölf und zwei halben Stände vom 20. Heumonat laufenden Jahres, wodurch die Verbindung der sieben katholischen Cantone zur Aufrechthaltung ihrer Souveränetät und ihrer confessionellen Rechte als aufgelöst erklärt wird, und daß die Gesandtschaft unsers Standes im Verein mit den Gesandtschaften der übrigen Stände dagegen feierlich protestirt hat; in Erwägung, daß die Absendung von Commissarien und der Erlaß einer Proclamation der Tagsatzung an das Volk der sieben Stände, um den Rücktritt von jener Schutzverbindung zu erzwecken, nur eine Folge jenes vom Stande Luzern nicht anerkannten Beschlusses vom 20. Heumonat abhin ist; in Erwägung, daß die Thatsachen mit den Worten der erwähnten Proclamation im Widerspruch stehen, indem der bundeswidrige Beschluß vom 31. Aug. 1848 wegen Aufhebung der aargauischen Klöster, sowie die, die Souveränetäts- und confessionellen Rechte der sieben Cantone gefährdenden Beschlüsse der diesjährigen Tagsatzung über Austreibung der Jesuiten, über Vornehmen einer Bundesrevision, über Verbot der Einfuhr von Waffen und Munition in das Gebiet der sieben Cantone ꝛc. nicht zurückgenommen sind, daher die Proclamation der Tagsatzung nur leere Worte enthält; in Erwägung, daß die Gesandtschaft unseres Cantons auf der Tagsatzung vom großen Rath dessen Aufträge und Vollmachten hat, um im Namen des hiesigen Standes zu handeln; in Erwägung jedoch, daß hergebrachte Sitte es fordert, den eidgenössischen Repräsentanten die üblichen Ehrenbezeugungen zu erweisen — beschlossen und beschließen: 1) Die eidgenössischen Repräsentanten sollen durch den Schultheiß Namens der Regierung empfangen, und es

ſoll ihnen von demſelben eröffnet werden, daß der große Rath ſeiner Geſandtſchaft an der Tagſatzung die guterfundenen Aufträge und Vollmachten ertheilt habe, um Namens des hieſigen Standes in den eidgenöſſiſchen Fragen zu ſtimmen und zu handeln. Es könne daher den HH. Repräſentanten weder verſtattet werden, mit dem Regierungsrath in directen Verkehr zu treten, noch könne der große Rath deshalb verſammelt werden; ebenſo ſei die Verbreitung der Proklamation unterſagt. Einwohner des Cantons, welche zur Verbreitung Hand bieten würden, ſind gefänglich einzuziehen und dem Strafrichter zu überweiſen; 2) den HH. Repräſentanten wird eine Ehrenwache und ein Ordonanzoffizier gegeben, und es werden ihnen die üblichen Ehrenbezeugungen erwieſen; 3) gegenwärtige Schlußnahme iſt öffentlich bekannt zu machen und dem Militärkommando mitzutheilen. Alſo beſchloſſen in unſerer Sitzung. Luzern, den 21. Weinmonat 1847. Der Schultheiß: Rudolph Rüttimann, Namens des Regierungsraths: Der Rathsſchreiber Jh. A. Segeſſer."

Wie es in der Proklamation geſagt war, ſo geſchah es in der That; die beiden eidgenöſſiſchen Commiſſarien, Landamman Näff aus St. Gallen und Brunner aus Solothurn, wurden in Luzern außerordentlich kalt aufgenommen; man erwies ihnen kaum die üblichen Ehrenbezeugungen, und gab ihnen kurz denſelben Beſcheid, welchen der Geſandte auf der Tagſatzung ertheilt hatte; auch der Vertheilung der Proklamation widerſetzte ſich die Regierung mit aller Kraft, aber freilich nicht mit ganz glücklichem Erfolge, denn beſonders in den Grenzdiſtrikten des Cantons, ſowie in dem radicalen Bezirk Reute und einigen andern, wurde die im Rieſenformate, mit dem von Strahlen umgebenen Kreuz an der Spitze, ge-

druckte Proklamation verbreitet, trotz der schweren Strafe, welche darauf angedroht war.

Aehnlich, wie in Luzern, erging es den eidgenössischen Commissarien auch in den übrigen Cantonen des Sonderbundes. Ueberall wurden sie kalt empfangen, und ihre Sendung war erfolglos.

Da die Hartnäckigkeit der Sonderbunds-Cantone, vermöge dieser Zurückweisung der eidgenössischen Commissarien, in das hellste Licht trat, sah sich die Tagsatzung gezwungen, jetzt zu ernsten Maßregeln ihre Zuflucht zu nehmen, und die bewaffnete Auflösung des Sonderbundes ins Werk zu setzen.

Am 24. Oktober wurde beschlossen, ein eidgenössisches Armeecorps von 500,000 Mann aufzustellen. Das Commando erhielt der Oberst W. H. Dufour von Genf, als General en chef, ein alter würdiger Offizier, welcher früher in französischen Diensten unter Napoleon rühmlich gekämpft hatte. Zum Chef des Generalstabes wurde der Oberst Frei-Herose von Aarau ernannt. In Folge dieses Beschlusses wurden nun überall Truppen ausgehoben, und die ganze Schweiz bot in dieser Zeit ein Bild des bewegtesten, soldatischen Lebens dar. In allen sonst so freundlichen Städten hörte man das Klirren der Waffen, sah man die buntesten, fremdartigsten Uniformen, überall wurde gerüstet, überall wurden Vorbereitungen auf den nahen Krieg getroffen, der völlig unvermeidlich schien; besonders eifrig wurden die Rüstungen in den sonderbündischen Cantonen betrieben, hier erhielt jeder Knabe eine Waffe, und fast schien es, als könne der Bund mit seinen fanatischen Anhängern nur besiegt werden, nachdem alle jene wilden und aufgeregten Landsturm-Männer niedergemetzelt worden wären.

Inzwiſchen wurde auf der Tagſatzung immer noch verhandelt. Der kleine Canton Zug, welcher einen der äußerſten Vorpoſten der Sonderbundscantone bildete, und wohl einſah, daß er bei ſeinen geringen militairiſchen Kräften, ſeinen dem Sonderbunde theilweiſe abgeneigten Bewohnern, beim entſtehenden Kampfe unterliegen müßte, verſuchte jetzt plötzlich auf friedliche Weiſe den Streit der Tagſatzung mit dem Sonderbund beizulegen. Er ſchlug vor, daß die Tagſatzung die Jeſuiten-Angelegenheit fallen laſſen und den Sonderbundscantonen die feierliche Zuſicherung geben möge, daß ihre politiſchen und confeſſionellen Rechte fortan unangetaſtet bleiben ſollten; wenn ſich für dieſe Gewährleiſtung 22 Stimmen ausſprechen würden, ſo wolle Zug Sorge tragen für eine friedliche Verſtändigung. Einen ähnlichen Vorſchlag machte Luzern am 29. October, aber auch eben ſo vergeblich.

Schon am 28. October hatte auf Veranlaſſung von Baſel ein letzter Verſuch zur Vermittlung ſtattgefunden. Es war den Sonderbundscantonen vorgeſchlagen worden, entweder die Jeſuitenfrage dem Papſte zur Entſcheidung vorzutragen, oder den Orden aus freien Stücken, wenigſtens aus Luzern zu verbannen; aber auch dieſer Verſuch ſcheiterte an der Hartnäckigkeit Luzerns, welches immer wieder auf die längſt abgemachte Aargauer Kloſter-Angelegenheit zurückkam, und nicht eher das Geringſte nachgeben wollte, ehe nicht dieſe Angelegenheit zur Befriedigung des Sonderbundes abgethan worden ſei.

Der 29. October war nun endlich der entſcheidende Tag. Nachdem der bereits vorhin erwähnte Vorſchlag Luzerns von der Tagſatzung abgelehnt worden war, erhob ſich der Geſandte dieſes Cantons und erklärte laut und feierlich

im Namen der Sonderbundscantone, daß sie die Tagsatzung verlassen müßten, da sie in den aufgebotenen Truppen eine feindliche Armee gegen die sieben Stände zu erblicken gezwungen wären; die Verantwortlichkeit dieses Schrittes falle nicht auf sie, sie würden sich deshalb vor Europa zu rechtfertigen wissen.

Nach diesen Worten Luzerns erhoben sich auch die Gesandten der sechs mitverbündeten Stände und verließen schweigend den Saal. Am Thore wurden ihnen die gewöhnlichen militairischen Ehren erwiesen.

Eine feierliche Stille trat nach dem Abgange der sieben Gesandten in der Tagsatzung ein, denn alle Mitglieder derselben fühlten in jenem Augenblicke deutlich, daß die Würfel gefallen, daß der Bürgerkrieg entschieden sei.

Nach einer kurzen Pause wurde die Berathung fortgesetzt und ein Antrag des Kriegsraths, daß sämmtliche Cantone ihre Reserven in Bereitschaft setzen möchten, mit den gewöhnlichen 12 ganzen und 2 halben Stimmen angenommen.

Nach einigen Tagen schon erschien das Manifest der sieben Stände, welches in sehr umfangreicher Weise (es enthielt 15 Seiten Octav) die Klagen und Beschwerden der Sonderbundscantone, mit besonderer Beziehung auf die Vorgänge der letzten Jahre, darstellte.

„Die Regierungen der zwölf Stände haben das Schwert gezückt zum ungerechten Krieg," so heißt es in diesem Manifest, „die Regierungen und Völkerschaften der Stände Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Wallis werden das Schwert ergreifen zum gerechten Widerstande. Euch, Ihr Eidgenossen derjenigen Stände, deren Obrigkeiten einen blutigen Bürgerkrieg gegen uns führen, Euch verbindet mit

und ein heiliger Eid. Ihr habt uns, wie wir Euch, geſchworen, den Bund der Eidgenoſſen ſtets zu wahren und ſtets zu halten, und dafür Leib und Leben, Gut und Blut herzugeben."

Die Sonderbundscantone forderten in dieſem Manifeſt ganz offen die Völker der Majoritätscantone zum Aufſtande gegen ihre Regierungen auf, weil dieſe ſie in einen ungerechten Krieg führen wollten.

Solchen Mitteln gegenüber mußte die Tagſatzung natürlich auch zu energiſchen Maßregeln ſchreiten, und ſie entſchied ſich daher am 4. November zu folgendem Beſchluß:

„Die eidgenöſſiſche Tagſatzung,

in Betracht, daß durch den Beſchluß vom 20. Heumonat dieſes Jahres das Separatbündniß der ſieben Stände: Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Wallis als mit den Beſtimmungen des Bundes unverträglich, und demgemäß als aufgelöſt erklärt worden iſt; daß die erwähnten Cantone für die Beachtung dieſes Beſchluſſes verantwortlich gemacht wurden, und daß ſich die Tagſatzung vorbehalten hat, wenn die Umſtände es erfordern, die weiteren Maßregeln zu treffen;

in Betrachtung, daß die Geſandtſchaften der Sonderbundscantone ſchon unterm 22. Heumonat die Erklärung abgaben, daß ſie jene Schlußnahme nicht anerkennen;

in Betrachtung, daß die erwähnten Cantone ſchon vor dem 22. Heumonat, ſo wie nachher außerordentliche militairiſche Rüſtungen getroffen, Feldbefeſtigungen aufgeworfen, Waffen und Munition aus dem Auslande bezogen haben, offenbar zum Zweck, um ſich der Vollziehung der durch die Tagſatzung

gefaßten Schlußnahme selbst mit Waffengewalt zu widersetzen;

in Betrachtung, daß die gleichen Cantone auch den Beschluß vom 4. August, durch welchen sie ernstlich gemahnt wurden, Alles zu unterlassen, was den Landfrieden stören konnte, nicht beachtet, sondern nach wie vor demselben durch Herstellung von Verschanzungen und Fortsetzung ihrer außerordentlichen Rüstungen der Schlußnahme der Tagsatzung entgegen gehandelt haben;

in Betrachtung, daß den von der Tagsatzung ernannten eidgenössischen Repräsentanten der Zutritt vor den Instruktionsbehörden und vor den Landgemeinden der betreffenden Cantone verweigert, die Verbreitung der versöhnlichen und freundeidgenössischen Proklamation beinahe überall verboten und im Canton Luzern sogar als ein Verbrechen mit Strafe bedroht worden ist;

in Betrachtung, daß seither gemachte Vermittelungsvorschläge von den nämlichen sieben Ständen zurückgewiesen wurden, und alle Bemühungen, dieselben auf friedlichem Wege zur Anerkennung und Erfüllung beschworener Bundespflichten zurückzuführen, erfolglos geblieben sind;

in Betrachtung, daß die Gesandtschaften dieser Stände unterm 29. Weinmonat die Tagsatzung und die Bundesstadt verlassen, und daß die mehrerwähnten Cantone durch solchen Akt in Verbindung mit den gleichzeitig abgegebenen Erklärungen und seither getroffenen militärischen Anordnungen sich gegenüber der Eidgenossenschaft in offenen Kriegszustand versetzt haben;

in Betrachtung, daß nach allem Diesem es Gebot des Bundes und Pflicht der Tagsatzung ist, den von ihr auf

Grundlagen bundesrechtlicher Vorschriften gefaßten Beschlüssen Nachachtung zu verschaffen, und alle bundesmäßigen Mittel anzuwenden, um einen solchen, die innere und äußere Sicherheit der Eidgenossenschaft bedrohenden Zustand entgegen zu treten;

in Anwendung der Art. I., IV. und VIII. des Bundesvertrages

beschließt, was folgt:

1) Der Beschluß der Tagsatzung vom 20. Heumonat laufenden Jahres über Auflösung des unter den Cantonen Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Wallis abgeschlossenen Sonderbundes ist durch Anwendung bewaffneter Macht in Vollziehung zu setzen.
2) Der Oberbefehlshaber der eidgenössischen Truppen ist mit der Ausführung dieses Beschlusses beauftragt.
3) Die Tagsatzuug behält sich vor, die weiter erforderlichen Maßnahmen zu treffen.
4) Der eidgenössische Vorort ist angewiesen, gegenwärtigen Beschluß dem Oberbefehlshaber der eidgenössischen Truppen, dem eidgenössischen Kriegsrathe und sämmtlichen Cantonsregierungen unverzüglich mitzutheilen."

So war denn also der Krieg entschieden, und jetzt kam es darauf an, denselben mit aller Kraft durchzuführen und den Sieg des Gesetzes über die aufrührerischen Sonderbundscantone zu erfechten.

Die Tagsatzung richtete deshalb ein ernstes, mahnendes Wort sowohl an die Armee, als an das Volk, in dem sie beide aufforderte, treu und fest in dem Bruderkriege an dem

Gesetz zu halten. Die Aufforderung an das Schweizer Volk schließt mit folgenden ruhigen und schönen Worten: „Es ist beschworene Bundespflicht, die Ruhe und Ordnung im Innern herzustellen, und für die Sicherheit nach Außen zu sorgen. Die Bundesbehörde befindet sich daher in der gebieterischen Nothwendigkeit, zu dem äußersten Mittel zu schreiten, um den gesetzlichen Zustand wieder herzustellen, da die Gesandtschaften des Sonderbundes, durch ihre Entfernung aus dem Schooße der Tagsatzung und durch ihre Erklärung, sich in offenen Kriegszustand versetzt haben. Darum seid einig und stark, getreue, liebe Eidgenossen! und der Allmächtige wird auch diesmal unser Vaterland vor Trennung und Untergang bewahren.

8. *)

Werfen wir jetzt, bevor wir zur Erzählung des Krieges selbst übergehen, erst einen Blick auf die Streitkräfte, mit welchen die beiden Heere einander gegenüber standen.

Die Stärke der sonderbündischen Armee haben wir bereits im vierten Abschnitt angegeben und hier nur noch zu bemerken, daß sich fortwährend in den Sonderbundscantonen bewaffnete Freischaaren bildeten, welche, wie es schien, mit dem wüthendsten Fanatismus bereit waren, in den Kampf zu ziehen. Eine solche Schaar war z. B. die Rächerschaar des Verhörrichter Ammann, welche aus etwa 200 fanatisirten jungen Leuten bestand.

---

*) Wir machen den gütigen Leser darauf aufmerksam, daß er zum Verständnisse der folgenden Abschnitte wohl thut, sich eine der vielen in letzter Zeit erschienenen Karten der Schweiz anzuschaffen.

Die ſonderbündiſchen Truppen hatten außerdem durch Offiziere verſchiedener anderer Länder, welche ſich als Freiwillige in dem bevorſtehenden Kriege anboten, einen, wenn auch unbedeutenden Zuwachs erhalten. Zu unſerer Schande müſſen wir geſtehen, daß auch einige Berliner ſich der ſchlechten Sache des Sonderbundes angeſchloſſen hatten.

Die Hauptkraft der ſonderbündiſchen Cantone beſtand in den Verſchanzungen und Minen, durch welche ſie, in Vorausſicht eines Krieges, ſchon ſeit längerer Zeit alle Wege, Päſſe und Heerſtraßen geſchützt hatten; beſonders zeichnete ſich Luzern in dieſer Hinſicht vor allen andern Cantonen aus, es hatte keine Opfer geſcheut, um eine möglichſt vollſtändige Befeſtigung des Cantons zu bewerkſtelligen.

Die eidgenöſſiſche Armee war der Zahl nach bedeutend ſtärker wie die des Sonderbundes; ſie beſtand aus 102 Bataillonen Infanterie, 45 Compagnien Scharfſchützen, 27 Compagnien Cavallerie, 6 Compagnien Sapeurs, 53 Compagnien Artillerie und etwa 260 Geſchützen; die ganze Stärke der Armee belief ſich in den verſchiedenen Zeitpunkten des Krieges mit den ſämmtlichen Reſerven auf 95 bis 100,000 Mann, wozu außerdem noch die Bürgergarden kamen, welche jedoch nur zur Erhaltung der Ordnung in den eigenen Cantonen beſtimmt waren.

Der Befehlshaber des eidgenöſſiſchen Heeres war, wie wir bereits ſagten, der General Dufour, welcher ſich ſchon als Oberſt-Quartiermeiſter ſeit langen Jahren die Achtung und das Vertrauen der Armee erworben hatte; er war bekannt als ein höchſt umſichtiger Soldat, und ausgezeichnet an Tapferkeit, welchen Ruf er denn auch in der Folge genugſam gerechtfertigt hat. Ein Hauptvorzug Dufour's war

die Ruhe und Vorsicht, mit welcher er seine Unternehmen leitete, und die Verschwiegenheit über seine Pläne. In letzter Hinsicht ist eine Anekdote von ihm sehr bekannt geworden. Dufour antwortete nämlich einem seiner Adjutanten, welcher ihn um die Operationspläne im Felde befragte: „Wenn das mein Hemde wüßte, so würde ich es zerreißen!"

Die Ernennung Dufours flößte den verschiedenen Parteien in der Schweiz um so mehr Vertrauen ein, weil er, außer als tüchtiger Soldat, auch als durchaus zur conservativen Partei gehörig, bekannt war. Die Besorgnisse, welche anfangs die Conservativen gehegt hatten, es möchte die radikale Partei in diesem Kriege wieder die Oberhand gewinnen, zerfiel dadurch in sich selbst, und der Sonderbundskrieg verlor dadurch gänzlich den Charakter eines Parteistreites.

Auch die übrigen Befehlshaber der eidgenössischen Armee waren als tüchtige Leute bekannt, und meistens theils selbst Katholiken, theils wenigstens zur conservativen Partei zu rechnen. Bemerkenswerth ist es, daß keinem fremden Militair der Eintritt in das eidgenössische Heer gestattet wurde, obgleich sehr Viele darum gebeten haben. General Dufour sagt sehr richtig, daß die Auflösung des Sonderbundes lediglich eine Nationalsache sei, in welcher man jede Hülfe des Auslandes, möge sie von Einzelnen, oder von ganzen Staaten kommen, von der Hand weisen müsse.

Dufour hatte die Armee in sechs Divisionen getheilt, welche von folgenden Commandeuren befehligt wurden:

Die 1. Division im Waadtlande vom Obersten Rilliet;
die 2. Division in Bern vom Obersten Burkhardt;
die 3. Division in Solothurn vom Obersten v. Donats;
die 4. Division in Aarau vom Obersten Ziegler;

die 5. Diviſion in Zürich vom Oberſten Gmür und
die 6. Diviſion in Teſſin vom Oberſten Luvini.

Die Haltung der eidgenöſſiſchen Truppen war im Allgemeinen eine ausgezeichnete zu nennen; allerdings gingen die Soldaten nicht mit dem finſtern Fanatismus in den Krieg, welcher die Sonderbunds-Truppen beſeelte, aber dennoch wußten ſie, daß ſie für die Einigkeit des Schweizer Vaterlandes kämpften, und waren tief von dem Gefühle für die gute Sache durchdrungen, ſie gingen freudig dem Kampfe entgegen.

Es iſt ſchließlich noch zu bemerken, daß Neuenburg mit außerordentlicher Hartnäckigkeit ſich weigerte, ſein Contingent an Truppen und Geldbeiträgen zu ſtellen; es wollte mit Zuſtimmung des Königs von Preußen eine in dieſem Kriege durchaus ungeſetzliche Neutralität beobachten, indem es hoffte, dieſelbe unter dem Schutze ſeines Fürſten durchſetzen zu können, worin es ſich denn freilich getäuſcht hatte. Auch Appenzell J. R. ließ ſeine Truppen nicht über die Grenze marſchiren; Baſelſtadt hingegen, obgleich es ſtets gegen die Auflöſung des Sonderbundes geſtimmt hatte, fügte ſich der eidgenöſſiſchen Pflicht, wogegen man denn auch gebührende Rückſicht auf Schonung ſeiner militairiſchen Kräfte nahm.

9.

Die erſte Feindſeligkeit, das erſte Blutvergießen fand ſchon am 4. November, an demſelben Tage, ſtatt, wo in Bern von der Tagſatzung der Executionsbeſchluß gegen den Sonderbund ausgeſprochen wurde, und zwar ging der Angriff von den ſonderbündiſchen Truppen des Cantons Uri aus; auf dem St. Gotthard ſollte das erſte Blut fließen.

Der Paß des St. Gotthard und derjenige Theil des

Cantons Teſſin, welcher zwiſchen dem St. Gotthard und Faido liegt, waren für die ſonderbündiſchen Truppen von ganz beſonderer Wichtigkeit, weil durch dieſen Paß die Communikation der übrigen Sonderbundscantone mit Wallis und mit dem Königreich Sardinien hergeſtellt werden konnte; es mußte daher den Eidgenoſſen Alles darauf ankommen, gerade dieſen Punkt zu beſetzen, und es hätte dies mit großer Leichtigkeit geſchehen können, denn den Teſſinern ſtanden über 5000 Mann zu dieſem Zwecke zu Gebote; dennoch unterließen ſie es mit unbegreiflicher Kurzſichtigkeit, deren Folgen ſich erſt ſpäter recht deutlich herausgeſtellt haben.

Der ſonderbündiſche Kriegsrath wußte den Fehler der Teſſiner wohl zu benutzen.

Schon am 4. November rückte ein Bataillon Urner Landwehr, von 4 Geſchützen begleitet, welche von luzerniſchen Artillerie-Offizieren befehligt wurden, auf dem St. Gotthard vor. Gegen Mittag beſtiegen die Truppen die Paßhöhe beim Hospiz, und pflanzten dort ihre Geſchütze in höchſt vortheilhafter Stellung auf; zu gleicher Zeit nahmen ſie das Schutzhaus am Eingang des Tremola-Thales, welches ſchon auf teſſiniſchem Boden liegt, und erweckten durch dieſe Gebietsverletzung im ganzen Teſſin eine allgemeine Wuth und Entrüſtung.

Das erſte Blut, welches vergoſſen wurde, war merkwürdiger Weiſe das eines jungen Mannes, der nur höchſt ungern am Kampfe gegen die Eidgenoſſen Theil genommen hatte, weil er ſelbſt zu der liberalen Partei im Canton Luzern gehörte. Von den Urner Truppen wurde nämlich eine Patrouille von 7 Mann, bei denen ſich auch 3 Offiziere befanden, zur Recognoscirung vorausgeſchickt, und dieſe Pa-

trouille ſtieß auf eine kleine Abtheilung Teſſiner Scharfſchützen, welche augenblicklich aus einem Hinterhalt hervor auf die Sonderbündner feuerten; das erſte Opfer war der Lieutenant Balthaſar von Luzern, der einzige Sohn des Oberſten Balthaſar, der als das Haupt der liberalen Partei in Luzern bekannt war. Außerdem fiel der Lieutenant Arnold von Altdorf, und einem Oberſten wurde das Pferd unterm Leibe getödtet; die Teſſiner Schützen konnten ſich, da ſie mit der Gegend genau bekannt waren, ungefährdet zurückziehen.

Von dieſem Tage an wurden fortwährend zwiſchen den Urner Truppen und den Teſſinern kleine Plänkelgefechte geſchlagen, bei denen bald von dieſer, bald von jener Partei einige Mann fielen; der Nachtheil war indeſſen gewöhnlich auf Seiten der Urner, weil die vom Vortrab des bei Airolo liegenden teſſiniſchen Corps geſendeten Streifpatrouillen ſich ſelbſt nie ins offene Gefecht wagten und meiſtens nur aus ſichern Verſtecken feuerten.

Sobald die Kunde von der Einnahme des St. Gotthards-Paſſes in Uri ſich verbreitet hatte, wurden dort überall die Sturmglocken geläutet, und Verſtärkungen zogen ſowohl von dieſem Canton, als auch von Wallis ſich nach dem St. Gotthard zuſammen, um von dort aus mit den ſchon daſelbſt befindlichen Truppen einen Ausfall nach Teſſin zu machen. Die Sonderbündner hofften in dem völlig katholiſchen Cantone Sympathien für ihre Sache zu finden, und bemühten ſich deshalb eifrigſt, aber ohne einen günſtigen Erfolg, im Canton Teſſin folgende Proklamation zu verbreiten: „Der Kriegsrath der ſieben verbündeten katholiſchen Stände an das Volk des Cantons Teſſin. Getreue, liebe Eidgenoſſen! Mitten im Frieden hat Eure Regierung in höchſt un-

gebührlicher Weiſe ſich einer Sendung von Kriegsmunition und in derſelben des Eigenthums unſerer verbündeten Mitſtände Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug bemächtigt. Dieſe Eure Regierung hat ferner uns Allen den Krieg erklärt, weil wir uns gegenſeitig zu beſſerer Vertheidigung unſeres Gebietes, unſerer Souveränetät und unſerer heiligen Religion verbündet haben. Um nun eines Theils unſer Eigenthum wieder an uns zu bringen, andern Theils uns vor einem ungerechten Angriff ſicher zu ſtellen, laſſen wir Eure Grenze auf dem Gotthard beſetzen. Gegen Euch hegen wir keinerlei feindliche Abſichten; wir lieben und achten Euch als Bundesbrüder und Katholiken. Vereinigt Euch mit uns, und wir werden Euch immer als Brüder anſehen. Gott beſchütze Euch und uns Alle. Luzern am Tage Allerheiligen im Jahre 1847. Namens des Kriegsrathes, der Präſident Siegwart Müller. Der Staatsſchreiber B. Meier."

Dieſe Proklamation hatte in keiner Weiſe die Wirkung, welche die Sonderbündner erwarteten, denn die Gebietsverletzung des Cantons Teſſin hatte auch die katholiſche Bevölkerung deſſelben auf's Aeußerſte empört, und es ſammelten ſich daher fortwährend Freiwillige, um ſich den Scharfſchützen-Compagnien anzuſchließen.

General Dufour war während dieſer Zeit nicht müßig geweſen. Sobald er die Einnahme des St. Gotthards durch die Urner Truppen erfuhr, ertheilte er dem Oberſt Luvini den Befehl, mit der 6ten Diviſion nach dem St. Gotthard vorzurücken, um die Urner aus ihrer vortheilhaften Poſition zu vertreiben. Luvini nahm ſein Hauptquartier zu Faido.

Die Graubündner Truppen ſollten während dieſer Bewegung Luvini's die Urner Truppen von der andern Seite

angreifen, und würden, wenn die Befehle Dufours pünktlich befolgt worden wären, den St. Gotthards-Paß wieder für die Eidgenoſſen gewonnen haben.

Alle dieſe Maßregeln wurden aber unausführbar durch die außerordentliche Langſamkeit und Schwerfälligkeit, mit welcher die Truppen von Glarus und Graubünden vorrückten; ehe ſie zum Angriff kamen, waren die öſtlichen Gebirgswege der ungünſtigen Winterwitterung wegen unbrauchbar geworden, und Luvini mußte ſich deshalb darauf beſchränken, den Canton Teſſin zu vertheidigen, da ein einſeitiger Frontangriff von Teſſin aus auf den St. Gotthard nutzlos erſchien.

Am 8. und 10. November wurden von den Teſſinern einige Angriffe auf die ſonderbündiſchen Truppen gemacht, aber ohne beſondere Wirkung. Dagegen entſchied ein am 17. von den Urnern und Walliſern gewagter Ausfall das Schickſal des Krieges für den Canton Teſſin.

Es war ein trüber, naßkalter und nebeliger Tag, als die ſonderbündiſchen Truppen ſich plötzlich auf die vollſtändig ſorgloſen, keinen Angriff erwartenden Teſſiner ſtürzten, deren Reihen, von der wahnſinnigſten Furcht ergriffen, ſich augenblicklich auflöſten. Das ganze Corps ergriff trotz der Anſtrengungen der Offiziere die Flucht, und ſammelte ſich erſt in der Gegend von Bellenz wieder.

Die Teſſiner waren ſo merkwürdig unvorbereitet geweſen, daß ſie nur ein einziges Geſchütz zu ihrer Vertheidigung aufgeſtellt hatten und daß die Höhen, welche Airolo beherrſchen, von den Sonderbündnern genommen waren, ehe die Teſſiner nur irgend an einen Angriff dachten.

So drangen denn die ſonderbündiſchen Truppen, faſt ohne Widerſtand zu finden, bis Faido vor, indem ſie die

Feinde in wilder Flucht vor sich herjagten, erst am Ausgange des Liviner Thals stellten sich die Tessiner vor Bellenz an der Moesabrücke wieder auf und verschanzten sich daselbst. Sechs Geschütze wurden zum Schutze der Schanze aufgefahren. Die Vorhut der Tessiner wurde bis Clara und Molinaccio, ungefähr sechs Stunden von Faido, vorgeschoben, außerdem aber auch eine lange Linie von Vorposten aufgestellt. Hier erwarteten die Tessiner Truppen die Hülfscorps, welche ihnen aus Graubünden, dem Thurgau und St. Gallen versprochen worden waren.

In Tessin hatten also die Sonderbündner einen vollständigen Sieg davon getragen, sie hatten denjenigen Theil des Cantons erobert, welcher für sie von der höchsten Wichtigkeit war, weil er die Verbindung der Sonderbundscantone mit Wallis und Sardinien leicht machte und für den Fall eines Rückzuges sicherte.

10.

Während im Süden der Schweiz, in Tessin, der Kampf schon im vollen Gange war, bereiteten sich die übrigen Cantone noch fortwährend zum Kriege vor, besonders diejenigen Sonderbundscantone, welche den Angriff am meisten befürchteten. In Freiburg, Luzern und Zug wurden alle Wege, alle Straßen ungangbar gemacht, Brücken wurden verbrannt, Gräben über die Wege gezogen und Minen darunter angelegt, um sie, im Falle des Angriffs, mit den Feinden in die Luft zu sprengen, die Wälder wurden niedergeschlagen und mittelst der Bäume Verhaue über die Straße gezogen; kurz, kein Opfer wurde gescheut, um die Cantone in möglichst guten Vertheidigungszustand zu setzen, ein unbefangener Zu-

ſchauer der ganzen Begebenheiten hätte glauben müſſen, die Sonderbundscantone würden bis zum letzten Tropfen Blutes kämpfen, und ein Monate, vielleicht Jahre langer Krieg ſtände der Schweiz bevor.

Nicht blos die Männer, ſondern auch die Frauen nahmen an den Vorbereitungen zu dem Kriege Theil, auch ſie wurden fanatiſirt durch die unwürdigen Künſte der Jeſuiten; ſo bildete ſich in Luzern ein Frauen-Verein, welcher den Zweck hatte, überall zu ſpioniren, wo eine für die Jeſuiten ungünſtige Stimmung ſich kundgab; die eingegangenen Nachrichten wurden dem Verhörrichter Ammann überbracht und von dieſem auf das Schmählichſte benutzt. Alle irgend freidenkenden Männer der Stadt Luzern wurden eingezogen, ſo daß die Gefängniſſe bald förmlich überfüllt waren.

Aber auch in anderer, edlerer Weiſe wirkten die Frauen, indem ſie ſich vereinigten, um für Charpie und Bandagen der Verwundeten zu ſorgen, und für die im Felde ſtehenden Männer warme Kleidungsſtücke zu verfertigen.

Auch in den übrigen Cantonen war man nicht müßig, auch dort bereitete man ſich mit Ernſt zum Kampfe vor. Die Milizen wurden überall eingezogen und in den Waffen geübt. General Dufour zögerte mit dem Angriffe, um ſpäter deſto ſicherer, energiſcher verfahren zu können.

Dufour war ein ſchlauer Taktiker, er wußte ſehr wohl, daß der Schweizerſoldat, der eben Frau und Kinder verlaſſen hat, nicht mit dem freudigen Muth in den Kampf zieht, der zum Siege ſo unumgänglich nothwendig iſt, und deshalb zögerte er, um erſt in dem wilden, unruhigen Treiben der Märſche, der Vorbereitung zum Kampfe, die Soldaten der Gedanken an die Heimath zu entfremden.

Am 5. November erließ General Dufour eine Proclamation an die Armee, welche bezeichnend iſt für die edle Art, mit der er den Krieg zu führen beabſichtigte. Sie lautet folgendermaßen: „Eidgenöſſiſche Wehrmänner! Nach der Proclamation, welche die hohe Tagſatzung ſelbſt an Euch richtete, habe ich in dieſem feierlichen Augenblick nur noch einige Worte an Euch zu ſprechen. Ihr ſeid berufen, den Beſchlüſſen unſerer oberſten Bundesbehörde Vollziehung zu verſchaffen, und werdet zu dieſem Ende bald Eure Quartiere verlaſſen. Es hat dieſe hohe Behörde das vaterländiſche Banner entfaltet, um das ſich alle Eidgenoſſen ſchaaren ſollen. Vergeſſet nie, daß es Eure heiligſte Pflicht iſt, dieſes Banner mit aller Macht und mit Eurem Herzblute zu vertheidigen. Das Vaterland ruft Eure Mitwirkung und die Kraft Eurer Arme an, und fordert Euch auf, einem Zuſtand von Mißbehagen und Beunruhigung ein Ende zu machen, der nicht länger dauern darf, wenn die Schweiz nicht ihrer Auflöſung entgegengehen ſoll. Das Vaterland zählt auf Eure Hingebung, und Ihr werdet ſeine Erwartung nicht täuſchen. Wehrmänner! Ihr müßt aber aus dieſem Kampfe nicht nur ſiegreich, ſondern auch vorwurfsfrei hervorgehen. Man ſoll nachher von Euch ſagen müſſen, daß Ihr überall, wo es Noth that, wacker gekämpft, aber auch wieder Euch menſchlich und großmüthig gezeigt habt. Ich ſtelle daher unter Euern beſondern Schutz die Kinder, die Greiſe und die Diener der Kirche. Wer ſeine Hand an Wehrloſe legt, entehrt ſich ſelbſt und befleckt ſeine Fahne. Gefangene und Verwundete verdienen um ſo mehr Euer Mitgefühl, als ſchon viele von Euch mit denſelben zuſammen in eidgenöſſiſchem Dienſt geſtanden ſind. Ihr werdet nirgends nutzloſe Zerſtörungen auf den Feldern anrichten,

und geduldig die augenblicklichen Entbehrungen zu ertragen wiſſen, welche die Jahreszeit mit ſich bringt, und die eintreten werden, wenn auch Alles aufgeboten wird, um Euch dieſelben zu erſparen. Eure Anführer werden alle Beſchwerden mit Euch theilen; hört auf ihre Stimme und befolgt das Beiſpiel, welches Sie Euch geben werden. Es liegt oft mehr Verdienſt darin, die Mühſeligkeiten und Entbehrungen des militairiſchen Lebens mit Geduld zu ertragen, als ſeinen Muth auf dem Schlachtfelde zu entfalten. Wenn aber Alles erfolgt, wie ich es hoffe, ſo kann der Feldzug, den wir vorhaben, nicht lange dauern, und Ihr werdet mit dem ſchönen Bewußtſein in Eure Heimath zurückkehren, eine hohe Pflicht erfüllt und dem Vaterlande einen wichtigen Dienſt geleiſtet zu haben, daß es ſich wieder in einer Stellung befindet, in welcher es, wenn es Noth thut, ſeine Unabhängigkeit und ſeine Neutralität mit Nachdruck behaupten könne.

Bern, den 5. November 1847.

Der Oberbefehlshaber G. H. Dufour."

Die Vorbereitungen wurden in der ganzen Schweiz überall ernſter und ernſter, wohin man auch kam, war Alles unter den Waffen; aber trotz dem war es merkwürdig, daß ſich, ausgenommen in einigen der fanatiſirteſten Cantone, zwiſchen den ſich feindlich gegenüberſtehenden Heeren kein ſo erbitterter Haß zeigte, wie es ſonſt bei Bürgerkriegen gewöhnlich iſt. Es gab im Gegentheil der heitern und freundlichen Scenen ſehr viele, es war etwas ſehr Gewöhnliches, die Vorpoſten der beiden feindlichen Heere zuſammen tanzen, ſcherzen und ſingen zu ſehen, ganz, als ob ſie nur parademäßig ſich feindlich gegenüber ſtänden; freilich kam es oft genug nach ſolchen heiteren Feſten, an denen beide Parteien

Theil nahmen, auch zu kleinen Plänkel-Gefechten, bei denen einige Mann fielen.

Die erste offene Feindseligkeit ging auch im nördlichen Theile der Schweiz wieder von den Sonderbunds-Cantonen aus.

Der südliche Theil des Cantons Aargau, welcher fast rein katholisch ist, zieht sich in einem schmalen Striche herab zwischen die beiden sonderbündischen Cantone Zug und Luzern; auf diesen Strich (die Frei-Aemter) hatten die Sonderbündner vorzüglich gerechnet, da sie schon seit langer Zeit durch Emissaire und Flugschriften die katholische Bevölkerung aufzureizen sich Mühe gaben. Hier sollte der erste Angriff geschehen.

In Klein-Dietwyl war ein vorgeschobener Posten des Bataillons Fäst unter dem Hauptmann Fierz. Diesen Posten griff ein Bataillon Luzerner am Morgen des 10. Novembers an und überrumpelte ihn leicht; der Handstreich glückte, ohne das geringste Blutvergießen, denn der eidgenössische Hauptmann war so unvorsichtig gewesen, nicht einmal Schildwachen auszustellen, und so kamen denn die Luzerner im dichten Nebel näher, ohne im Geringsten bemerkt zu werden, und fanden die sämmtlichen Officiere gemüthlich frühstückend im Pfarrhause. Das Pfarrhaus wurde umzingelt und die Gewehre des Postens, welche unbewacht zusammengestellt standen, wurden genommen; es blieb daher den Zürchern nichts übrig, als sich zu ergeben. Es kamen im Ganzen in die Gefangenschaft der Luzerner vier Officiere und vierzig Mann, bei denen sich auch zwei Deserteure aus Luzern befanden.

11.

Der leichte und glückliche Erfolg ermuthigte die Sonderbündner, ſie beſchloſſen eine größere Unternehmung gegen die Aargauer auszuführen, und rückten am 12. November, des Morgens, in 3 Colonnen gegen den Aargau vor. Die erſte Colonne, welche aus 4 Bataillonen Infanterie und 2 Batterieen, unter den Befehlen des Oberſten Salis, beſtand, marſchirte am früheſten Morgen von Klein-Dietwyl über Syns, Mühlau und Meriſchwanden, von wo ſie ſich rechts gegen Rikenbach wendete. Es war ein außerordentlich nebeliger Morgen, ſo daß die Eidgenoſſen, welche die Schiffbrücke über die Reuß, zwiſchen Rikenbach und Lunnern, bewachten, von dem Zuge nichts merken konnten; nur einige Bauern, welche jenſeits der Reuß lagerten, hatten Geräuſch gehört. Einer derſelben entſchloß ſich kurz, er ſchwamm trotz des kalten Wetters über den Fluß und brachte nach kurzer Zeit den eidgenöſſiſchen Truppen die Nachricht, daß die Luzerner im Anmarſch ſeien.

Augenblicklich wurde beſchloſſen, daß die, unterm Hauptmann Scheller ſtehende, eidgenöſſiſche Batterie, welche in Bonſtetten lagerte, mit 3 Compagnieen Fußvolk und 1 Compagnie Scharfſchützen über die Brücke gehen ſollte, um der auf dem anderen Ufer ſtehenden Diviſion Ziegler zu Hülfe zu eilen.

Der Beſchluß wurde ſofort ausgeführt und die Zürcher Batterie eröffnete ein energiſches Feuer auf die Sonderbündner, welche für den Augenblick zurückwichen, dann aber zum Angriff ſchritten. Jetzt mußten die Eidgenoſſen ſich über die Brücke zurückziehen, während die Sonderbündner das linke

Ufer besetzten, die beiden Batterieen aufstellten, um die gegenüberstehenden Feinde zu beschießen.

Es kam jetzt darauf an, die Brücke möglichst schnell abzubrechen, um den Sonderbündnern das weitere Vordringen abzuschneiden; dies Geschäft war außerordentlich schwierig, denn die sonderbündischen Bataillone richteten ihr volles Feuer auf diese Brücke; trotzdem aber unternahmen die eidgenössischen Ingenieure das kühne Wagstück, und führten es glücklich zu Ende. Sie brachen die Brücke am linken Ufer der Reuß ab und brachten sie hinüber nach dem rechten Ufer; es wäre ihnen dies indessen wohl kaum gelungen, wenn ihnen nicht die zürchersche Batterie Scheller mit einem außerordentlich kräftigen und wohlgezielten Feuer auf die sonderbündische Artillerie zu Hülfe gekommen. Gleich bei den ersten Schüssen wurde ein sonderbündisches Geschütz demontirt und mehrere Trainpferde fielen.

Die Sonderbündner boten nun Alles auf, um die Brücke zu gewinnen und die Eidgenossen durch ein heftiges Feuer zu zwingen, das rechte Ufer der Reuß zu räumen; aber vergeblich. Die Zürcher hielten tapfer aus, sie ließen sich trotz des heftigen Feuers nicht zurückschrecken; zu bemerken ist indessen auch, daß nach der Aussage eidgenössischer Officiere die Sonderbündner eine merkwürdige Ungeschicklichkeit im Zielen zeigten, fast alle ihre Schüsse waren zu hoch gerichtet, während die zürcher Batterie außerordentlich richtig und wirksam feuerte. Hätten die Luzerner niedriger gehalten, dann würden die eidgenössischen Truppen bei ihrer ungünstigen Stellung wahrscheinlich zurückgetrieben oder völlig vernichtet worden sein.

Nach einem halbstündigen Kampfe mußten sich die Son-

verbündner mit einem bedeutenden Verluſte zurückziehen, aber auch die Zürcher hatten bedeutend gelitten.

Dieſes erſte ſiegreiche Gefecht für die Eidgenoſſen gab einen glänzenden Beweis, wie unrichtig der eitle Glaube der Sonderbundscantone ſei, daß die eidgenöſſiſchen Truppen ſich ohne Begeiſterung und daher auch ohne Tapferkeit ſchlagen würden. Die Zürcher hatten den wichtigen Poſten an der Reuß gegen eine mehr als dreifache Uebermacht, trotz ihres bedeutenden Verluſtes von 29 Todten und Verwundeten, gehalten, ſie hatten eine heldenmüthige Bravour gezeigt; denn ſelbſt die Verwundeten traten, wenn ſie nicht vollkommen unfähig waren, ihre Waffen ferner zu führen, nicht aus den Reihen der Kämpfer, höchſtens zogen ſie ſich auf einige Minuten zurück, um ſich erſt verbinden zu laſſen; ſo zeigte ſich denn auch am Ende des Kampfes, daß die meiſten Verwundeten drei, vier, ja fünf, mehr oder weniger ſchwere Wunden hatten; auf der Stelle todt waren nur 5 geblieben.

Auch die Landleute aus den umliegenden Dörfern zeigten eine heldenmüthige Aufopferung für die eidgenöſſiſche Sache, ſie ſetzten ſich ohne Scheu dem heftigen Feuer aus, um fortwährend die Todten oder ſchwer Verwundeten von dem Kampfplatze fortzutragen.

Zu derſelben Zeit fand ein zweites Treffen bei Muri ſtatt. Die Abſicht der Sonderbündner war, Muri ſollte genommen, das aargauiſche Frei-Amt dadurch für den Sonderbund gewonnen und das Kloſter Muri wieder hergeſtellt werden.

Zu dieſem Zwecke zog des Morgens gegen 9 Uhr eine andere Abtheilung Sonderbündner, aus vier Bataillonen und einer Batterie beſtehend, unter dem Oberſten Elgger vom Hitz-

kircher Thale über die aargauische Grenze. Zwei Compagnieen dieser Abtheilung weigerten sich indessen, einen Einfall in den Aargau zu machen, und mußten deshalb zurückgelassen werden. Sie zogen über Meienberg und Sarmensdorf, von Aargauer Deserteuren geführt, gegen Muri, wo 4 Compagnieen Aargauer standen. Diese befanden sich in einer äußerst üblen Lage, sie waren beinahe völlig eingeschlossen, aber dennoch verzagten sie nicht, sondern warfen sich mit voller Kraft den Sonderbündnern entgegen, ehe diese sich noch zu einem Angriffe vollständig hatten aufstellen können. Die Sonderbündner wurden gänzlich zurückgetrieben und standen erst nach einiger Zeit wieder still. Als nun die Aargauer umkehrten, wurden sie von den sonderbündischen Truppen verfolgt; das war aber gerade ihre Absicht, denn während des Angriffs hatte eine Aargauer Batterie unter dem Hauptmann Fischer sich aufgestellt, welche die Sonderbündner mit einem heftigen Kartätschenfeuer empfing.

Der Kampf wogte etwa eine Stunde hin und her, dann aber mußten die Sonderbündner sich in der größten Unordnung und mit bedeutenden Verlusten zurückziehen; um 4 Uhr Nachmittags war der Kampf beendet, denn die Aargauer Truppen waren zu schwach, um die Sonderbündner verfolgen zu können. Auch sie hatten nicht unbedeutende Verluste gehabt, so war z. B. der tapfere Hauptmann Fischer gefallen, der durch das rechtzeitige Einwirken mit seiner Artillerie hauptsächlich den Sieg der Eidgenossen bewirkt hatte.

Ein drittes Treffen endlich wurde zur gleichen Zeit bei Rhynach-Menzikon geliefert, aber mit eben so unrühmlichen Erfolgen für die Sonderbündner, welche ebenfalls zurückgedrängt wurden und nichts anderes leisteten, als daß sie in

einem aargauiſchen Dorfe durch Granaten ein Haus in Brand ſteckten. Schon am 13. November war der ganze Aargau wieder frei von ſonderbündiſchen Truppen; die geringen eidgenöſſiſchen Streitkräfte im Aargau hatten einen glänzenden Sieg erfochten gegen eine über 12,000 Mann ſtarke ſonderbündiſche Heeresmacht, und dieſer Sieg gewann eine ganz beſonders hohe Wichtigkeit durch den moraliſchen Einfluß, welchen er auf beide Armee'n hatte.

Die Sonderbündner, welche beſtimmt gehofft hatten, die lebhafteſten Sympathieen im Aargau zu finden, fühlten ſich getäuſcht und durch die Niederlage entmuthigt; die Eidgenoſſen hingegen hatten neue Kraft, neuen Muth gewonnen durch einen Kampf, der unter ſo ungünſtigen Anzeichen begonnen, aber mit einem glänzenden Siege geendet hatte.

13.

Während ſo im Norden der Schweiz, im Aargau, die Sonderbündner den Kampf eröffneten, aber ſchimpflich beſiegt wurden, brach auch im Weſten der Krieg aus. Der General Dufour, der es ſich zum Prinzip gemacht hatte, möglichſt ruhig, mit möglichſt wenigem Blutvergießen die ſonderbündiſchen Cantone zu unterwerfen, concentrirte die eidgenöſſiſche Armee zuerſt gegen Freiburg, um zuvörderſt dieſen von dem übrigen Sonderbund abgetrennten Canton völlig zu unterwerfen, dann aber wieder ſich mit voller Kraft gegen Luzern und die übrigen Cantone zu wenden.

Der Canton Freiburg liegt im Weſten der Schweiz, iſt öſtlich von Bern, nördlich von Neuenburg und dem Neuen-

burger See, weſtlich und ſüdlich von Waadt umgeben *). Der nördliche Theil des Cantons, in welchem der reformirte Bezirk Murten liegt, iſt ziemlich eben; der ſüdliche hingegen gebirgig. Der Canton wird durchſtrömt von der Saane, welche in einem tiefen Felſenbett dahin fließt.

Der Bezirk Freiburg iſt zum Theil deutſch, zum Theil franzöſiſch, und zwar liegt der deutſche Bezirk zwiſchen der Saane und einem Nebenfluß derſelben, der Senſe, welche die Grenze mit Bern bildet; der ganze Canton hat eine Einwohnerſchaft von etwa 84,000 Katholiken und 12,000 Reformirten.

Die Truppenmacht des Cantons Freiburg war nicht unbedeutend, ſie beſtand aus 8 Bataillonen Infanterie, 2 Kavallerie-Compagnieen und 36 Geſchützen; außerdem kam dazu der Landſturm, welcher vielleicht den Kern der militairiſchen Macht des Cantons Freiburg bildete, denn er beſtand aus allerdings unordentlich, aber gut bewaffneten und auf das furchtbarſte fanatiſirten Landleuten, welche bereit waren, Gut und Blut, Leib und Leben für den Sonderbund zu opfern.

Der Befehlshaber der Truppen war der durch Tapferkeit und Umſicht rühmlichſt bekannte Oberſt Maillardoz, dem noch mehrere ausgezeichnete Officiere untergeordnet waren, de Money und Albier, Leute, deren Tapferkeit auf dem Schlachtfelde erprobt war. An der Spitze der Regierung ſtand der Oberſchultheiß Fournier, ein Mann von großen Talenten.

Die Truppenmacht des Cantons war faſt gänzlich in der

---

*) Der gütige Leſer möge die Karte vergleichen, um eine klare Ueberſicht des Kriegsſchauplatzes zu gewinnen.

Umgebung von Freiburg, der Hauptſtadt des Cantons, concentrirt, und es ſchien daher, als würde hier den Eidgenoſſen ein äußerſt blutiger Kampf bevorſtehen, denn die Stadt war durch Natur und Kunſt ſtark befeſtigt.

Freiburg liegt an der Saane, welche es in einem tiefen Felſenbette halb umſchließt; es iſt außerdem umgeben von Mauern und Gräben, welche über Felſenhügel hinlaufen. Die nächſten Felſenhügel an der Stadt, ſo wie alle nach denſelben führenden Wege, waren durch furchtbare Minen untergraben und durch Verhaue ungangbar gemacht. In dieſe Feſtung hatten ſich faſt ſämmtliche waffenfähige Männer des Landes zurückgezogen, um hier den Angriff des Feindes zu erwarten.

Die ganze Schweiz ſah mit Spannung auf den Kampf, der ſich hier entwickeln ſollte; man mußte wohl glauben, daß er ein äußerſt blutiger werden würde, denn nirgends hatten die Jeſuiten einen größern Einfluß, in keinem Canton hatten ſie mehr zu verlieren.

13.

Am 9. und 10. November begannen die Eidgenoſſen ihren Einmarſch in den Canton Freiburg; die Truppen waren in einem großen Halbkreiſe gegen Freiburg hin gerichtet, und bemühten ſich, ſich nach der Stadt hin zu concentriren, indem ſie von St. Denis, Stäffis, Lauten und Murten ziemlich zu gleicher Zeit regelmäßig vorrückten. Den 12. ſtanden ſie, 25,000 Mann ſtark, vor der Stadt; es waren beſonders Truppen von der weſtlichen Schweiz verwendet worden.

Der Marſch ging mit großer Regelmäßigkeit vor ſich, die Eidgenoſſen bewährten dabei den beſten Geiſt militairiſcher Disciplin und Duldſamkeit gegen die Bewohner des Landes.

Sie fanden faſt nirgends einen kämpfenden Feind, überall waren die Dörfer und Flecken verlaſſen von den kampffähigen Männern, nur Weiber und Kinder empfingen die Armee und warfen ſich zu den Füßen der Soldaten nieder, indem dieſelben baten, da ſie doch einmal ſterben müßten, ihnen wenigſtens einen leichten und ſchmerzloſen Tod zu gewähren.

Mit Schmerz und Staunen hörten die biedern und herzlichen Schweizer, welche von jeder ähnlichen Grauſamkeit weit entfernt waren, dieſes Flehen, und waren hoch entrüſtet über die Verleumdung, welche die katholiſche Geiſtlichkeit gegen ſie ausgeſprengt hatte; ſie ließen ſich leider im Unwillen hierüber verleiten, diejenigen Geiſtlichen, welche ſie in ihren Kirchſpielen noch vorfanden, gefangen zu nehmen und als Geißel nach dem Waadtlande zu ſchicken.

Man hat hieraus den eidgenöſſiſchen Truppen einen großen Vorwurf gemacht, aber wahrlich mit Unrecht; denn es möchte wohl ſelten genug vorkommen, daß eine Armee beim Marſche durch Feindes Land nicht größere Unregelmäßigkeiten beginge.

In der Nacht vom 12. zum 13. kampirte die eidgenöſſiſche Armee vor Freiburg; längs der Senſe und Saane leuchteten die Wachtfeuer der Eidgenoſſen und nicht weit von ihnen, deutlich ſichtbar, die der Freiburger. Der beſte Geiſt herrſchte trotz des kalten Regenwetters, welches die ganze Nacht andauerte, unter den Truppen, und obgleich die jungen, kampfungewöhnten Schaaren mit Beſtimmtheit für den folgenden Tag ein blutiges Zuſammentreffen erwarteten, obgleich ſie durch die Strapazen der in dem Regenwetter zurückgelegten Märſche ermüdet waren, blieben ſie doch fröhlich und wohlgemuth.

Am 13. November vollendete die erſte Diviſion, welche von Bulle und Romont vorgerückt war, die Einſchließung der Stadt; es war dieſe Diviſion etwas ſpäter gekommen, weil ihr Marſch durch die vielen Minen, Gräben und Verhaue, die ſich auf allen Wegen vorfanden, aber nirgends irgend kraftvoll vertheidigt wurden, etwas verzögert worden.

Am 13. November ließ der General Dufour, während er die ſchwere Artillerie bei Belfaux vorrückte, die Armee noch enger um die Stadt concentrirte und Alles zum Angriff vorbereitete, eine Aufforderung an die Freiburger Regierung ergehen, daß dieſelbe freiwillig in ihre Pflichten gegen die Eidgenoſſenſchaft zurückkehren möchte. Die Regierung befragte die Truppen-Chefs um ihre Anſicht, ob die Stadt wohl gegen die feindliche Armee zu halten ſein möchte, und erhielt von den meiſten den Rath, auf günſtige Bedingungen hin zu kapituliren; ſie konnte ſich indeſſen dazu noch nicht völlig entſchließen, da ſie noch fortwährend auf Hülfe von außen hoffte, und bat daher nur um einen Waffenſtillſtand, welchen Dufour auch bis zum Sonntag, den 14., Morgens 7 Uhr, gewährte.

Der Sonnabend verging daher ziemlich ruhig, mit Ausnahme eines einzigen Gefechtes, welches die Diviſion Rilliet gegen die Forts Bertigny und Ginget lieferte, weil er von dem Waffenſtillſtande nicht unterrichtet worden war; einige Freiburger Vorpoſten hatten auf die eidgenöſſiſchen Truppen geſchoſſen, und in Folge deſſen griff Rilliet mit ſeiner Diviſion die genannten Forts an, wurde von einem lebhaften Feuer empfangen, warf aber kräftig vorſchreitend den Feind auf die Stadt zurück.

Die Nacht vom 13. zum 14. kampirten die eidgenöſſiſchen

Truppen abermals im Freien, mit derſelben muſterhaften Ordnung und Ruhe, wie in der vorigen Nacht. So kam der Morgen.

Dufour ließ ſeine ſämmtlichen Truppen ſich zum Angriff rüſten. Batterieen wurden zu einem Flankenangriff aufgeführt und Alles zu einem Bombardement der Stadt vorbereitet, da erſchienen um halb 7 Uhr die Freiburger Parlamentaire im eidgenöſſiſchen Lager; ſie bewilligten die Uebergabe der Stadt, wollten aber anfangs die Waffen behalten. Mit den Verhandlungen über dieſen Punkt zog ſich die Uebergabe bis gegen 10 Uhr hin, dann aber wurde folgende Capitulation im Hauptquartier zu Belfaux abgeſchloſſen:

1) Die Regierung verpflichtet ſich unbedingt, förmlich dem Sonderbund zu entſagen.
2) Die eidgenöſſiſchen Truppen nehmen im Laufe des Tages Beſitz von der Stadt Freiburg, indem ſie am Morgen zuerſt die äußern Forts beſetzen, dann die Thore der Stadt, hierauf die inneren Poſten.
3) Die Stadt wird die erforderlichen Logis und Lebensmittel, gemäß der eidgenöſſiſchen Reglements, liefern.
4) Die Regierung von Freiburg wird unverzüglich die Truppen entlaſſen. Die Waffen des Landſturms müſſen im Zeughaus deponirt und ein Inventar darüber aufgenommen werden, welches der eidgenöſſiſchen Behörde zu übergeben iſt.
5) Die eidgenöſſiſchen Truppen werden alle beſetzten Poſten beziehen, die Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums garantiren und die Behörden in der Erhaltung der öffentlichen Ordnung kräftig unterſtützen.

6) Sollten Umſtände ſich erheben, die nicht ins militairiſche Gebiet gehören, ſo unterliegen ſie dem Entſcheide der hohen Tagſatzung.

So hatte ſich alſo Freiburg ergeben, ohne irgend beträchtlichen Widerſtand, ohne von den furchtbaren Vertheidigungsmitteln Gebrauch zu machen, welche es mit gänzlicher Verachtung der Intereſſen ſeiner Einwohnerſchaft aufgeboten hatte; es hatte ſich ergeben, obgleich es vor wenigen Tagen noch in den unzähligen Proclamationen die Betheurung ausgeſprochen, es werde kämpfen bis auf den letzten Mann, und würdig der tapferen Vorväter für Freiheit, Selbſtſtändigkeit und Religion, den letzten Blutstropfen verſpritzen. Alle jene großartigen Vertheidigungsmaßregeln, jene Gräben, Dämme und Minen, welche überall das Land durchſchnitten und den Verkehr für längere Zeit hinderten, waren vergeblich geweſen. Freiburg war ohne Widerſtand gefallen, ſeine Regierung hat es der Eidgenoſſenſchaft in die Hände geliefert, eben jene Regierung, welche die ganze Schuld trug an dem Bunde des Cantons, ſie hatte das Volk im Stiche gelaſſen und flüchtete ſich feige, als ſie ſich in ihren Hoffnungen, Unterſtützungen von außerhalb zu erhalten, betrogen ſah.

Ueber die Berathungen, welche die Regierung zu dieſem Schritte veranlaßten, iſt noch Folgendes zu bemerken: Der Staatsrath hatte in einer Sitzung den General Maillardoz befragt, ob er mit Erfolg werde Widerſtand leiſten können, und darauf folgende Antwort erhalten: Der General habe ganz ſicher auf die Hülfe der kleinen Cantone zu Gunſten Freiburgs gerechnet, allein dieſe haben nichts gethan und Freiburg müſſe der eidgenöſſiſchen Uebermacht gegenüber unterliegen;

wenn aber der Staatsrath befehle, so werde er als braver Soldat seine Pflicht thun und kämpfen.

Auch die übrigen Officiere erklärten, ihre Truppen seien zwar vom besten, sogar von einem bewunderungswürdigen Geist erfüllt, und würden kämpfen, bis der letzte Mann gefallen sei, aber dieser Kampf würde ein vergeblicher sein und sie müßten sich daher der Meinung des General Maillardoz anschließen; nur der General Morez, der Artillerie-Chef Ammann, der Platzcommandant Weck, sprachen mit feurigen Worten dafür, daß Freiburg sich bis aufs Aeußerste vertheidige.

In Folge dessen wurde der Waffenstillstand beschlossen, und von diesem Augenblicke an herrschte eine wunderbare Rath- und Thatlosigkeit im Staatsrathe, welcher in der Nacht sich endlich völlig auflöste und eine Commission zur Unterhandlung mit dem eidgenössischen Heere ernannte; aber auch diese Commission war nicht einmal zusammenzubringen; alle diese Männer des alten Systems wagten es nicht, noch ferner an den Regierungsgeschäften Theil zu nehmen, denn sie fühlten sich dem Hasse und der Verachtung des Volkes verfallen. In Folge dessen übergab man zwei Freiburger Bürgern die Vollmacht, mit dem eidgenössischen Heere zu unterhandeln; die Regierungsmitglieder zogen sich zurück und suchten sichere Verstecke auf, um sich dort vor der Volkswuth zu verbergen. Auch General Maillardoz nahm seinen Abschied, da er nicht glaubte, noch ferner etwas wirken zu können.

14.

Als die Nachricht von der Capitulation in der Stadt selbst bekannt wurde, erregte sie unter der jesuitisch gesinnten

Partei, unter den vielen in der Stadt befindlichen, aufs Aeußerſte fanatiſirten Landſtürmern, eine furchtbare Aufregung. „Wir ſind verrathen, wir ſind verkauft!“ ſo ſchrieen ſie wüthend, es wurde Generalmarſch geſchlagen und ein Volkshaufen zog vor die Kanzlei, um dort die Annullirung der Capitulation zu fordern; nur mit äußerſter Anſtrengung gelang dem Biſchof, die wildaufgeregten Maſſen einigermaßen zu beruhigen und ſie zu bewegen, die Waffen niederzulegen, die Capitulation anzunehmen und ſich dem Einmarſch der Truppen nicht mit einer Gewalt zu widerſetzen, welche nur blutige Niederlage, niemals aber einen Sieg zur Folge haben könnte.

Andererſeits aber erfüllte die Nachricht der Capitulation den größten Theil der eigentlichen Bewohner von Freiburg mit überſchwenglicher Freude. Dieſe, welche meiſtens zur freiſinnigen Partei gehörten, hatten ſchon lange Jahre unter dem drückenden Joche der Jeſuiten gelitten, und ſahen ſich nun endlich von demſelben befreit; ſie hatten ſich nur mit Widerſtreben den Beſchlüſſen ihrer Regierung unterworfen und dem Sonderbund angeſchloſſen, und erwarteten daher mit unendlichem Jubel den Einmarſch der eidgenöſſiſchen Truppen.

So ſtanden ſich alſo in Freiburg ſelbſt zwei feindlich geſinnte Parteien gegenüber, die alte Regierung war geflohen, eine neue noch nicht ernannt, und es herrſchte daher von dem Augenblicke der Capitulation an in der Stadt die vollſtändigſte Anarchie.

Am Nachmittage gegen halb 2 Uhr fand der Einmarſch der eidgenöſſiſchen Truppen, der in doppelten Gliedern gegen zwei Stunden dauerte, ſtatt. General Duſour ſelbſt betrat die Stadt nicht, er wendete ſich ſofort mit dem Generalſtabe

nach Bern, um von dort aus seine Maßregeln gegen Luzern zu nehmen. Den Oberbefehl über die in Freiburg zurückbleibenden Occupationstruppen übergab er dem Divisionär Rilliet.

Der Einzug der Truppen in die Stadt bot ein wunderbares Schauspiel dar, große Volksmengen hatten sich auf der Straße versammelt, welche die eidgenössischen Brüder mit lautem Jubelruf empfingen; der Ruf: „Es leben die Eidgenossen! Nieder mit dem Sonderbund! nieder mit den Jesuiten!" ertönte unaufhörlich; zwischen diesen Volkshaufen sah man aber auch wieder jene kaum entwaffneten Landsturmmänner, welche mit kaum verbissener Wuth dem Einmarsch der Truppen zuschauten, und ebenfalls die Regierung und die Jesuiten verwünschten, weil sie die Interessen der Religion und des Sonderbundes von ihnen verrathen glaubten.

Aus vielen Häusern der Straßen, durch welche die Truppen zogen, wehten eidgenössische Fahnen; eine besonders große und schöne aus dem Hause des reformirten Pfarrers, welche mit lautem Jubel von dem Volke begrüßt wurde.

Während dessen wurde mit der Entwaffnung des Landsturms immerwährend fortgefahren, trotz der Wuth und Entrüstung desselben; alle Straßen wimmelten nun von Menschenmassen, überall hörte man lautes Lärmen und Schreien.

Plötzlich ertönte mitten aus dem Haufen der laute Ruf einer hellen und klaren Stimme: Macht die Gefangenen frei!

Wie ein zündender Funke fiel dieser Ruf in die Menge, ein ungeheurer Jubel erhob sich, und unter fortwährendem Freudengeschrei wälzten sich die Massen nach dem Thore. Dort gab es eine wahrhaft herzzerreißende Scene; aus den kleinen, Schießscharten ähnlichen Fenstern streckten die Gefan-

genen, die Märtyrer der freisinnigen Partei unter der Jesuitenherrschaft, ihre Hände hervor, und schwenkten mit weißen Tüchern, die eidgenössischen Brüder, ihre Befreier, begrüßend.

Vergeblich widersetzten sich einige Anhänger der Ultramontanen der Befreiung der Gefangenen, sie wurden zurückgedrängt, der Thurm erbrochen und die Kerker geöffnet. Die Gefangenen traten heraus, bleiche Jammergestalten, lebendige Zeugen der furchtbaren, kein schändliches Mittel scheuenden Tyrannei der Jesuiten; freudetrunken umarmten sie ihre Befreier, jubelnd begrüßten sie die Eidgenossen, welche ihnen und dem ganzen Canton die Freiheit wieder gegeben hatten. Da blieb kein Auge trocken, selbst die alten Soldaten sah man Thränen vergießen. Der Umarmungen, des Schluchzens, und dann wieder der jubelnden Freudenrufe, wollte kein Ende werden; es war eine Scene inmitten des Krieges und der wilden Aufregung, welche auf herrliche Weise zeigte, daß Edelmuth und Nächstenliebe die Grundprinzipien des Schweizer Charakters bilden, wie sehr derselbe auch durch schlechte Regierungsmaßregeln verdorben worden war.

Am Abend war der größte Theil der Stadt erleuchtet, die meisten Häuser boten ein festliches Ansehen dar; Transparente, mit Inschriften zum Lobe der Eidgenossen, glänzten an den meisten Fenstern und Freudenfeuer brannten; nur wenige Häuser waren dunkel geblieben, die der eingefleischtesten Anhänger der alten Regierung; durch Zischen und Toben gaben die Volksmengen ihr Mißfallen gegen diese Meinungsäußerung zu erkennen.

Die Truppen, gegen 10,000 Mann, mußten nun untergebracht werden, man quartirte sie theils bei den Einwohnern der Stadt, theils in den verschiedenen Klöstern ein; im

Jesuitenpalast allein wurden 1200 Mann untergebracht. Es ist leider zu bemerken, daß die eidgenössischen Truppen hier nicht mehr jenen Geist der Ruhe und Ordnung, der strengen Disciplin beibehielten, durch welchen sie sich früher ausgezeichnet hatten; sie wirthschafteten in dem Jesuitenpalast, so wie auch in den anderen Klöstern und in den Wohnungen einiger als jesuitisch bekannten Regierungsräthe, auf eine unverantwortliche Weise, indem sie ihrem Haß gegen die Jesuiten, gegen die Anstifter des ganzen Krieges, in einer blinden Zerstörungswuth Luft machten.

Viele und arge Excesse wurden verübt, obgleich bei der Capitulation der Stadt Freiburg ganz besonders vom General Dufour die Schonung der Person und des Eigenthums, so wie die Ordnung in der Stadt zugesagt war. Auch als am anderen Tage der größte Theil der Truppen abmarschirte und nur der Divisionair Rilliet mit etwa 3000 Mann in Freiburg zurückblieb, dauerten diese Excesse fort, so daß am 16. November Oberst Rilliet sich zu folgendem Tagesbefehl veranlaßt sah:

„Bedeutende Unordnungen haben gestern stattgefunden. Das Uebelwollen hat sie übertrieben; leider aber ist es nur zu wahr, daß die Befehle der Tagsatzung, die des Generals und meine Befehle nicht geachtet worden sind — Soldaten der ersten Division! Euch beschuldige ich nicht. Als es sich darum handelte, die durch Andere gestörte Ordnung herzustellen, fand ich Euch bereit, mich zu unterstützen; Ihr habt eingesehen, daß die Ehre der Soldaten die Ehre der Armee, und die Ehre der Armee die Nationalehre ist, daß Alles, was derselben Abbruch thut, auf die Armee und deren Führer zurückfällt. Ihr habt eingesehen, daß durch Verletzung

der Gefühle und Ueberzeugungen eines braven und ehrenhaften Volkes seine Wunden, die wir als Freunde und Bundesgenossen so gern heilen möchten, nicht geheilt werden. Soldaten der ersten Division! So lange Ihr nur Eurem Herzen folgt, werdet Ihr frei bleiben von jedem Makel; daher verschließt Eure Ohren jenen falschen Freunden, welche, um ihren Leidenschaften zu fröhnen, keine Scheu tragen, die Armee zum Werkzeug ihres persönlichen Grolles zu mißbrauchen und so deren Ruf bloßzustellen. Hört sie nicht an, und wagen sie es, Euch eine schlechte Handlung zuzumuthen, so nehmt ihnen die eidgenössische Armbinde, derer sie unwürdig sind, weg. Verhaftet und führt zum Platzmajor oder auf die Wache des Cantonements jedes nicht militärische Individuum, das Euch einen Angriff auf Personen oder Eigenthum zumuthet. Die verdiente Strafe soll ihn treffen. Wecket Vertrauen im Freiburger Volke; rechtfertigt die Anschuldigungen nicht, die man Euch gemacht. Freiburg steht unter dem Schutze der Eidgenossenschaft und der Armee. Kraft der mir verliehenen Vollmachten erkläre ich, daß die Zeit der Nachsichten vorüber ist, und daß jeder der Armee Angehörige, der seine Pflichten verletzen wird, nach der ganzen Strenge des Gesetzes bestraft werden soll. Ich mache die Corpschefs für die Beobachtung meiner Befehle verantwortlich; die Namen aller Schuldigen werden auf dem Divisionsbefehl erscheinen."

Außerdem wurde auch an allen Kirchenthüren ein Befehl für alle Postenchefs angeschlagen, in welchem diese die strengste Ordre erhielten, jeden Militär, der an Kirchen, Ordenshäusern, Kultusgegenständen, Spitälern, an der Sicherheit der Personen und des Eigenthums sich vergehe, sogleich festnehmen und zum Platzmajor zu führen; den Truppen

wurde ferner auf das Strengste untersagt, sich auf irgend eine Weise in die politischen und religiösen Angelegenheiten des Cantons zu mischen; es wurde endlich später ein Kriegsgericht niedergesetzt, welches über alle Excesse eine strenge Untersuchung einleitete und veranlaßte, daß diejenigen Bataillone, welchen die Schuldigen angehörten, nach Hause geschickt wurden. Es stellte sich dabei zur Ehre der eidgenössischen Truppen und der radikalen Partei heraus, daß ein großer Theil der Excesse gerade von den Anhängern der frühern Regierung, welche jetzt sich in die bittersten Feinde derselben umgewandelt hatten, ausgeübt worden waren.

Auch in der Nähe der Stadt dauerten Unruhen, Excesse und kleine Plänkelgefechte noch mehrere Tage fort. Die Entwaffnung des Landsturmes war nicht vollständig gelungen, ein Theil jener wilden und fanatisirten Ultramontanen hatten sich aus der Stadt zu schleichen und in die Wälder zu flüchten gewußt; sie lauerten dort den eidgenössischen Schildwachen und Patrouillen auf und schossen auf dieselben, wobei es denn vorkam, daß diese, durch solche hinterlistige Angriffe in Wuth gesetzt, das Vergeltungsrecht übten. So wurde z. B. aus einem Hause in der Nähe von Freiburg auf vorübergehende Truppen geschossen; die wüthenden Truppen stürmten augenblicklich das Haus und fanden in demselben einen bewaffneten Mann; als sie demselben die Kopfbedeckung abrissen, zeigte sich durch die Tonsur, daß er ein verkleideter Priester sei; die Wuth derselben wurde hierdurch noch vermehrt, trotz der Bitten und Befehle der anwesenden Officiere mißhandelten sie den Unglücklichen auf das Unbarmherzigste. Endlich gelang es einigen kräftig einschreitenden Officieren, den Priester in Freiheit zu setzen, er wollte fliehen, aber ehe er

noch einige Schritte hatte thun können, wurde er von mehreren Schüssen durchbohrt.

Aehnliche Gräuelscenen kamen leider in der Umgebung von Freiburg in jenen Tagen mehrere vor; so wurden einige Landstürmer, bei denen man verkalkte Kugeln fand, ohne Gnade erschossen; erst als die Wälder von den herumstreifenden Fanatikern völlig gesäubert waren, stellte sich auch in der Umgebung Freiburgs die Ruhe wieder her; in dem sogenannten deutschen Bezirk dauerte die Unordnung am längsten.

Wie wir schon erzählt haben, war unmittelbar nach der Kapitulation eine vollständige Anarchie in Freiburg eingetreten; die Mitglieder der alten Regierung hatten sich geflüchtet, ebenso auch die Jesuiten, selbst die Zöglinge des Jesuitenpensionats hatten sich unter den Schutz des französischen Gesandten gestellt und die Stadt verlassen, um in ihre Heimath zurückzukehren.

Es leuchtete ein, daß ein so ordnungsloser Zustand nicht fortdauern konnte, mehrere angesehene Einwohner der Stadt thaten sich daher zusammen und veranlaßten am 15. November eine Volksversammlung, welche jedoch nach dem Befehle des Obristen Rilliet nicht im Freien stattfinden durfte. Es betheiligten sich bei dieser Versammlung besonders die Anhänger der liberalen Partei, welche eine provisorische Regierung von sieben Mitgliedern wählten; alle sieben gehörten den radikalsten Fortschrittsmännern des Cantons an.

Die Wahl geschah allerdings nicht in ganz ordnungsgemäßer Weise, aber dennoch erkannte die Tagsatzung diese provisorische Regierung an und ließ die drei eidgenössischen Repräsentanten, welche sie nach Freiburg geschickt hatte, in Unterhandlung mit derselben treten.

Die neue Regierung trat sofort sehr kräftig auf, sie löste den widerrechtlich und verfassungswidrig von der Sonderbundsregierung eingesetzten Gemeinderath der Stadt auf und bemühte sich überhaupt, die Ruhe und Ordnung im Canton möglichst wieder herzustellen. Den 19. November erließ sie ein Decret über die Ausweisung der Jesuiten, welches, obgleich es vielfach als außer der Machtvollkommenheit der Regierung liegend, angefochten worden ist, doch jedenfalls beweist, daß dieselbe mit aller Kraft, mit Muth und Energie bemüht war, die Zügel in die Hand zu nehmen, und sie mit der in einer Zeit der Anarchie nöthigen dictatorischen Gewalt zu halten. Das Decret lautet, wie folgt:

Die provisorische Regierung des Cantons Freiburg, durch die Lage der Dinge berufen, die dringendsten Maßregeln zu treffen, um den Uebeln Einhalt zu thun, welche auf dem Vaterlande lasten und deren Wiederkehr zu verhüten; erwägend, daß der Zutritt des Cantons Freiburg zur antinationalen Verbindung, Sonderbund genannt, hauptsächlich das Werk der Jesuiten und ihrer Affiliirten ist; Angesichts des Beschlusses der Tagsatzung vom 3. November 1847, welcher den Jesuitenorden für unerträglich mit der Ruhe und dem Frieden der Schweiz erklärt, und den Canton Freiburg eingeladen hat, denselben aus seinem Gebiet zu entfernen; beabsichtigend, der Civilgewalt die Freiheit zu handeln zu sichern, welche eine bleibende Pacification des Cantons erheischt; in Gemäßheit der ausgedehnten Gewalten, welche ihr durch den Beschluß des Volkes vom 15. November letzthin übertragen worden sind, beschließt:

1) Die Jesuiten, die Corporationen, Congregationen und Körperschaften für den Unterricht, welche diesem Orden

affiliirt ſind, ſind für immer aus dem Freiburger Gebiet verbannt.

2) Dieſe Maßregel betrifft:
   a) die Jeſuiten;
   b) die Ligorianer;
   c) die Marianer, ſog. „unwiſſende Brüder“;
   d) die Brüder der chriſtlichen Lehre;
   e) die Schweſtern vom heiligen Joſeph;
   f) die Schweſtern des heil. Vinzent da Paula;
   g) die Schweſtern vom heil. Herzen.

3) Die Körperſchaften und Corporationen genannter Art können künftighin unter keinem Namen und Vorwande ſich im Canton niederlaſſen, oder Eigenthum erwerben, noch öffentlichen oder Privatunterrichts-Anſtalten vorſtehen.

4) Die, genannten Orden und Congregationen angehörigen Perſonen haben den Canton binnen dreimal 24 Stunden, von der Verkündigung gegenwärtigen Beſchluſſes an gerechnet, zu verlaſſen.

5) Alle Güter, bewegliche und unbewegliche, welche dieſelben beſitzen, fallen dem Staatsvermögen zu. Ihr Ertrag ſoll für den öffentlichen Unterricht verwendet werden. Zu dieſem Ende ſind ſie unter Sequeſter geſtellt, ſie ſollen unverzüglich inventarirt und der Civilverwaltung übergeben werden. Ceſſionen oder andere oneroſe Verträge, welche nach dem 15. Oktober erfolgt ſind, zur Entziehung irgend eines Theils dieſer Güter, ſind für ungültig erklärt.

6) Die Directoren der Departements, der Polizei und der Finanzen ſind mit Vollziehung gegenwärtigen Decrets

beauftragt, so weit es in den Wirkungskreis eines jeden derselben einschlägt.

7) Gegenwärtiger Beschluß ist executorisch alsbald nach seiner Promulgation; er soll verkündigt und an den herkömmlichen Orten angeschlagen werden. (unterz.) Der Präsident: Schaller. Der Kanzler: Dr. Berchthold.

15.

Während der Ereignisse in Freiburg kam man an verschiedenen Orten der Schweiz geheimen Verbindungen auf die Spur, welche die Jesuiten theils unter sich, theils mit den eidgenössischen Cantonen unterhielten. Diese Entdeckung war von einer größeren Wichtigkeit, als man damals zu ahnen vermochte, denn sie hat ein helles Licht geworfen auf die Politik, welche die auswärtigen Mächte, und ganz besonders das Ministerium Guizot in Frankreich, in Beziehung auf die Schweiz verfolgten; auf jene heimliche, trügerische, im Dunkeln schleichende Politik, welche in freiheitsmörderischer Bestrebung den Ultramontanen überall verstohlen die Hand reichte, wenn sie auch nicht wagte, in ihrer ganzen Schmählichkeit ans Tageslicht zu treten.

Wir haben schon früher dem gütigen Leser erzählt, daß die sonderbündische Armee ihre Gewehre und Geschütze zum allergrößten Theil aus Frankreich bezogen habe und daß aus diesem Grunde schon sich in der Schweiz geltend machen mußte, daß Frankreich in einem engeren Verhältnisse mit den Sonderbundscantonen stehe, als es offen auszusprechen für gut befand.

Dieser Verdacht wurde mit jedem Tage reger und fand in dem heimlichen, sonderbaren Benehmen des französischen

Gesandten bei der Tagsatzung, Herrn Bois le Comte, fortwährend eine neue Stütze. Die Eidgenossen sahen daher mit Mistrauen auf diesen Mann, sie konnten es sich nicht verhehlen, daß die häufigen Aufträge, welche Herr Bois le Comte seinen Gesandtschaftssecretairen bald nach diesem, bald nach jenem Cantone gab, mindestens sehr besorglicher Natur seien, und sie fürchteten daher einen Spion der Sonderbündner in der unverletzlichen Person des französischen Gesandten in ihrer Mitte zu haben.

Der Verdacht wurde immer dringender, als man bemerkte, daß Herr Bois le Comte in den verschiedenen Cantonen gerade mit denjenigen Personen in engerer Verbindung stand, welche man mehr oder weniger wegen jesuitischer Interessen und Umtriebe beargwöhnte; aber dennoch wagte man immer noch keinen offenen Schritt gegen den französischen Gesandten zu thun, um nicht, eines vielleicht ungegründeten Verdachts wegen, der Eidgenossenschaft in Frankreich einen mächtigen Feind zu erwecken. Man konnte es ja Herrn Bois le Comte nicht beweisen, daß er in der That in einer nähern Verbindung mit den Sonderbündnern stehe, ließ es daher willig zu, daß Herr Bois le Comte bei der Einnahme von Freiburg die Jesuitenzöglinge daselbst unter seinen Schutz nahm und deren ungestörten Abzug aus den Cantonen bewirkte; endlich erhielt man aber die triftigsten Verdachtsgründe für die geheimen Verbindungen, in welchen der französische Gesandte mit den Sonderbündnern stand.

Im Ober-Aargau wurde im Langenthal der Koch aus dem Kloster St. Urban, welcher schon längst verdächtig war, daß er den Sonderbündnern als Spion diene, gefangen genommen; man fand bei ihm ein Schreiben an den Fürsprecher

Stettler in Bern, in welchem die Bitte ausgesprochen wurde, eine beigelegte Zuschrift an die Freiburger Regierung auf eine sichere Weise dorthin zu senden; wenn Herr Stettler dies nicht auf andere Art könne, so möge er das Schreiben nur der französischen Geschäftskanzlei in Bern zur Weiterbeförderung übergeben; die Zuschrift enthielt eine Darlegung der wahrscheinlichen Angriffspläne des eidgenössischen Oberfeldherrn, welche der sonderbündische Kriegsrath in Luzern der Freiburger Regierung zur Beachtung mittheilte.

Es war daher wohl sehr natürlich, daß der General Dufour dem Herrn Bois le Comte, als derselbe, in dem Augenblicke, wo die Feindseligkeiten gegen Luzern beginnen sollten, einen Paß für einen seiner Gesandtschaftssecretaire nach der Jesuitenhauptstadt verlangte, die Ausstellung desselben verweigerte; nichtsdestoweniger fühlte sich der französische Gesandte dadurch im höchsten Grade beleidigt und schrieb folgenden Brief an Dufour:

„Gesandtschaft von Frankreich in der Schweiz. Bern, den 17. November 1847. Adrss. Exc. Herrn General Dufour, Oberbefehlshaber der Executions-Armee.

General!

Ich empfange den Brief, den Sie mir unterm 16. November zu schreiben die Ehre erwiesen haben, und wodurch Sie mir ankündigen, daß Sie mir den Geleitbrief nicht geben können, den ich für einen der Herren Secretaire der Gesandtschaft verlangt hatte, welchen ich nach Luzern zu senden Willens bin. Ich bedaure diesen abschlägigen Bescheid um so mehr, als er mich in die Nothwendigkeit versetzt, Bern zu verlassen. Ich kann nicht allein in keinem Falle einen Grundsatz zulassen, welcher aus der Zahl

von souverainen Cantonen, bei denen ich beglaubigt bin, eine gewisse Anzahl Cantone ausmerzen würde, und welcher die Wirkung meiner Vollmachten und meines Schutzes über die Franzosen aufheben würde, sondern ich sehe die Schweiz in zwei bewaffnete Lager getheilt, die sich bekämpfen, und wenn ich fernerhin in dem einen verbleiben würde, nachdem man mir in demselben amtlich die Freiheit meines Verkehrs mit dem andern verweigert hat, so würde ich mich aussetzen, daß man Folgerungen daraus ableiten könnte, denen ich durch meine Abreise zuvorkommen muß. Diesen Betrachtungen folgend, denke ich im Laufe des Tages Bern zu verlassen, um mich in einen der Cantone zu begeben, welche sich enthalten haben, Theil an den Abstimmungen zu nehmen, aus denen dieser unglückliche Krieg entstanden ist. Ich bitte Ew. Excellenz, die Versicherung meiner Hochachtung zu genehmigen. Der Gesandte von Frankreich: Graf v. Bois le Comte."

Gleich nachdem der Brief geschrieben war, begab sich Herr Bois le Comte nach Basel; er hatte geglaubt, durch diesen seinen Staatsstreich die Eidgenossen sehr in Schrecken zu setzen, wurde aber in dieser Erwartung stark betrogen; man war froh, einen lästigen Spion auf eine gute Art los zu sein, und kümmerte sich wenig um den Zorn und die Abreise des Herrn Gesandten.

16.

Ehe wir weiter gehen zu den sich jetzt mit außerordentlicher Schnelligkeit folgenden Ereignissen, halten wir es für nöthig, dem Verständniß derselben dem gütigen Leser eine kurze to-

pographische Skizze von der Stadt Luzern und ihrer Umgegend zu geben.

Luzern, die Hauptstadt des Sonderbundes und des Jesuitismus, hat nicht mehr als etwa 9000 Einwohner; es liegt an der nordwestlichen Spitze des sich kreuzförmig ausbreitenden Vierwaldstätter See's, gerade da, wo die Reuß denselben durchströmt, in einer reizenden, äußerst malerischen Gegend. Nördlich von Luzern erhebt sich eine Hügelgruppe, Museck genannt, von welcher aus die Stadt vollständig beherrscht wird, wenn Geschütz hier aufgefahren wird; gegen einen Infanterie-Angriff von Norden ist die Stadt indessen durch eine 20 Fuß hohe Mauer, welche mit sieben alterthümlichen Thürmen besetzt ist, geschützt. Die Westseite der Stadt ist durch die reißende und schnell dahin strömende Reuß begrenzt, drei Holzbrücken führen über den Strom, welche die Vorstadt mit Luzern verbinden; südlich ist der Vierwaldstätter See ein sicherer Schutz.

Der am schwersten zu vertheidigende Punkt ist die Ostseite, dort zu ziehen sich einige sehr leicht zugängliche Anhöhen hin, von denen aus die Stadt durch Geschütz vollständig beherrscht wird.

Es ergiebt sich aus dieser Schilderung, daß Luzern gegen eine überlegene Heeresmacht, welche, vollständig mit Geschütz versehen, die Stadt angreift, in der That gar nicht zu vertheidigen ist, und die Folge wird beweisen, daß die Luzerner dies einsahen. Es ist dabei indessen wohl zu bemerken, daß, so leicht die Einnahme Luzerns scheint, wenn die, die Stadt umgebenden Hügelgruppen hinreichend mit Geschütz besetzt sind, doch eben diese Besetzung nicht ohne Schwierigkeiten vor sich gehen konnte, da die Luzerner Re-

gierung mit furchtbarer Aufopferung alle Wege und Päſſe durch Verhaue und Minen, durch Schanzen und Batterieen gedeckt hatte, welche, tapfer vertheidigt, einem anrückenden Feinde bedeutenden Widerſtand leiſten konnten.

Vom Aargau aus führen fünf Straßen nach Luzern, welche indeſſen auf der Nordſeite ſämmtlich zuſammenlaufen und dort durch ſteile, waldbedeckte Anhöhen gut gedeckt ſind; am leichteſten zugänglich iſt noch eine Straße, welche über das Amt Entlibuch von Bern aus nach Luzern führt, aber auch dieſe iſt durch eine Batterie vom rechten Reußufer gedeckt.

Die Straßen, welche von Zug und aus dem Aargau nach Luzern führen, laufen bei Gisikon zuſammen, ſie ſind durch bedeutende Erdſchanzen und Batterieen gedeckt, durch welche die Sonderbündner beide Reußufer nebſt der Landſtraße beſtreichen können. Dieſer Punkt war einer der weſentlichſten, wenn es ſich um eine Einnahme und Beſchießung der Stadt handelte.

Es geht aus dieſer Schilderung der Oertlichkeit deutlich hervor, daß eine Eroberung des Cantons Luzern, und beſonders der Hauptſtadt deſſelben, keine leichte Sache war, und es blickten daher die Eidgenoſſen mit Spannung auf den Ausgang des Kampfes, der ſich nach der Einnahme von Freiburg gegen Luzern wenden ſollte; man fürchtete dort einen furchtbaren Widerſtand zu finden, denn Luzern, die Hauptſtadt des Sonderbundes, der Sitz des Kriegsraths, konnte als der Mittelpunkt aller ſonderbündiſchen Bewegungen angeſehen werden; der Fall dieſer Stadt mußte den Sturz des ganzen Bundes, und daher das Ende des blutigen Bürgerkrieges herbeiführen.

17.

Sofort nach der Einnahme von Freiburg wendete ſich der General Dufour, wie wir bereits erzählt haben, gegen Zug und Luzern, um den Sonderbund in ſeinem Herzen anzugreifen. Noch war es zu keinem Kampfe gekommen, da meldeten ſich am 21. November Zuger Parlamentäre bei den Vorpoſten der Diviſion Gmür, welche nach dem General-Quartier gebracht wurden; zum Staunen und zur Freude des eidgenöſſiſchen Befehlshabers bot auch Zug Kapitulation an, ohne es zu einem Kampfe kommen laſſen zu wollen, bei welchem es die Niederlage vorausſah. Den 22. November wurde die Kapitulation vom Landrath in Zug mit 92 Stimmen gegen 20 beſtätigt.

Der eidgenöſſiſche Befehlshaber war auch gegen Zug nicht mit übertriebener Strenge verfahren, er hatte dieſem Canton dieſelben Bedingungen geſtellt, wie dem Canton Freiburg, nur hatte ſich Zug noch außerdem verpflichten müſſen, die als Vorbereitung zum Kriege gänzlich abgebrochene Communikation von Sins und an der Stihlbrücke, welche für die eidgenöſſiſche Truppenbewegung nothwendig war, wieder herzuſtellen.

Als die Schwyzer Hülfstruppen, welche in Zug, 3000 Mann ſtark, lagen, die Kapitulation erfuhren, verließen ſie wüthend den Canton, nachdem ſie vorher noch einige Schüſſe auf die Häuſer der bekannteſten Radikalen gethan hatten.

Der Einzug der Eidgenoſſen in die Stadt Zug war ein Freudenfeſt für die Bewohner derſelben, denn auch hier, wie in Freiburg und Luzern, gehörte der größte Theil der ſtädtiſchen Bevölkerung der liberalen Partei an; mit unendlichem

Jubel, unter dem Rufe: Es leben die Eidgenoſſen! Nieder mit dem Sonderbund! empfingen die Zuger die einrückenden Truppen der Diviſion Gmür, welche mit einer weißen Friedensfahne in die Stadt einzogen, die ganze Bevölkerung war in ihren ſchönſten Sonntagskleidern, die Häuſer waren mit eidgenöſſiſchen Fahnen geſchmückt, und Abends wurde die Stadt illuminirt.

So hatte ſich denn auch der zweite, zum Sonderbund gehörige Canton ohne Kampf den Eidgenoſſen übergeben, und jetzt kam es darauf an, Luzern ſelbſt zu nehmen.

Siegwart Müller war wüthend, als er die Kapitulation des Cantons Zug erfuhr, auch alle ſeine Trabanten ſchäumten vor Entrüſtung.

In der Stadt Luzern, wo ſich der Kern der ſonderbündiſchen Truppen concentrirt hatte, herrſchte ein eigenthümlicher Geiſt, der größte Theil der Bewohner ſah mit banger Erwartung auf den herannahenden Kampf; man wußte, daß die Luzerner Regierung ihre ganze Exiſtenz bei dem Sonderbundskriege auf das Spiel geſetzt hatte, und man glaubte von derſelben daher, daß ſie ſich bis auf das Aeußerſte vertheidigen würde, die ungeheuren Rüſtungen, welche überall im Canton Luzern gemacht worden waren, deuteten auf eine ſolche Abſicht hin.

Wenn früher die Regierung mit unnachſichtlicher Strenge gegen die liberale Partei verfahren war, ſo übte ſie jetzt ſeit dem Ausbruche des Krieges einen vollſtändigen Terrorismus gegen dieſelbe aus; da durfte kein irgend freies Wort geſprochen werden, denn auf alle öffentliche Orte, ſelbſt in den Kreis der Familien ſendete der Verhörrichter Ammann ſeine bezahlten Spione, welche ihm Nachricht brachten von jeden

irgend auftauchenden antijeſuitiſchen Gedanken. Verhaftungen folgten überall auf Verhaftungen, nirgends durften auf den Straßen, oder ſelbſt in den Wirthshäuſern, mehr als drei Perſonen zuſammen ſein, ſie wurden unbarmherzig von der Polizei auseinander getrieben. Wo man hinſah, erblickte man auf der Straße nur furchtſame, gedrückte Männer, welche mißtrauiſch um ſich ſchauten, weil ſie überall Verrath, überall die Spione jener furchtbaren Regierung witterten.

Dieſe Stimmung war ganz allgemein in Luzern, und ſie wurde noch erhöht dadurch, daß durch die Abſperrung von den übrigen Cantonen die Lebensmittel knapper wurden und im Preiſe ſtiegen. Vertrauen hatte die Regierung niemals beim Volke gehabt, nur durch die Furcht, welche ſie einflößte, war ihre Macht ſo lange erhalten worden; jetzt aber vertraute man derſelben noch weniger, ſelbſt den Siegesnachrichten aus Teſſin und dem Aargau, welche die Regierung mit prahleriſchen Worten veröffentlichte, ſchenkte Niemand rechten Glauben.

Dies waren die Zuſtände in Luzern, als der Feldzug gegen dieſen Canton begann.

Auch bei dieſem Kriege blieb der alte General Dufour bei ſeinen früheren Maximen, welche ihm einen ſo leichten und unblutigen Sieg über Freiburg und Zug verſchafft hatten; er wollte Luzern ebenſo, wie die andern beiden Cantone, hauptſächlich durch Märſche, erobern, wollte möglichſt wenig Blut vergießen und mehr durch die moraliſche Kraft, als durch die Bajonette ſiegen; es war dem edeln und menſchenfreundlichen Manne nicht um eitlen Kriegsruhm, wie ihn eine glänzende Schlacht dem Feldherrn verſchafft, zu thun, ſondern um das Glück und den Frieden ſeines Vaterlandes. Dufour hatte aus dieſem Grunde die Hauptmaſſe der eidgenöſſiſchen

Armee in einem großen Halbkreiſe um den Canton Luzern concentrirt, welcher ſich ſyſtematiſch nach der Hauptſtadt des Cantons zuſammenziehen ſollte, und vom ſüdlichen Theile des Amtes Entlibuch herdüſtreichte bis zur öſtlichen Reußgrenze des Amtes Hochdorf. Der Plan des Feldzuges war dabei etwa folgender; wir theilen ihn dem Leſer mit nach der vortrefflichen Schilderung eines Schweizer Schriftſtellers, des Dr. Weber.

„Nachdem die ſechſte Diviſion (Luvini) von der fünften aus verſtärkt worden, ſollte die Reſerve-Brigade Keller die March beſetzen, die Diviſion Gmür Zug nehmen *) und von da mit dem größten Theile ihrer Kräfte Luzern von der Oſtſeite beſetzen, mit einer anderen Abtheilung aber den linken Flügel der vierten Diviſion und den Angriff auf Gislikon unterſtützen. Der rechte Flügel derſelben war vom Frei-Amte der Reuß nach auf den gleichen Punkt detachirt. Die beiden Diviſionen des Centrums (v. Donats und Burkhart) ſollten von Surſee und Willisau aus die Nordoſtſeite Luzerns angreifen, während Ochſenbein mit einer unabhängigen Berner Reſerve-Diviſion das Entlibuch und die Südſeite der Stadt einzunehmen hatte. Sollte auch eine Diviſion nicht reüſſiren, ſo mußte doch das großartige, gleichzeitige Zuſammenwirken der übrigen nothwendig ein ſicheres Reſultat haben.

Die fünfte Diviſion rückte ſchon am 21. November der Luzerner Grenze zu, die vierte lagerte im Reußthale von Muri bis Dietwyl hin, bivouakirend, die zweite und dritte

*) Der gütige Leſer weiß bereits, daß dieſer Theil des Kriegs-Planes ſeine leichte Erledigung durch die freiwillige Capitulation des Cantons Zug fand.

war ſchon am Morgen in den Canton einmarſchirt und hatte Rieden, Dagmerſellen, Knutwil, Surſee, Münſter und Hitzkirch faſt ohne Widerſtand eingenommen, faſt überall von einer jubelnden Bevölkerung empfangen, während die Berner Reſerve-Kolonne im Entlibuch mühevoll vordrang.

Der 23. November war der entſcheidende Tag. Oberſt Salis hatte ſeine Kräfte an der Reuß und auf dem Rothenberge geſammelt. Dieſer iſt ein maleriſcher, unten mit Fruchtbäumen, oberhalb mit Nadelholz bewachſener Gebirgszug, zwiſchen dem Zugerſee und dem Küßnachter Arm des Vierwaldſtätterſee's einerſeits und dem Reußgebiete andererſeits, in der Mitte bis zu einer Höhe von mehreren tauſend Fuß anſteigend, auf der Nordſeite in ſanften Abhängen gegen Buonas und Honau abfallend, — auf der Südſeite bis Luzern zu ſich verzweigend. Von Cham und Hüneberg vereinigen ſich die Straßen in der Nähe von Honau; eine Viertelſtunde ſüdlicher ſtößt über die Gislikonerbrücke diejenige von Muri und Dietwyl dazu und führt nun als Hauptchauſſee in zwei Stunden zwiſchen der Reuß und Rothenberg über Roth, Dierikon und Ebikon durch meiſt ebenes, wohlbebautes Land nach Luzern. Auf dem linken und rechten Reußufer ſtanden nun die Batterieen der Luzerner, zwiſchen Honau und Gislikon mit Scharfſchützen und ſtarker Artillerie, ebenſo war der Berg mit Hülfstruppen und zahlreichem Landſturm gedeckt, und die auf der Oſtſeite deſſelben über Buonas führende Straße von einigen Batterieen, Scharfſchützen, zwei Schwyzer Linienbataillonen und Landſturm bewacht.

Die Schwyzer hatten offenbar urſprünglich Ordre gehabt, dieſe Straße mit ſtärkerer Macht zu decken; aber die indeß erfolgte Diverſion in der March und die bedrohte Straße

auf der Oſtſeite des Zugerſee's veranlaßte den Chef der Schwyzer, Oberſt Abyberg, zunächſt an den eigenen Canton zu denken. Er zog ſich daher mit einem beträchtlichen Theil ſeiner Macht an den Rigi hin nach Art, wo er den Paß von Goldau, am Fuße des Roßberges, das weſtliche Thal des Cantons Schwyz verlegte. Dieſe Bewegung entzog dem Vertheidigungsplan weſentliche Kräfte und konnte doch nur geringen Nutzen verſprechen. Die ſonderbündiſchen Truppen hatten die Aufgabe, mit aller Macht die Angriffe auf beiden Seiten des Rothenberges zurückzuwerfen; dort waren die Bataillonsmaſſen concentrirt, während die übrigen Theile des Cantons Luzern und Schwyz nicht zu Hauptpoſitionen beſtimmt waren. Schwächte nun der Schwyzer Oberſt den ihm anvertrauten Hauptpunkt von Meierskappel, ſo entblößte er den Stellungen von Honau und dem Rothenberge Flanke und Rücken, und erleichterte alſo den Durchbruch der wichtigſten Linie. Nachdem aber dieſe genommen war, wie konnte er darauf denken, ſich in Art zu halten, das von Immenſee und Walchwyl angegriffen werden konnte, ohne daß er Succurs von der abgeſchnittenen Hauptmacht zu erwarten hatte? Abybergs Manöver ſieht einer Retirade mit guter Manier zu ähnlich.

Der linke Flügel der fünften Diviſion, beſtehend aus den Brigaden Ritter und Isler, hatte die Aufgabe, den Rothenberg auf der Oſtſeite zu umgehen, die Straße von Küßnacht und Meggen zu gewinnen und die Oſtſeite der Stadt Luzern zu forciren. Die beiden vereinigten Brigaden rückten in der Frühe des 23. Novembers auf der Seitenſtraße von Cham nach Buonas vor. Die Brigade Ritter ſtand im erſten Treffen und beſtand aus vier Bataillonen (Thurgauer,

St. Galler, Glarner ung Zürcher), nebst einer Graubündner und einer Appenzellern Compagnie Scharfschützen. Die Batterie Schaller, die sich bei Lunern schon ausgezeichnet, und Heyland unterstützten diese Abtheilungeu. In der Nähe von Meierskappel, dem ersten luzernischen Dorfe, trafen sie auf einen in gedeckter Anhöhe äußerst glücklich postirten Feind. Dieser warf sich sogleich auf die Kniee, mußte fünf Paternoster beten und empfing vom Feldpater die große Absolution. Dann erhob er sich und erwartete mit einer Art Geheul den Angriff. Das Heulen und Lärmen beim Kampfe ist ein alter Kriegsgebrauch der Urcantone und hat sich auf den verschiedenen Punkten wiederholt. Im Anfange imponirte es durch seine Außerordentlichkeit; als aber die eidgenössischen Truppen entdeckt hatten, daß er nicht die Aeußerung eines Furor teutonicus sei, erwiderten sie es mit freudigem Gejauchze.

Die Brigade Ritter im ersten Treffen formirte den Angriff; sie sandte Jäger und Scharfschützen dem durch Wald, Minen und Schanzen gedeckten Feind entgegen. Von der sich entfaltenden Linie wurde das zürcherische Bataillon über Ibiko um einen Wald detachirt, um ihn in der linken Flanke zu fassen, das glarnerische griff die Schanze mit den Bajonnet an, das thurgauische ging auf den rechten Flügel der Schwyzer, das St. Gallische machte den Frontangriff. Dieses hatte eine schwierige Direction und rückte im Bereiche der feindlichen Kugeln zwischen zwei Felsblöcken über einen Graben vor, formirte die Kolonne wieder und griff, nachdem die Sappeurs einen Dornhag aus dem Wege geräumt, im Verein mit den andern Abtheilungen an. Das zürcherische Bataillon wurde vom Feinde zurückgeworfen, verlor einen tapfern

Jägerhauptmann und ſammelte ſich mit einer durchlöcherten Fahne hinter den Andern wieder, um ſeine Aufgabe zu vollenden; die St. Gallerbatterie dagegen wirkte den Schwyzern ſo heftig in die Flanke, daß ſie vor dem vereinten Feuer der Jäger und Scharfſchützen die Höhen und Schanzen räumten. Eine Abtheilung wurde rechts nach der Höhe des Rothenberges getrieben, eine andere links auf den Kiemenberg geworfen und abgeſchnitten. Die Steinminen, die ſie hatten fliegen laſſen, waren ohne Nachtheil für die eidgenöſſiſchen Truppen.

Die nun demaskirte Brigade Isler gewann ſofort den Weg nach Meierskappel, wo ſie unter klingendem Spiel mit dem Stabe um 2 Uhr einrückte und um 5 Uhr, an den Bergen hinplänkelnd, und die Wälder ſäubernd, gegen die um drei Bataillone verſtärkten Feinde ein heftiges Tirailleurfeuer unterhaltend, Udligenſchwyl erreichte. Die Bataillone unter Oberſt Ritter aber verfolgten die Direction nach dem Kiemenberge über drei Anhöhen den Schwyzern auf die Ferſe; mit der hingebendſten Ausdauer folgten ihnen über Gräben und Steine und durch geſprengte Verhaue die St. Galliſche Sechspfünderbatterie. Die Truppen fanden zu ihrer Verwunderung die Befeſtigungen am Fuße des Kiemens unbeſetzt, rückten über einen breiten Bach und kletterten nun raſch den Berg hinan, wo ſich die verſtärkten Feinde geſammelt hatten. Unverdroſſen formirten ſie von Neuem die Schlachtordnung. Die Sonderbündiſchen griffen mit der Artillerie an, als nach Ueberwindung der größten Schwierigkeiten auch drei Stücke der Heylandt'ſchen Batterie die Höhe erreichten und zu ihrem Schrecken und Erſtaunen ein ſo heftiges Feuer eröffneten, daß die erſtern ihre Stücke retten mußten. Zudem hatten zwei

Bataillone in gedeckter Bewegung zu Flankenangriffen sich heranzogen, und so ließen sie den Eidgenossen bei hereinbrechender Nacht die Höhe.

Während nun die Brigade Isler auf dem rechten Flügel Udligenschwyl besetzt, um einige Gefangene, worunter ein Ammann'schen Rächer, aufgegriffen, sich dann hungrig und ermüdet an dem aufgetriebenen Proviant erlabt, und ein Carree gebildet, den Stab und die Specialwaffen in die Mitte genommen, und sich nach den glücklichen Strapazen des Tages zum fröhlichen Bivouak angeschickt hatte, zog sich die Ritterschе Brigade auf dem Kiemen zusammen, ordnete ein Detachement nach Udligenschwyl ab, um die Verbindung mit dem rechten Flügel herzustellen und zu dem am folgenden Morgen bezweckten Angriff auf Küßnacht eine Verstärkung an Artillerie und Truppen zu requiriren, dann bivouakirten sie in großer Stille im Dunkeln auf der luftigen Höhe, jeden Augenblick bereit, einem mächtigen Angriff zu begegnen. In der Frühe nahmen die Truppen ihre Stellungen wieder ein und zogen sich über den Berg gegen Küßnach hin, den sich sammelnden Truppenmassen der Sonderbündischen entgegen. Mit Ungeduld harrten sie der Signalschüsse ihrer von Isler requirirten Verstärkung, um in Verbindung mit ihr den Angriff zu beginnen, als eine weiße Fahne erschien und der Fall Luzerns proklamirt wurde. Diese Abtheilung hatte indeß noch einige Tage ihre Position auf dem Kiemen einzuhalten und unterzog sich fröhlich den herben Bivouaks.

Der kaltblütigen Ausdauer dieser beiden Brigaden war es also gelungen, ihre Aufgabe zu erfüllen; Oberst Abyberg hatte die Satisfaction, von Art aus den unaufhaltsamen Rückzug seiner Leute mit dem Fernrohr beobachten zu können.

Dies war ſeine weſentliche Betheiligung an dem Kampfe für „Ehre, Freiheit und Religion.“

Die vierte Diviſion hatte dagegen mit Tagesanbruch die Verbindung mit dem rechten Flügel der fünften durch zwei Schiffbrücken hergeſtellt. Die von Oberrütti wurde unter den Kanonen des Feindes geſchlagen, nachdem zuerſt 2 Compagnien Scharfſchützen zur Deckung mit Pontos auf das rechte Reußufer übergeſetzt worden. Uber die Sinſerbrücke rückte die Brigade Egloff auf Zugergebiet, während die zweite Brigade bei Oberrütti überſetzte und eine dritte die weitläufigen Schanzen auf der Weſtſeitn der Gislikonerbrücke zu forciren begann. Egloff griff nun den Rothenberg mit Macht an, eine unvergleichliche Infanterie- und namentlich Scharfſchützenpoſition, während die Batterien von Honau und die Reußbatterie eine furchtbare Kanonade unterhielten. Indeſſen gewannen die Zürcher Zwölfpfünder die günſtige Höhe und erwiderten das Feuer ſo lebhaft, daß die Bataillone gegen Gislikon vorrücken konnten, während gleichzeitig die Beſatzung des Berges zurückgedrängt wurde. Bei Gislikon aber waren die Stellungen noch vorzüglicher. Die untern Artillerieſchanzen beherrſchten die Reußufer, die obern die Straße von Honau und den untern Bergzug. Die Gräben zogen ſich von hier aus den Berg hinan und waren vom Urwalder Scharfſchützen, der ganze Bergrücken aber von Landſturm-Maſſen gedeckt.

Gegen die gut geſicherten Poſitionen war im erſten Augenblick wenig auszurichten, um ſo mehr, da die Straße durch ein ſtarkes Verhau von Blöcken und Stämmen geſchützt war. Die anrückenden Bataillonsmaſſen der Eidgenoſſen wurden hier von dem heftigſten Artilleriefeuer empfangen; der

Kampf ward zur Schlacht und fast alle Bataillone kamen ins Feuer. Mit aller Macht warf sich der Feind vor und schoß die Mannschaft einer Solothurner Kanone zusammen, daß die drei übrigen, zu weit vorgedrungenen Stücke mit ihrer Bedeckung retirirten; da schwankten einen Augenblick auch die Bataillone. In diesem Moment sprengte die Berner zwölfpfünder Haubitzenbatterie im Carriere vor, protzte ab und warf dem Feinde einen Hagel von Kartätschen zu, das Bataillon Benz eilte mit seinen tapfern Jägern zur Deckung im Geschwindschritt heran, Divisionär Ziegler sprang vom Pferde, ließ den Sturmmarsch blasen und kommandirte an der Spitze eines Bataillons den Bajonnetangriff. Da wich die Macht der Luzerner unter dem Sturm alteidgenössischer Tapferkeit plötzlich und verließ die Werke von Gislikon. Die Artillerie zog sich rasch zurück; noch erreichte eine wohlgezielte Zürcher Kugel die Pferde und Bedeckung eines Stückes, das nun von den heransprengenden Artilleristen genommen wurde. Das Bataillon Fäsi gewann auf der linken Seite der Reuß den Brückenübergang, die Schützen und Jäger auf dem Berge drangen vor und warfen die Unterwalder bis auf die höchste Höhe zurück.

Dort steht auf der freien Stirne der Nordseite die St. Michaels-Kapelle. Lange hielt sich der Landsturm mit den Bataillonen auf jenem Punkte; die eidgenössischen Truppen waren durch die Tannenwaldungen, die sonderbündischen durch den Bergrand gedeckt, und das lebhafte Feuer hatte wenig Erfolg, bis mit anbrechender Dämmerung auch diese Höhe erstürmt und der Feind in wilder Flucht an den Berg hin und auf die Rothenstraße gegen Luzern geworfen wurde. — Das schwere Geschütz hatte unter den Luzernern übel gewirkt,

eine Zwölfpfünderkugel hatte durch ein doublirtes Bataillon geschlagen und ein Dutzend Soldaten zusammengerissen, und zu Honau, so wie am Berge, waren Häuser in Brand gerathen. Indessen war auf eidgenössischer Seite der Verlust verhältnißmäßig äußerst gering; die Artillerie hatte keinen sichern Spielraum in gedrängte Schlachtordnungen gehabt und die Schützen auf dem Berge schossen fast immer zu hoch; ihre Kugeln klirrten in den Bajonetten der Angreifenden, brachen sie zusammen und durchbohrten Tschakko, aber verwundeten oder tödteten nur sehr wenige. Abends um halb 5 Uhr langte die Retirade in Luzern wieder an, woran die Wagen mit den Verwundeten, dann die Stücke mit halber Bespannung, die Gepäckwagen in einem Durcheinander. Unmittelbar darauf folgten die Milizen und zersprengten Landstürmer von Meggen und Roth her. Die siegreichen Brigaden der Eidgenossen rückten noch über Roth hinaus dem Feinde nach, und hielten anderthalb Stunden von Luzern ein großes Bivouak, immer noch in der Voraussetzung, am folgenden Tage vor Luzern einen harten Kampf zu bestehen.

Unterdessen war die dritte Division unter unbedeutendem Widerstande einzelner Landsturmrotten, aber mit mühevoller Wegräumung der vielen Verhaue von Hitzkirch und Münster, bis an die Reuß vorgerückt, und folgte der vierten am 24. über die Gisliker Brücke; die zweite zog sich am 23. in zwei Kolonnen über Buttisholz und Menzenau nach Rußwyl an die Emme vor, um am folgenden Tage das von Elgger vertheidigte Plateau von Littau zu nehmen. Nach Herstellung einer Bockbrücke durch die Sappeurs, als die Kolonne Littau zu stürmen sich vorbereitete, langte am 24. die Nachricht von

der Uebergabe von Luzern an, und sie rückte ohne Widerstand in die Stadt ein.

Härteren Stand hatte der äußere rechte Flügel der Armee, die Berner Reserve-Abtheilung unter Ochsenbein. Schon an der Grenze bei Eschholzmatt wurde sie vom Feind empfangen, rückte aber noch am 22. mühsam, nach Erstellung mehrerer Brücken und Wegschaffung starker Verhaue, bis Schüpfheim vor. Hier kam es zu einem lebhaften Artilleriefeuer; die sonderbündischen Truppen waren durch zahlreichen Landsturm aus dem der Regierung blind anhängenden Thale verstärkt; eine Kanone wurde ihm demontirt und 14 Todte und 38 Verwundete gemacht. Das Gefecht dauerte bis zum Einbruch der Nacht, worauf sich die Division verschanzte. Am 23. Morgens gelang es, durch einen kräftigen Angriff die sonderbündischen Truppen aus ihrer Position zu drängen. Ochsenbein ging seinen Leuten wacker voran und wetzte von dieser Seite die Freischaarenscharte wieder aus. Obgleich gegnerischerseits der Widerstand nun größtentheils aufgegeben worden, war es doch ein mühseliges Vordringen auf der alle Augenblicke gesperrten Straße. Am 24. rückten sie endlich von Entlibuch über Bramegg und Walters, mit Umgehung des befestigt geglaubten Glütsch, auf dem sich indessen nur eine Lärmkanone befand, bis nach Horw vor die Hauptstadt.

Der General gab allen Divisionen das Lob des ausdauerndsten Muthes und der beharrlichen, freudigen Ueberwindung aller Mühseligkeiten und Hindernisse. „Das ganze combinirte Manöver der Einschließung Luzerns und Forcirung des Uebergangs bei Gisikon gelang vollständig, und bewährt die Intelligenz und den Takt der Führer, so wie die Kraft und Ausdauer der Truppen, welche durchaus nothwendig

ſind, um ſolche zuſammengeſetzte Armeebewegungen auszuführen. Auch die Artillerie hat ihre hohe Tüchtigkeit bewieſen."

18.

So war denn die letzte Schlacht ausgekämpft, welche das Schickſal Luzerns und damit das des Sonderbundes entſcheiden mußte, ſie war verloren, die Sonderbündner waren geſchlagen und mußten ſich in eilender Flucht, in der gräßlichſten Verwirrung zurückziehen.

Was that in dieſem kritiſchen Zeitpunkt Siegwart Müller, der Urheber jenes ſchrecklichen Bürgerkrieges, was thaten die Jeſuiten, um derentwillen die früher ſo freundlichen Thäler der Schweiz vom Donner der Geſchütze wiederhallten, um derentwillen Uneinigkeit, Streit und Blutvergießen ein ſchönes Land verwüſtet hatten?

Siegwart Müller und ſeine Anhänger, die Jeſuiten, haben ſich in jenem Augenblicke, wo es eine Ehrenſache für ſie war, zu ſtehen und zu fallen mit dem Sonderbunde, in ihrer ganzen Erbärmlichkeit gezeigt, ſie haben bewieſen, daß ſie nicht aus Ueberzeugung, ſondern aus eklem Eigennutz, aus Ehrgeiz den Krieg begonnen; denn ſie haben im Augenblicke der Gefahr feige den Canton verlaſſen, nachdem ſie ihn ins Unglück geſtürzt.

Schon am 22. Abends, ſobald die erſte Nachricht von der Erſtürmung der Gislikoner Schanzen nach Luzern drang, traf Siegwart Müller mit ſeinen ſämmtlichen Genoſſen die Anſtalten zur eiligſten Flucht, ein Dampfſchiff wurde ſofort geheizt, Geld (die ſonderbündiſche Kriegskaſſe), Koſtbarkeiten und Vorräthe wurden auf daſſelbe gebracht, und Siegwart Müller bereitete Alles vor, um ſofort entfliehen zu können.

Mit ſtummem Staunen ſahen die Luzerner die Vorbereitungen zur Flucht, aber ſie wagten es nicht, ſich derſelben zu widerſetzen; denn noch immer herrſchte in Luzern der bange Schrecken, jene unglückliche Furcht, welche das terroriſtiſche Regierungsſyſtem Siegwarts und ſeiner Genoſſen den Bewohnern der Stadt eingeflößt hatte. So konnte denn Siegwart ſich, geſchützt von 20 Landjägern, auf das Dampfſchiff begeben. Ihm folgten außerdem 50 Nonnen aus den Klöſtern von Eſchenbach und Maria-Hilf, ein großer Theil der Prieſterſchaft, darunter Rieckenbach, Stockmar, der berüchtigte Pater Roh und andere Jeſuiten. Auch die meiſten Mitglieder der bisherigen Regierung ſchloſſen ſich der Flucht an, und verließen im Augenblick der Gefahr den Canton, den ſie ſo grauſam beherrſcht hatten.

In der höchſten Ungeduld (ein beredtes Zeichen ſeines böſen Gewiſſens) erwartete Siegwart Müller den Augenblick, wo das Schiff in den See ſtechen konnte, fortwährend ängſtlich um ſich ſchauend, fortwährend in der bangen Furcht, es möchten die lang getäuſchten, verrathenen Luzerner endlich erwachen, endlich Muth faſſen, ſeine Flucht zu verhindern und ihn, den Verräther des Landes, ſeiner gerechten Strafe zu übergeben.

Dem ſollte indeſſen nicht ſo ſein, denn gegen neun Uhr Abends ſteuerte das Dampfſchiff, auf welchem die Flüchtlinge ſich befanden, in den Vierwaldſtätterſee nach Flüelen zu, über die mondbeleuchtete Fluth, in welcher ſich ein grauſiger rother Schein abſpiegelte, der Feuerſchein von Roth und Honau.

Charakteriſtiſch für die Geſinnung Siegwarts iſt es gewiß, daß er die zwanzig Landjäger, welche ihn geſchützt hatten, in Uri ihrem Geſchicke überließ, er gab ihnen nicht ein-

mal die Mittel für ihre Rückreise, sondern sagte ihnen kalt und unbarmherzig, sie möchten für sich selbst sorgen.

In Flüelen angekangt, hatte Siegwart noch außerdem die Unverschämtheit, folgende Proclamation an die Luzerner zu erlassen:

„Schultheiß und Regierungsrath des Cantons Luzern an das Volk desselben. Getreue, liebe Mitbürger! Die unglückliche Wendung des heutigen Kampfes hat uns, um nicht durch den Feind zur Niederlegung der uns anvertrauten Regierungsgewalt gezwungen werden, bewogen, uns, da kein Punkt des Cantons Luzern Sicherheit bot, nach dem Canton Uri zurückzuziehen. Indem wir uns so wegbegeben, haben wir dem Herrn General den Auftrag gegeben, so viel als möglich für Sicherheit der Personen und des Eigenthums zu sorgen; wir beauftragten ihn weiter, wenn die Stadt Luzern gegen die vordringende Uebermacht nicht mehr vertheidigt werden könne, unnützes Blutvergießen zu verhindern; gleichzeitig hat er von uns Vollmacht und Auftrag erhalten, ohne der Regierungsgewalt zu nahe zu treten, über Schutz von Personen und Eigenthum im Canton Luzern mit der feindlichen Macht zu unterhandlen. Wir haben gemäß der Verantwortlichkeit, welche auf uns ruht, für die noch in der Staatskasse vorhandenen Gelder sichernde Maßnahmen getroffen, so wie wir es uns angelegen sein ließen, die Effekte des Staats mitzunehmen. Wenn wir auch gezwungen sind, der Gewalt zu weichen und das Gebiet des Canton Luzern zu verlassen, so sind wir nichts desto weniger Eure rechtsmäßige Landesobrigkeit. Unsere Wirksamkeit für Euch ist gegenwärtig freilich leider gering; die Zeit kann aber mit Gotteshülfe wieder kommen, wie es uns gegeben ist, in unserer vollen rechtlichen

Stellung zu Euch zurückzukehren. Wir hoffen, daß es dem Herrn General gelingen wird, Euch durch Unterhandlung vor ferneren Unbilden zu schützen. Ertraget daher indessen das große Unglück mit Gottergebung; wenn der Herr uns schwer heimgesucht hat, so wird er uns doch nicht ganz verlassen; durch geduldige Fügung in dessen Willen erwerben wir uns das Verdienst, seiner Erlösung wieder theilhaftig zu werden. So gegeben und dem Herrn General zur Verfügung gestellt. Flüelen, den 23. Wintermonat 1847. Der Statthalter: C. Siegwart-Müller. Namens des Regierungsraths: Der Staatsschreiber Bernhard Meier.

Diese Proclamation ist gewiß ein Musterstück Siegwartscher Unverschämtheit, besonders die Andeutung, daß die Zeit wiederkommen werde, wo die Regierung wieder in ihre volle rechtliche Stellung zurückkehren könne; ein solcher Ausbruch, nach einer so schmählichen, feigen Flucht, konnte unter den Bewohnern des Cantons Luzern nur die tiefste Verachtung gegen Siegwart-Müller erwecken, selbst seine früheren Anhänger waren entrüstet über sein Benehmen; so äußerte der General Salis-Soglio, der höchst tapfer gekämpft hatte und durch ein Granatenstück am Hinterkopf verletzt worden war, als er die Flucht Siegwarts und seiner Genossen erfuhr, er bereue es bitter, sich mit solchem Schurken eingelassen zu haben. Er erklärte dem Stadtrath: Luzern sei nicht ferner gegen die eidgenössischen Truppen zu halten, und fuhr dann um Mitternacht mit seinem Adjutanten auf einem zweiten Dampfschiffe fort. Auch die meisten den Luzernern zu Hülfe gekommenen Truppen begaben sich noch an jenem Abend auf den Heimmarsch.

19.

Am Morgen des 24. ſchickte der Stadtrath, welcher ſich nach der Flucht Siegwarts als proviſoriſche Regierung conſtituirt hatte, Parlamentaire an den General Dufour, um demſelben die Capitulation Luzerns anzubieten, erhielt aber die lakoniſche Antwort, es ſei zu ſpät, denn Luzern müſſe ſich ohne Bedingungen unterwerfen.

Ein Widerſtand war ferner nicht möglich, und ſo wurde denn die unbedingte Unterwerfung zugeſtanden. Schon am 24. rückten die eidgenöſſiſchen Truppen, die Diviſion Ziegler voran, in die Stadt, wo ſie mit unendlichem Jubel von der liberalen Bevölkerung aufgenommen wurden; die meiſten Häuſer waren mit begeiſternden Inſchriften geſchmückt, von denen ſich beſonders ein „Seid willkommen, ihr Befreier!" durch Größe und Schönheit auszeichnete; beſonders häufig waren die Inſchriften: „Nieder mit den Jeſuiten! Nieder mit dem Sonderbund!" In den Straßen Luzerns waren überall eidgenöſſiſche Fahnen ausgehängt, dieſelben Farben, welche früher ſo ſtreng verboten worden waren; überhaupt bot die Stadt ein ganz ähnliches Bild dar, wie Freiburg beim Einzuge der eidgenöſſiſchen Truppen.

Leider wurde auch in Luzern, wie in Freiburg, der Sieg durch Berner und Baſellandſchafter Truppen auf das Unwürdigſte benutzt; während die Züricher, Aargauer, Waadtländer und Solothurner auf eine höchſt rühmliche Weiſe in den Gränzen militäriſcher Disciplin blieben, hauſten die Berner und Baſellandſchafter ganz wie Räuber, ſie ſtürmten in die Läden und nahmen dort, was ihnen gefiel, ſie drangen in die Häuſer ein, forderten Wein und Lebensmittel, und

wenn ihrem Verlangen nicht ſofort nachgegeben wurde, ſo mißhandelten ſie die Bewohner, ohne ſelbſt Frauen und Kinder zu ſchonen. Auch Entweihungen von Heiligthümern kamen vor, ſo ſehr ſich auch die Offiziere bemühten, dergleichen zu verhindern.

Ueberhaupt haben die Berner Truppen während des ganzen Feldzuges ſich ausgezeichnet durch Unmenſchlichkeit und räuberähnliche Gräuelthaten; ſie haben ihren Sieg im Entlibuch durch dieſe befleckt. In den Kellern der Häuſer, in welche ſie eindrangen, ſchlugen ſie die Böden der Weinfäſſer ein, nicht um ihren Durſt zu ſtillen, ſondern nur um zu zerſtören und zu vernichten. Sie ſteckten die Häuſer in Brand, in denen vor zwei Jahren Freiſchärler gefangen oder umgebracht ſein ſollten, ohne ſich darum zu bekümmern, ob die Bewohner bereits die Gebäude verlaſſen hatten. Es wurde aus Rache gemordet, geſengt und geplündert, wie in einem feindlichen Lande; kein Zureden, keine Ermahnungen der Offiziere fruchteten bei den ergrimmten Soldaten, welche zum Theil bei dem Freiſchaarenzuge betheiligt geweſen waren und ſich nun rächten für die grauſame Behandlung, welche ſie damals im Canton Luzern erfahren hatten.

Dem Diviſionair Ochſenbein wird wegen dieſer Gräuelſcenen ein harter Vorwurf gemacht, doch verſichern viele wohlunterrichtete Zeugen, daß es ihm trotz aller ſeiner Anſtrengungen nicht möglich geweſen wäre, die wüthenden Soldaten zurückzuhalten.

So war denn Luzern gefallen, und mit ſeinem Fall das Schickſal des Sonderbundes entſchieden, denn die übrigen Sonderbundscantone ſahen nun ein, daß ein längeres Feſthalten an dem verderblichen Bündniſſe eine Thorheit ſein würde.

Am 25. November kapitulirte Unterwalden, am 26. Schwyz und Uri, am 29. endlich Wallis, und somit war der Krieg, der anfangs so furchtbar alle Verhältnisse der Schweiz zerfleischend erschien, in kurzer Zeit und mit verhältnißmäßig geringem Blutvergießen beendet.

In allen sonderbündischen Cantonen wurden neue Regierungen, aus liberalen und radikalen Männern bestehend, errichtet, und die Vertreibung der Jesuiten verfügt, in den meisten wurden die Kriegskosten den Klöstern oder den Regierungsmitgliedern aufgebürdet, an deren Privateigenthum man sich hielt; von der Bundesbehörde wurden im Wesentlichen folgende Beschlüsse über die Kosten des Krieges gefaßt:

1) Die Sonderbundscantone tragen diese Kosten unter Vorbehalt ihres Eigenthums an die Schuldigen.
2) Sie haften solidarisch dafür und bezahlen unter sich nach der eidgenössischen Geldscala.
3) Bis zum 20. December ist eine Million;
4) der Rest (von über vier Millionen) ebenfalls baar oder hypothekarisch zu bezahlen.
5) Bis dahin dauert die Occupation fort.
6) Sie leisten Ersatz für die Plünderungen und Verwüstungen ihrer Truppen.
7) Dies Alles ist unvorgreiflich den Beschlüssen wider die renitenten Cantone von Neuenburg und Appenzell J. R.

Es scheint die Contribution, welche den sonderbündischen Cantonen aufgelegt wurde, außerordentlich groß; sie ist es aber in der That nicht, wenn man bedenkt, wie große Opfer jener Krieg der Eidgenossenschaft gekostet hat.

20.

Wir haben ſchließlich noch einige Worte zu bemerken über die ſonderbare Politik, welche die fremden Mächte und beſonders Preußen in Beziehung auf den Sonderbund verfolgten. Preußen wurde dazu hauptſächlich durch ſeine eigenthümliche Stellung zu dem Fürſtenthum Neuenburg und durch das Verhältniß deſſelben zu den Cantonen der Schweiz veranlaßt.

Neuenburg hatte bekanntlich den merkwürdigen Grundſatz aufgeſtellt, es wolle ſich neutral erklären und ſowohl Geld- als Mannſchafts-Beiträge bei der Execution gegen den Sonderbund verweigern; es hatte zugleich in folgender Petition am 10. November den König um Schutz gebeten:

„Allergnädigſter Herr! Bei den peinlichen Verhältniſſen, in denen ſich unſer Vaterland befindet, ungewiß über den Ausgang des blutigen Kampfes, welcher in der Schweiz begonnen hat; mit einer militairiſchen Beſetzung bedroht von Seiten der revolutionairen Cantone, welche unſeren Inſtitutionen feindlich geſinnt und geneigt ſind, in unſerem Vaterlande die Abſichten einer aufrühreriſchen Minderzahl zu unterſtützen, ſetzt das treue Volk Ihrer Fürſtenthümer Neuenburg und Valendis ſeine Hoffnungen auf den Schutz des Allerhöchſten und auf den Ew. Maj., wovon es ſo oft die heilſamen Wirkungen erfahren hat. Da jedoch die Vorſteher und Deputirten der vier Bürgerſchaften den Fall vorausſehen, wo die Macht und die Gewalt augenblicklich den Sieg über die gerechte Sache davon tragen könnten, haben ſie von den Augenblicken Gebrauch machen wollen, wo ſie ſich noch frei vereinigen und ihre Empfindungen kundgeben können, um im Voraus ſich

gegen jeden Angriff zu verwahren, der gegen die Institutionen unseres Vaterlandes und ganz besonders gegen die Bande gerichtet werden möchte, welche uns an Ew. Maj. knüpfen, Bande, die unser Glück ausmachen, und welche keine Macht von den Herzen der wahren Neuenburger loszumachen vermag. Wir nehmen uns ehrerbietigst die Freiheit, in Ihre Hände, allergnädigster Herr, die Original-Verwahrung niederzulegen, welche sie einstimmig angenommen und in rechtsgültiger Form unterzeichnet haben."

Der König antwortete hierauf Folgendes:

„Wir Friedrich Wilhelm IV., von Gottes Gnaden, König von Preußen, souverainer Fürst von Neuenburg und Valendis u. s. w. Unseren gnädigen Gruß zuvor! Nachdem Wir Kenntniß genommen haben von dem in der Sitzung am 29. Oktober d. J. gefaßten Beschlusse des gesetzgebenden Körpers, welcher die Neutralität des Landes während des jetzt in der Schweiz ausgebrochenen Bürgerkrieges verkündigt, und nachdem Wir von der vollkommenen Zustimmung zu diesem Beschluß Seitens der vier Bürgerschaften, der Geistlichkeit und der vornehmsten Organe des Landes unterrichtet worden, erklären Wir hiermit, daß Wir den Beweggründen, welche dem gesetzgebenden Körper diesen Beschluß eingegeben haben, Unsere vollkommene Billigung ertheilen, daß Wir demzufolge und in Unserer Eigenschaft als souverainer Fürst diesen Beschluß aus eigener Bewegung ratificiren und bestätigen, und demnach Unser Fürstenthum Neuenburg und Valendis für ein neutrales und unverletzliches Land während der ganzen Dauer des gegenwärtigen Bürgerkrieges erklären, gleichwie diese Neutralität und Unverletzbarkeit von dem gesetzgebenden Körper und dem Staatsrath von Neuenburg verstanden und näher

bestimmt worden ist. Deß zu Urkund haben Wir gegenwärtige Erklärung allerhöchsteigenhändig vollzogen und mit Unserem Insiegel bedrucken lassen. Gegeben zu Berlin, den neunzehnten November im Jahre des Heils Eintausend achthundert und siebenundvierzig, und Unserer Regierung im achten. (L. S.) Friedrich Wilhelm. (contrasign.) Werther."

Am 26. November übergab der preußische Gesandte der Tagsatzung folgende Note:

„Der unterzeichnete königlich preußische Gesandte bei der schweizerischen Eidgenossenschaft ist von seinem allerhöchsten Hofe beauftragt, an Se. Excellenz und Ihre Hochwohlgeboren die HH. Präsident und Regierungsrath des hohen eidgenössischen Standes und Vorortes Bern, und gleichzeitig an die sämmtlichen übrigen hohen Cantonal-Regierungen, die nachstehende Erklärung zu richten: Der König, des Unterzeichneten allergnädigster Herr, hat, in seiner Eigenschaft als souverainer Fürst von Neuenburg, nach dem hier abschriftlich beigefügten, offenen Brief vom 19. d. Mts., dem von den verfassungs- und gesetzmäßig bestehenden politischen Körperschaften des Landes gefaßten Beschlusse, in dem ausgebrochenen Bürgerkriege strenge Neutralität zu beobachten, allerhöchst seine Bestätigung und Caution erhielt. Beseelt von dem Wunsche, nicht blos diesem Theile der Schweiz seinen königlichen Schutz angedeihen zu lassen, sondern der ganzen Eidgenossenschaft zur Errettung von dem Unheile des Krieges eine hülfreiche Hand zu bieten, hat Se. Maj. der König zugleich seine hohen Alliirten, die Stadt Neuenburg als Vereinigungspunkt für vermittelnde Verhandlungen vorgeschlagen und sich dabei der zuversichtlichen Erwartung hingegeben, daß die sämmtlichen Cantonal-Regierungen und die Führer der

Truppen der Neutralität des souverainen Standes Neuenburg unbedingt respectiren werden. Indem der Unterzeichnete Se. Excellenz und Ihre Hochwohlgeboren, die HH. Präsident und Regierungsrath des hohen eidgenössischen Standes Bern, hiervon ergebenst unterrichtet, hat er die Erklärung hinzuzufügen, daß Se. Maj. der König eine jede Verletzung dieser von Allerhöchstdemselben sanctionirten Neutralität als einen Friedensbruch und als einen gegen Se. Maj. verübten Akt der Feindseligkeit betrachten müßte. Der Unterzeichnete benutzt diesen Anlaß, um Se. Excellenz und Ihre Hochwohlgeboren seiner ausgezeichneten Hochachtung zu versichern. Neuenburg, am 26. Nov. 1847. (Sig.) R. v. Sydow."

Die Antwort der Tagsatzung war ruhig und der guten Sache würdig:

„Sr. Excellenz dem Hrn. Geh. Legationsrath v. Sydow, k. preuß. außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister bei der schweizerischen Eidgenossenschaft. Die vom 26. Nov. d. J. datirte Note, welche Se. Excel. der k. preuß. außerordentliche Gesandte und bevollmächtigte Minister bei der schweizerischen Eidgenossenschaft an den Vorort, sowie an die sämmtlichen Cantonal-Regierungen übersandt hat, wurde vom Vorort der eben versammelten obersten Bundesbehörde zur Kenntniß gebracht, und diese giebt sich hiermit die Ehre, auf den Inhalt dieser Note Folgendes zu erwidern: Die erste Bedingung, unter welcher der Canton Neuenburg in den eidgenössischen Bund aufgenommen wurde, lautet nach der Vereinigungsakte vom 6. April und 19. Mai 1815 also: „„Art. 1. Der souveraine Stand Neuenburg wird als Canton in die schweizerische Eidgenossenschaft aufgenommen. Diese Aufnahme findet unter der ausdrücklichen Bedingung statt, daß die Er-

füllung aller Verpflichtungen, welche dem Staat Neuenburg als Glied der Eidgenossenschaft obliegen, die Theilnahme dieses Standes an der Berathung der allgemeinen Angelegenheiten der Schweiz, die Ratification und Vollziehung der Beschlüsse der Tagsatzung, ausschließlich die in Neuenburg residirende Regierung betreffen werden, ohne daß dafür eine weitere Sanction oder Genehmigung erforderlich sei."" Nach dieser klaren Vertragsbestimmung ist der souveraine Fürst von Neuenburg von jeder Einwirkung auf die bundesrechtlichen Verhältnisse zwischen der Eidgenossenschaft und dem Canton Neuenburg ausgeschlossen. Der letztere hat als Bundesglied ganz dieselben Rechte und Verpflichtungen, wie jeder andere Canton. Der erwähnte Artikel der Vereinigungs-Akte hat keinen anderen Zweck, als der Eidgenossenschaft diese Gleichstellung Neuenburgs zu sichern. Wenn nun dennoch Se. Majestät der König von Preußen einen auf die Bundesverhältnisse bezüglichen Akt des gesetzgebenden Körpers von Neuenburg seiner Sanction unterwirft, diesen der Eidgenossenschaft noch überdies officiell mittheilt und die Zumuthung daran knüpft, den Canton Neuenburg in inneren Angelegenheiten der Schweiz als neutrales Gebiet anzuerkennen, so muß die eidgenössische Tagsatzung hierin eine Intervention erblicken, welche mit dem Art. 1. des erwähnten Vertrages in Widerspruch steht, und sie muß die Rechte und die Selbstständigkeit der Eidgenossenschaft feierlichst dagegen verwahren. Nach der Bundes-Akte vom 7. August 1815 und einer unbestrittenen Uebung ist die schweizerische Tagsatzung competent, die Frage zu entscheiden, ob ein Canton seine bundesmäßen Verpflichtungen erfüllt habe, und ebenso ist die Tagsatzung berechtigt, im vorkommenden Fall alle erforderlichen Verfügungen zu

treffen, um den Rechten und der Autorität des Bundes Geltung zu verschaffen. Wenn sie dieses in Bezug auf irgend einen Kanton thun muß, nach der Pflicht, welche ihr obliegt, nach dem Bundeseid, den sie geleistet hat; so schließt dieses mit Nothwendigkeit jede Präsumtion einer Beleidigung oder Feindseligkeit aus, und die Tagsatzung muß daher die diesfällige, in der Note ausgesprochene, Annahme einer solchen von sich ablehnen. Die Eidgenossenschaft hat von jeher die Rechte des Fürstenthums Neuenburg als solchen anerkannt und sich nicht in das Verhältniß dieses Landes zu seinem Fürsten gemischt. Ueberhaupt gewährt die Vergangenheit und das eigene Interesse der Eidgenossenschaft eine hinreichende Garantie, daß dieselbe sich stets bestreben wird, durch gewisse Beobachtung internationaler Verpflichtungen, die freundschaftlichen Beziehungen zu andern Staaten zu unterhalten und zu pflegen; auf der andern Seite aber spricht die Eidgenossenschaft die gerechte Erwartung aus, daß auch ihre Selbstständigkeit und Unabhängigkeit geachtet werde, und sie ist ihrer Aufgabe und Pflicht bewußt, für deren Vertheidigung mit aller Kraft einzustehen. Die Tagsatzung kann nicht umhin, noch zu erwähnen, daß sie unter ganz ähnlichen Umständen schon einmal dieselben Grundsätze über die Stellung Neuenburgs zur Eidgenossenschaft ausgesprochen und durchgeführt hat. Sie erlaubt sich, Se. Excellenz den königl. preußischen Gesandten hierüber auf die vom 5. September 1833 datirte Note Sr. Hochwohlgeboren des Herrn von Ofers, königl. preußischen Gesandtschafts-Secretärs, und auf die Antwort des Vororts vom 7. September 1835 zu verweisen. Auf die fernere Anzeige, daß Se. Maj. der König von Preußen seinen hohen Alliirten die Stadt Neuenburg als Vereinigungs-

ort für vermittelnde Verhandlungen, betreffend die Schweiz, vorgeſchlagen habe, ſieht ſich die Tagſatzung ſchließlich noch veranlaßt, Sr. Excellenz dem k. preuß. Geſandten mitzutheilen, daß die bewaffnete Vollziehung der Tagſatzungsbeſchlüſſe gegen den ſogenannten Sonderbund beendigt iſt, indem die ſämmtlichen ſieben Cantone ſich dem Bundesbeſchluſſe unterworfen haben, und zwar größtentheils auf dem Wege der Capitulation und ohne weitere Anwendung von Waffengewalt. Es iſt der Feſtigkeit der Bundesbehörde, dem Muth und der Begeiſterung der eidgenöſſiſchen Truppen, der Einſicht und Humanität ihrer Führer, in kurzer Zeit gelungen, Geſetz und Ordnung wieder herzuſtellen. Hiervon abgeſehen, muß jedoch die Eidgenoſſenſchaft auf dem Rechte beharren, ſelbſtſtändig ihre Angelegenheiten zu ordnen, und zwar im vorliegenden Verhältniß um ſo mehr, als es ſich weder um Vermittelungen mit anderen Staaten, noch um einen Krieg einzelner Cantone gegen andere, ſondern um die Anwendung der Bundesgewalt gegen einzelne renitirende Bundesglieder handelte. Zudem hat die Eidgenoſſenſchaft auch hier wieder den Beweis geleiſtet, daß ſie ſowohl den Willen als die Kraft beſitze, vorübergehenden Störungen des inneren Friedens von ſich aus mit Entſchiedenheit zu begegnen. Uebrigens ergreift die eidgenöſſiſche Tagſatzung dieſen Anlaß, um Sr. Exc. den preuß. Geſandten ihrer ausgezeichneten Hochachtung zu verſichern ꝛc."

So ſah ſich alſo Preußen mit ſeiner übereilten Beiſtimmung zu den Schritten der neuenburgiſchen Regierung ſehr gedehmüthigt, denn die Tagſatzung kehrte ſich an die preußiſchen Noten im Geringſten gar nicht, ſondern legte dem widerſpenſtigen Canton ſeine Strafe, ohne alle Rückſicht auf deſſen

hohen Protector auf, welcher auch nur insofern seinen getreuen Unterthanen zu helfen vermochte, als er zu der ihnen befohlenen Contribution seinen Theil unter der Hand beitrug.

Auch eine eigenthümliche Intervention Frankreichs, welches Tagsatzung und Sonderbund noch versöhnen wollte, nachdem der Sonderbund schon besiegt war, und daher gar nicht mehr existirte, wurde natürlicher Weise zurückgewiesen.

Fünftes Kapitel.

Frankreich.

1.

Wir kommen jetzt zu einem Theil unserer Geschichte, welcher von der allerhöchsten, ja von ganz unberechenbarer Wichtigkeit ist.

Seit dem Jahre 1789 ist Frankreich gewissermaßen der Heerd aller Revolutionen für Europa gewesen. Von Frankreich gingen die Freiheitsideen aus, welche in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts ganz Europa durchglühten, Frankreich war wieder das Land, welches unter dem Scepter Napoleons das ganze civilisirte Europa, mit Ausnahme des meerumschlungenen Englands, beherrschte. Auch im Jahre 1830 ging Frankreich den übrigen Ländern voran und führte zuerst die Herrschaft der Bourgeoisie im constitutionellen Königthum ein, welche unter der Regierung Ludwig Philipps zur höchsten Blüthe gelangte, bis am 23. Februar 1848 ging Frankreich

uns wieder voran, und stürzte das Königthum. Alle jene furchtbaren, oft wunderähnlichen Ereignisse, welche das Jahr 1848 in so reichlicher Fülle uns darbietet, sind nur eine Folge der französischen Februar-Revolution.

Blicken wir zuerst auf die Geschichte und sehen wir dieselbe merkwürdige Erscheinung sich stets wiederholen, sehen wir, wie jede großartige That des französischen Volkes von den übrigen Völkern Europa's nachgeahmt wird, dann liegt uns die Frage nicht fern: wie kommt es, daß gerade Frankreich uns stets zur Nacheiferung anspornt, wie kommt es, daß nur England sich ausschließt von den Bewegungen, welche von seinem Nachbarlande ausgehen?

Die Frage ist wahrlich nicht leicht zu beantworten, doch wollen wir es versuchen, so weit dies in der nöthigen Kürze möglich ist.

Alle Völker müssen eine gewisse Entwickelungsperiode durchmachen, und wie es denn in der Geschichte kaum etwas Neues giebt, sondern stets das Alte sich verjüngt und wiederholt, so treten auch bei der Entwickelung fast aller Völker dieselben Stadien hervor.

England hat seine Entwickelung bis zu dem Punkt, auf welchem es jetzt steht, am frühesten begonnen. Vergleichen wir die Geschichte Englands, Frankreichs und Preußens, so finden wir eine wunderliche Aehnlichkeit zwischen den Zuständen, wie sie in England unter Carl I., in Frankreich unter Ludwig XVI. sich zeigten, und wie sie in Preußen unter Friedrich Wilhelm IV. bestehen; auch die Charaktere der drei Könige selbst haben eine überraschende Uebereinstimmung. So haben wir denn, der Analogie nach zu schließen, auch ähnliche Phasen unserer Revolution noch durchzumachen, wie sie die Geschichte

jener Länder uns zeigt, ähnliche, ſage ich, denn die Geſchichte eines Landes wird in ihren Specialitäten beſtimmt durch die Charaktere der Völker und kann daher niemals ganz gleich ſein.

England hatte die Entwickelungsperiode, welche Frankreich am Ende des vorigen Jahrhunderts durchmachen mußte, bereits beendet, es konnte daher ruhig bleiben inmitten der Stürme, welche über das ganze andere Europa hintobten, es konnte ruhig bleiben, während Deutſchland damals die erſten Zuckungen des Entwickelungskampfes empfand, der im Jahre 1848 für unſer Vaterland beginnen ſollte; damals wurden die erſten Grundſteine zu dem Freiheitsgebäude gelegt, welches wir jetzt aufzubauen bemüht ſein müſſen.

Während Frankreich mit dem der franzöſiſchen Nation eigenen Feuereifer vorwärts eilte, ſich überſtürzte und dadurch zurückkam, denn es mußte von dem Sturze ſich erſt wieder erholen, ging Deutſchland ruhiger und gründlicher vorwärts, es konnte und wollte dem feurigen, ungeſtümen Nachbar bei ſeinem ungezügelten Laufe nicht folgen.

Die Entwickelung des deutſchen Volks ging ihren ruhigen Gang; das Jahr 1830 ſchien ſie allerdings beſchleunigen zu wollen; aber es zeigte ſich bald genug, daß der Deutſche noch nicht vollkommen durchdrungen ſei von dem Geiſte der Freiheit, und wieder mußten 18 Jahre des ruhigen Fortſchritts vergehen, um es ihm völlig klar zu machen, unter welchem furchtbaren Joch er lebe, um die im Bewußtſein des Volkes liegenden Freiheitskeime zur Reife zu bringen.

Da kam die franzöſiſche Februar-Revolution, ein Donnerſchlag aus heiterem Himmel! — Der franzöſiſche Königsthron wurde geſtürzt, und an ſeine Stelle eine demokratiſche Republik geſetzt.

Plötzlich gingen dem deutſchen Volke die lang verſchloſſenen Augen auf, plötzlich fühlte er das Erwachen der in ſeinem Innerm ſeit einem halben Jahrhundert ſchlummernden Freiheitsideen, welche während des Schlafs gewachſen waren, und ſich gekräftigt hatten! Der deutſche Rieſe erwachte, er reckte die gewaltigen Glieder, mit jeder Bewegung einen Fürſtenthron erſchütternd; aber noch immer iſt er nicht zum vollen Bewußtſein gelangt, noch immer hat er die alten Feſſeln nicht völlig zerſprengt, wie es ſeiner unendlichen Kraft ſo leicht wäre, noch immer ſitzen mehr denn 30 ſeiner Peiniger auf ihren freilich wankenden Thronen, und ſuchen neue Ketten zu ſchmieden, um die Rieſenglieder feſter zu binden.

Unſinnige Hoffnung! — Eine gewaltige Regung der gigantiſchen Kraft, dann reißen jene Ketten, und mit ihnen die Bänder, welche die Throne an einander knüpfen. Die Zeit iſt nahe, wo der deutſche Rieſe, völlig erwachſen, ein furchtbares Gericht halten wird über ſeine Peiniger! —

Aber was hat das Alles mit Frankreich zu thun?

O viel, ſehr viel, denn Frankreich eben iſt es, welches uns das Zeichen gegeben hat zum Erwachen, Frankreich verdanken wir die Freiheitsideen, welche uns beſeelen! Im vorigen Jahrhundert hat es geſäet in den Buſen des deutſchen Volks, im Jahre 1830 mit einem befruchtenden Regen zum friſcheren Wachsthum, im Jahre 1848 durch ſeine Revolution zur Reife gebracht! — Frankreich hat uns durch ſeine Geſchichte ein glänzendes Beiſpiel gegeben, wie wir uns hüten müſſen vor dem Ueberſtürzen, wie wir ruhig und ſicher fortſchreiten müſſen; aber es hat uns auch ein Beiſpiel davon gegeben, daß jedes conſtitutionelle Königthum, ſei es gegründet auf eine Herrſchaft des Adels oder des Bürgerthums, nichts iſt, als

eine heuchlerische Lüge, welche endlich durch blutige Revolutionen entlarvt werden muß!

Hüten wir uns, die Geschichte Frankreichs zu vergessen! Schauen wir mit klaren Blicken auf unsere Verhältnisse, dann kann es uns nicht verborgen bleiben, das für Deutschland das Jahr 1789 angebrochen ist, und daß die Zeit sich uns naht, wo wir Gericht halten müssen über die Feinde und Kerkermeister der Völker, über jene Menschen, welche sich mit einem fast göttlichen Nimbus umgaben, damit der betrogene Haufen ihre selbstsüchtige Schändlichkeit nicht gewahre! — Die Zeit des Gerichts ist nahe! Seien wir dann gerecht; aber seien wir nicht blutdürstig! — Ein Blick auf die Geschichte zeigt es uns hinlänglich, daß allerdings Blut fließen muß, ehe ein Volk sich die Freiheit zu erkämpfen vermag, daß es aber ein ebenso großes Unglück ist für die Völker, wenn sie aus Leidenschaft Ströme Blutes fließen lassen, ohne den Zeitpunkt finden zu können, wo sie aufhören müssen, als wenn sie in thörichter Furcht zurücktreten, wo es gilt, sich die Freiheit zu erringen und zu erhalten, weil sie sich scheuen, durch Blut ihre Fesseln zu sprengen.

Die Geschichte Frankreichs möge uns als Beispiel dienen, an ihr müssen wir lernen, was wir zu thun, was wir zu unterlassen haben!

2.

Es giebt vielleicht in der ganzen neueren Geschichte keinen wichtigern Zeitabschnitt, als den, welcher mit der Pariser Februarrevolution beginnt, denn durch jene Revolution wurde ein neues Prinzip der menschlichen Gesellschaft zum ersten Male zur Geltung gebracht, das Prinzip des Sozialismus.

Vergleichen wir die früheren Revolutionen mit der jetzigen, so finden wir dort überall den rein politischen Charakter vorherrschend, während uns hier die gesellschaftliche Färbung der französischen Bewegung und der durch dieselbe veranlaßten deutschen Revolutionen augenblicklich in die Augen springt.

War bei den früheren Revolutionen nur von einigen unbedeutenden politischen Rechten der Völker, gegenüber dem absoluten Königthum, die Rede, kämpften früher die unteren Schichten des Volkes meistens nur für die oberen, um diesen Freiheiten zu erringen, an denen selbst Theil zu nehmen sie kaum zu hoffen wagten, so zeigen die Staats-Umwälzungen des Jahres 1848 gerade das Gegentheil. Das Proletariat, die besitzlose Klasse, ist es, welche in unseren Tagen, durchdrungen von dem Gefühl ihrer menschlichen und politischen Rechte, gegenüber der Tyrannei der Besitzenden und der sogenannten Vornehmen, aufstand und das Schwert zur Hand nahm, weil es nach Jahrhunderte langem Leiden durch die Mittel der Milde und des Gesetzes sich nicht losringen konnte von den drückenden Fesseln, welche ihm die besitzende Klasse auferlegt hatte.

In Deutschland springt dies für jetzt weniger in die Augen, als in Frankreich, denn Deutschland hat noch nicht wie Frankreich im Jahre 1789 alle Stadien des politischen Entwickelungsganges der Völker durchgemacht, Deutschland muß sich die Bahn erst brechen, welche Frankreich längst durchschritten hat.

Seit der Juli-Revolution im Jahre 1830 war in Frankreich die Bourgeoisie zur höchsten Blüthe ihrer Herrschaft gelangt. In dem lügnerischen constitutionellen System, an dessen Spitze Ludwig Philipp der Bürgerkönig stand, war

eine heuchlerische Lüge, welche endlich durch blutige Revolutionen entlarvt werden muß!

Hüten wir uns, die Geschichte Frankreichs zu vergessen! Schauen wir mit klaren Blicken auf unsere Verhältnisse, dann kann es uns nicht verborgen bleiben, das für Deutschland das Jahr 1789 angebrochen ist, und daß die Zeit sich uns naht, wo wir Gericht halten müssen über die Feinde und Kerkermeister der Völker, über jene Menschen, welche sich mit einem fast göttlichen Nimbus umgaben, damit der betrogene Haufen ihre selbstsüchtige Schändlichkeit nicht gewahre! — Die Zeit des Gerichts ist nahe! Seien wir dann gerecht; aber seien wir nicht blutdürstig! — Ein Blick auf die Geschichte zeigt es uns hinlänglich, daß allerdings Blut fließen muß, ehe ein Volk sich die Freiheit zu erkämpfen vermag, daß es aber ein ebenso großes Unglück ist für die Völker, wenn sie aus Leidenschaft Ströme Blutes fließen lassen, ohne den Zeitpunkt finden zu können, wo sie aufhören müssen, als wenn sie in thörichter Furcht zurücktreten, wo es gilt, sich die Freiheit zu erringen und zu erhalten, weil sie sich scheuen, durch Blut ihre Fesseln zu sprengen.

Die Geschichte Frankreichs möge uns als Beispiel dienen, an ihr müssen wir lernen, was wir zu thun, was wir zu unterlassen haben!

2.

Es giebt vielleicht in der ganzen neueren Geschichte keinen wichtigern Zeitabschnitt, als den, welcher mit der Pariser Februarrevolution beginnt, denn durch jene Revolution wurde ein neues Prinzip der menschlichen Gesellschaft zum ersten Male zur Geltung gebracht, das Prinzip des Sozialismus.

Vergleichen wir die früheren Revolutionen mit der jetzigen, so finden wir dort überall den rein politischen Charakter vorherrschend, während uns hier die gesellschaftliche Färbung der französischen Bewegung und der durch dieselbe veranlaßten deutschen Revolutionen augenblicklich in die Augen springt.

War bei den früheren Revolutionen nur von einigen unbedeutenden politischen Rechten der Völker, gegenüber dem absoluten Königthum, die Rede, kämpften früher die unteren Schichten des Volkes meistens nur für die oberen, um diesen Freiheiten zu erringen, an denen selbst Theil zu nehmen sie kaum zu hoffen wagten, so zeigen die Staats-Umwälzungen des Jahres 1848 gerade das Gegentheil. Das Proletariat, die besitzlose Klasse, ist es, welche in unseren Tagen, durchdrungen von dem Gefühl ihrer menschlichen und politischen Rechte, gegenüber der Tyrannei der Besitzenden und der sogenannten Vornehmen, aufstand und das Schwert zur Hand nahm, weil es nach Jahrhunderte langem Leiden durch die Mittel der Milde und des Gesetzes sich nicht losringen konnte von den drückenden Fesseln, welche ihm die besitzende Klasse auferlegt hatte.

In Deutschland springt dies für jetzt weniger in die Augen, als in Frankreich, denn Deutschland hat noch nicht wie Frankreich im Jahre 1789 alle Stadien des politischen Entwickelungsganges der Völker durchgemacht, Deutschland muß sich die Bahn erst brechen, welche Frankreich längst durchschritten hat.

Seit der Juli-Revolution im Jahre 1830 war in Frankreich die Bourgeoisie zur höchsten Blüthe ihrer Herrschaft gelangt. In dem lügnerischen constitutionellen System, an dessen Spitze Ludwig Philipp der Bürgerkönig stand, war

linge zu liefern hatten in dem Departement der Aube, wo eine bösartige Viehseuche herrschte, Agenten herumschickten, um das kranke Vieh aufzukaufen, für die Sträflinge zu schlachten und so diese langsam zu vergiften. Was galt jenen Geldmännern der Mord so vieler hundert Menschen, wenn sie nur ihren Beutel spicken konnten.

Ein ähnlicher, schändlicher Prozeß wurde angeregt durch den Redakteur der „Presse", Emil de Girardin, einen Menschen, der früher in dem Solde der Regierung gestanden, sich neuerdings aber mit derselben veruneinigt hatte und nun gegen sie auftrat. Girardin klagte die Regierung an, eine Pairswürde für 80,000 Franken angeboten zu haben, und die Regierung konnte keine Beweise gegen diese Behauptung anführen, sie mußte eine Art schimpflichen Frieden mit dem Ankläger schließen.

Täglich kamen nun Klagen ähnlicher Art zum Vorschein, täglich wurden Prozesse anhängig gemacht über Bestechungen, und die Wuth und Erbitterung des Volkes gegen die unwürdige Regierung wuchs daher fortwährend.

Aber das war es nicht allein, es kamen noch ganz andere Verbrechen zum Vorschein, welche einen furchtbaren Beweis lieferten für die Tiefe der Demoralisation, welche in den höheren Kreisen der französischen Gesellschaft herrschte.

Ein Duellprozeß hatte vor einiger Zeit Aufsehen gemacht. Dujarrier, der Redakteur eines beliebten Blattes, war von einem anderen bekannten Literaten im Duell erschossen worden. Zeugen aus den höchsten Ständen traten auf und beschworen, daß das Duell in durchaus ehrenhafter Weise vor sich gegangen sei, daß Beauvallon die Pistolen, mit denen er geschossen, nicht vorher gekannt habe, und dennoch ergab sich

bei einer neuen Untersuchung, daß hier ein förmlicher Mord vorgegangen, denn Beauvallon, ein vorzüglicher Schütze, hatte sich eine Stunde vorher mit den Pistolen völlig eingeübt.

Kurze Zeit darauf kam ein anderer fast noch furchtbarerer Fall in der höhern Gesellschaft vor. Die Herzogin von Choiseul-Praslin wurde eines Morgens ermordet in ihrem Bette gefunden, von Wunden bedeckt, bot ihre Leiche einen gräßlichen Anblick dar und bewies, daß der Mörder ein Mensch von raffinirter niederträchtiger Grausamkeit sei, und dieser Mann war der Gatte der Ermordeten selbst, der Herzog von Praslin, und Mann von bisher unbescholtenem Rufe.

Das Volk von Paris war außer sich vor Wuth, als es die Kunde erhielt von der neuen gräßlichen That, es fürchtete, die Regierung werde den Herzog, der in den befreundetsten Verhältnissen zum Hofe stand, der Rache des Gesetzes entschlüpfen lassen; Volkshaufen umstanden deshalb fortwährend das Gefängniß, welches den Verbrecher einschloß, um darüber zu wachen, daß derselbe der gerechten Strafe nicht entrinne; aber dennoch sollte es dem Volke von Paris nicht vergönnt sein, das Haupt des Schändlichen auf dem Schaffotte fallen zu sehen, denn plötzlich starb derselbe im Gefängniß, wie es hieß, in Folge einer freiwilligen Vergiftung, weil er es vorzog, auf diese Weise, anstatt auf dem Schaffot sein Leben zu enden. Wie weit indessen damals das Mißtrauen gegen die Regierung ging, ergiebt sich daraus, daß das Volk von Paris fast durchweg nicht an eine freiwillige Vergiftung des Herzogs glaubte, die allgemeine Stimme ging dahin, daß der Herzog von der Regierung vergiftet worden sei, damit

dieſelbe nicht gezwungen werde, ein ſo hohes Haupt auf dem Schaffott fallen zu laſſen.

Aehnliche, wenn auch weniger furchtbare Ereigniſſe trugen ſich innerhalb der vornehmen Stände mit jedem Tage zu und bewirkten eine innere, tiefere Verachtung des Volkes gegen jene bevorrechteten Stände. Die Lehrer des Socialismus und Communismus gewannen daher gerade unſerer Zeit, welche der Februar-Revolution unmittelbar vorhergeht, einen ganz beſonderen furchtbaren Anhang.

Außer durch ihre Beſtechlichkeit, durch ihr ſtarres Anhalten an den nicht mehr zeitgemäßen Wahlgeſetzen, hatte die franzöſiſche Regierung unter dem Miniſter Guizot ſich beim Volke auch noch beſonders dadurch verhaßt gemacht, daß ſie bei den italieniſchen Bewegungen auf Seiten der Fürſten gegen die freiheitsliebenden Völker ſtand, daß ſie bei den Sonderbundskriegen der Schweiz die Partei der Jeſuiten unterſtützte durch Geld und Waffen, jene Partei, welche kaum irgendwo ſo ſehr gehaßt und gefürchtet wird, als gerade in Frankreich.

Seit der Revolution vom Jahre 1789 iſt es der Stolz des franzöſiſchen Volks geworden, überall da auf der Seite der Freiheit zu ſtehen, wo ein Kampf ausbricht zwiſchen dieſer und der Despotie; die Franzoſen halten es für eine Ehrenſache der Nation, nicht nur ihre eigene Freiheit zu wahren, ſondern auch anderen Völkern bei der Erkämpfung derſelben beizuſtehen. Von dieſem Gefühle iſt jeder Franzoſe aufs Innigſte durchdrungen, und das franzöſiſche Volk mußte daher tief verletzt werden durch die freiheitsmörderiſche, kriegs- und jeſuitenfreundliche Politik, welche das Miniſterium Guizot in den Schweizer und den italieniſchen Angelegenheiten beweis.

Aus dieſen Gründen war das Miniſterium beim Volke

schon längst auf das Aeußerste verhaßt, wenn es auch getragen wurde durch eine meist aus bestochenen Beamten bestehende Kammer-Majorität.

Aber nicht allein auf das Ministerium Guizot fiel der Haß der Nation, auch auf den König, auf Louis Philipp selbst.

Das Mißtrauen, welches der König im Jahre 1830 gegen seinen Verwandten Karl X. gesäet hatte, um sich selbst auf den Thron zu schwingen, den er jenem zu rauben wußte, sollte er jetzt ernten.

Als im Jahre 1830 das französische Volk Louis Philipp auf den Thron erhob, da glaubte es, dieser habe etwas gelernt durch die Geschichte, seine in der Verbannung unter tausend Widerwärtigkeiten vergangene Jugend werde ihm einen Blick gestattet haben in das Leben, das Wesen, den Willen des Volks; es glaubte, Louis Philipp werde wenigstens das gelernt haben, daß ein Königsthron sich in unserer Zeit nicht zu halten vermag, wenn er nicht getragen wird durch den allgemeinen Volkswillen, durch Achtung und Liebe.

Aber wie sehr hatten sich die Franzosen getäuscht, sie hatten eine Erfahrung vergessen, welche die Geschichte uns ewig aufdringt; sie hatten vergessen, daß die Könige aufhören wollen, Menschen zu sein, nachdem sie den Thron bestiegen haben, daß sie mit unbegreiflicher Thorheit ihre Ohren verschließen für den Willen der Völker und sie nur öffnen für die Einflüsterungen gleißnerischer Hofschranzen; sie hatten vergessen, daß eine Nebelwolke der Hofeitelkeit, des Hofehrgeizes und der Hofselbstsucht die Könige umschwebt, welche ihre Blicke verschleiert und es ihnen unmöglich macht, durchzudringen bis zu dem Willen und den Wünschen des Volkes.

Ja, ſo lange es Könige giebt und Fürſten auf Erden, ſo lange muß es betrogene Völker geben.

Das hatten die Franzoſen vergeſſen; aber ſie haben es einſehen gelernt unter der Regierung Louis Philipps, ſie haben den Scorpion aus ihrem Buſen geriſſen und ihn zertreten; ſie haben den Königsthron zertrümmert und den König mit ſeiner Familie aus dem Lande gejagt, ſie haben dadurch den Grundſtein gelegt zu einer neuen ſchönen Zeit für ſich und alle Völker Europa's, zu einer Zeit der Freiheit.

Das danken wir den Franzoſen, und deshalb iſt die Geſchichte der Februartage von ſo unberechenbarer Wichtigkeit, denn ſie giebt dem deutſchen Volke ein glänzendes Beiſpiel, ein Beiſpiel, welches es befolgen wird, und zwar in kurzer Zeit, denn die Zeit der Königreiche iſt verronnen, eine neue, ſchönere, edlere Zeit bricht an, die Zeit:

der demokratiſchen Republik.

2.

Wir haben oben bereits angedeutet, wie ſchmählich das franzöſiſche Volk von ſeinem „Bürgerkönige" Louis Philipp betrogen wurde. Als es in den Julitagen des Jahres 1830 den frechen Bourbonen Karl X. vom Throne geſtoßen und verjagt hatte, als das Volk in den Königsſaal der Tuillerien drang, und auf den verlaſſenen Thron des Königs die jugendliche Leiche eines gefallenen Freiheitskämpfers legte, zum Zeichen, daß hier fortan die Freiheit thronen ſolle — da ahnte es nicht, daß eben von dieſem Throne aufs Neue eine achtzehnjährige Zeit der Knechtſchaft über Frankreich ſollte verhängt werden. Den Platz Karl des X. nahm Louis Philipp ein, das Haus der Orleans übernahm die Herrſchaft, die dem

Hause der Bourbonen entrissen war, wie im bürgerlichen Leben nicht selten ein Haus das Geschäft eines andern, das bankerott ist, übernimmt, und sein Glück damit versucht. Das Geschäft der Könige ist aber die Aussauguug und Unterdrückung der Völker. Louis Philipp übernahm dieses Geschäft von dem bankerotten Bourbonen. Er hat es weiter geführt achtzehn lange Jahre und mit Glück, denn er häufte sich unermeßliche Schätze an, so daß man sagte, er sei der reichste Mann der Erde gewesen. Und in der Unterdrückung der Freiheit des Volkes hat er es wohl weiter gebracht, als die kühnsten Hoffnungen der Volksfeinde gingen.

Das französische Volk hatte die Freiheit der Presse erwartet, aber Louis Philipp gab ihm ein Preßgesetz, welches die Strafen bei sogenannten Preßvergehen von 10,000 auf 50,000 Franken erhöhte. Wer eine größere politische Zeitung herausgeben wollte, der mußte 100,000 Franken als Kaution hinterlegen. Von dieser Summe wurden die Strafen bei Preßvergehen gezogen. Durch solche hohen Kautionsgelder bewirkte er, daß die weniger bemittelten Zeitungen, die außer Stande waren, solche Summen aufzubringen, unter denen aber die größte Zahl der freisinnigen sich befand, eingehen mußten. Es war ferner leicht, durch Strafen von 50,000 Franken auch reiche Zeitungen zu Grunde zu richten, sobald sie dem Könige mißliebig wurden. Für Theaterstücke und Karrikaturen wurde sogar eine Censur eingeführt.

Auf diese Weise kam die Zeitungspresse fast ausschließlich in die Hände der Reichen, unter denen bekanntlich Freisinn und Volksthümlichkeit am seltensten zu Hause sind. Nur wenige Journale arbeiteten im Sinne der Volksfreiheit, die meisten aber im Sinne der Geld- und der Königsherrschaft

hatte er so die Freiheit der schriftlichen Meinungsäußerung vernichtet, so ließ er es nicht fehlen, auch der mündlichen, dem freien Worte, die Fesseln anzulegen. Es wurde ein Gesetz erlassen, das alle politischen Vereine und alle Volksversammlungen untersagte. Wer solche stiftete oder sich dabei betheiligte, wurde vor Gericht gestellt und mit den härtesten Strafen belegt.

Das wichtigste Recht aber, dessen die ungeheure Mehrheit des französischen Volkes beraubt war, war das Recht der Theilnahme an der Gesetzgebung. Dieses Recht wird dadurch ausgeübt, daß das Volk aus seiner Mitte Abgeordnete wählt und in die gesetzgebende Versammlung, die Deputirten-Kammer, sendet. Hier haben die Volksabgeordneten Gelegenheit, den freiheitsfeindlichen Vorschlägen und Absichten der Regierung entgegenzutreten, ihre Zustimmung zu versagen und sie dadurch unschädlich zu machen; sie haben Gelegenheit, die Bedürfnisse und Forderungen des Volkes geltend zu machen und Gesetze für die Freiheit und Wohlfahrt der Nation zu beantragen und zu beschließen. Wenn das Wahlrecht einer ganzen Nation entzogen ist, wenn der König allein die Gesetze schreibt, so ist dies der absolute Staat. Im constitutionellen Staate ist die Zustimmung der Deputirten erforderlich, wenn ein Gesetz des Königs in Kraft treten soll, und umgekehrt verlangt das constitutionelle Recht die Zustimmung des Königs zu den Beschlüssen der Deputirten, wenn dieselben zur Ausführung kommen sollen. Aber Frankreich unter Louis Philipp war doch ein constitutioneller Staat, die Gesetze des Königs konnten nur mit Zustimmung der erwählten Deputirten ausgeführt werden, wie konnten diese die Hand bieten zu solchen Gesetzen, wie wir sie oben gesehen haben? Ja, Frank-

reich war ein constitutioneller Staat, aber ein aristokratischer. Die Aristokratie, die im Bündnisse mit Louis Philipp das französische Volk beherrschte, war aber die scheußlichste aller Aristokratie, die Aristokratie des Geldes. Sie war es, die die Deputirtenkammer erwählte und besetzte, sie war es, die bereitwillig ihre Zustimmung ertheilte zu allen Gesetzen, die die Freiheit und den Wohlstand der Nation vernichteten, die Freiheit zu Gunsten des Königthums, den Wohlstand des Volkes zu Gunsten der Börsenmänner und Spekulanten. Denn das Wahlrecht, das dem ganzen Volke zukommen muß, war das Privilegium derer, die über 200 Franken jährlich direkte Steuer zahlten, und zu Deputirten konnten nur solche erwählt werden, die mit 500 Franken direkt besteuert waren. So hatte das Wahlgesetz, das unter dem Minister Lafitte am 9. März 1831 vorgeschlagen und von den Deputirten bestätigt wurde, verordnet. Es hatte mit einem Federzuge mehr als 25 Millionen Franzosen ihrer Wahlrechte verlustig und somit politisch mundtodt gemacht. Denn von 26 Millionen Franzosen waren nur 240,000, welche mehr als 200 Franken direkte Steuern entrichteten. Diese 240,000 waren somit die Urwähler Frankreichs, sie waren es, welche die gesetzgebende Deputirten-Versammlung aus der Zahl derjenigen erwählten, die mehr als 500 Franken Steuer entrichten, aus der Zahl der ersten Fabrikbesitzer, Bankiers und Grundbesitzer, der Bourgeoisie oder des Geldadels von Frankreich.

Kein Wunder, wenn von solchen Gesetzgebern nichts geschah für das Wohl des arbeitenden Volkes, wenn sie den Bannfluch schleuderten über jede Vereinigung der Arbeiter zur Förderung und Vertretung ihrer Interessen; kein Wunder, wenn sie willig gewährten die ungeheuren Summen, welche

die Monarchie alljährlich verlangte, zur Bereicherung der königlichen Familie, zur Erhaltung des ſtehenden Heeres und aller der anderen unerläßlichen Bedürfniſſe des monarchiſchen Staates. Denn mit der Unterdrückung der Arbeiter füllten ſich die Kaſſen der Induſtriellen, mit der Macht des Königthums ſtand und ſtieg die Macht der Bourgeoiſie, der privilegirten Theilnehmer an der Regierung.

Einem Volke, das aber auf dieſe Weiſe gefeſſelt iſt, das ſeinen Willen und ſeine Bedürfniſſe nicht einmal durch Schrift und Wort kundgeben, geſchweige denn durch die Theilnahme der Geſetzgebung erfüllen kann, einem ſolchen Volke bleibt kein anderes Mittel zur Erreichung ſeines Rechts übrig, als die Gewalt; wer die Reform unmöglich macht, der fordert die Revolution. So geſchah es zu allen Zeiten der Völkergeſchichte, und ſo iſt es auch in Frankreich geſchehen.

Zwei Mal haben die franzöſiſchen Republikaner die Waffen ergriffen, um das Joch Louis Philipps und die Herrſchaft der Bourgeoiſie zu brechen, ein Mal im Juni 1832 und das andere Mal im April 1834. Sie kämpften damals wie die Löwen, aber ſie unterlagen der Uebermacht. Dennoch war der Haß gegen das verbrecheriſche Syſtem Louis Philipps und ſeiner Geldmänner nicht tief genug in die Volksmaſſen gedrungen. Die Zahl der Kämpfer war zu gering, ſie wurden durch die bewaffnete Bourgeoiſie, die Nationalgarde und die Linientruppen überwältigt. Den Februartagen des Jahres 1848 war es vorbehalten, das ewige Recht des Volkes zum endlichen Siege zu führen.

4.

Das, was zunächſt die Veranlaſſung zum Fall der Juli-

Dynastie und des Königthums in Frankreich gegeben hat, war die sogenannte Reformbewegung. Wir haben oben gesehen, wie ein schlechtes Wahlgesetz die Wurzel alles politischen und socialen Elendes ist. Das allgemeine Wahl- oder Stimmrecht hat daher von jeher bei allen Völkern, die nach Freiheit gerungen haben, das natürliche Stichwort der Kämpfe gebildet. So kam auch das französische Volk immer wieder auf dieses Losungswort zurück. Waren die Demokraten mit den Waffen in der Hand unterlegen, so versuchten sie es jetzt, auf dem Wege der friedlichen Agitation ihre Grundsätze ins Leben zu bringen. Die Bewegung, welche von ihnen auf solche Weise für allgemeines Stimmrecht angeregt und unterhalten wurde, ist nun die oben genannte Reformbewegung.

Die Wahlreform war bereits vielfach in den Journalen behandelt worden. Schon im Jahre 1846 hatte ein Congreß der Redakteure aller Journale, welche für die Sache der Wahlreform arbeiteten, stattgefunden. Es waren damals 81 Abgeordnete der verschiedenen Zeitungs-Redactionen versammelt. Diese Versammlung theilte sich zwar bald in eine Rechte und Linke, von denen jede besonders berieth. Allein die Mitglieder der Linken, d. h. die entschiedenen Vertheidiger der Volksfreiheit, bildeten die größere Versammlung. Sie erklärten, das Wahlrecht stehe, wie alle anderen politischen Rechte, jedem Bürger zu, und der Zweck jeder Reform müsse dahin gehen, das Gesetz dieser allein vernunftgemäßen und gerechten Fassung immer mehr zu nähern. Sie verlangten die Abschaffung des Wählbarkeitscensus und als nothwendige Folge, daß die Abgeordneten durch Tagegelder schadlos gehalten würden. Sie forderten, daß das Wahlrecht allen Bürgern übertragen werde, die im Besitze eines Bürger-Diploms sich befänden, und daß

die Wahlen direkt, ohne vorherige Ernennung von Wahlmännern, vorgenommen werden müßten. Die versammelten Redakteure verpflichteten sich, durch alle gesetzlichen Mittel auf die Verwirklichung dieser Grundsätze hinzuarbeiten.

Während so durch die Presse, und durch diese im Volke, die Reformfrage mit erneuerter Lebhaftigkeit behandelt wurde, kam sie auch in der Deputirtenkammer zur Verhandlung. Schon wiederholt war sie in früheren Jahren hier angeregt, allein nie mit solcher Heftigkeit besprochen worden, als diesmal in den Sitzungen zu Ende März 1847.

Der Deputirte Duvergier de Hauranne stellte den Antrag, die Kammer möge ein Gesetz beschließen, daß jeder Franzose, der 25 Jahr alt sei, sich der bürgerlichen und politischen Rechte erfreue und 100 Franken jährlicher Steuern bezahle, das Wahlrecht auszuüben berechtigt sei; außerdem sollten die sogenannten Kapazitäten, d. h. die Aerzte, Advokaten, Beamten u. s. w., dasselbe Recht genießen. Blieb nun gleichwohl dieser Antrag weit hinter den Forderungen des Volkes zurück, schloß er auch noch Millionen der Niedrigbesteuerten, also die große Masse der Nation, vom Wahlrechte aus, so erblickte doch einerseits die demokratische Partei darin eine Annäherung an das allgemeine Wahlrecht, und unterstützte den Antrag, anderseits aber sahen darin die Anhänger der Regierung, die privilegirten Geldmänner und die Minister dieser Partei, Guizot und Duchatel, den gefährlichen Angriff auf ihre Herrschaft.

Guizot, der schlaueste Verfechter des Louis-Philippistischen Systems, den einst ein französisches Blatt treffend den alten Hasen mit dem Schlangenkopfe genannt hat, bekämpfte den Antrag Duvergier de Hauranne's in der Deputirtenkammer mit dem ganzen Talent seiner Rede. „Es ist undankbar,“

sagte er, „sich gegen das bisherige Wahlsystem aufzulehnen, welches sich in den schwersten Prüfungen bewährt, und dem Staate die wesentlichsten Dienste geleistet hat. Vor 1830 hat es mit Erfolg gegen die Uebergriffe der Macht, nach 1830 gegen die der Parteiwuth, gegen die Anarchie gekämpft, und in beiden Fällen den Sieg davongetragen. Es hat dort die Freiheit, hier die Ordnung gerettet. Was will man nun? Wer soll jetzt Wähler sein? Das Prinzip des allgemeinen Stimmrechts ist so unsinnig, daß Niemand es offen zu vertheidigen wagt." „Sein Tag wird kommen!" unterbrach ihn Garnier Pages. „Es giebt keinen Tag für das allgemeine Stimmrecht," fuhr Guizot fort, „es giebt keinen Tag, wo alle menschlichen Geschöpfe ohne Ausnahme ein politisches Recht ausüben werden. Unsere Gesetzgebungen haben aber nicht allein das allgemeine Stimmrecht, sondern auch das Stimmrecht der großen Masse zurückgewiesen. Unsere Gesetzgebung verleiht das Stimmrecht der politischen Capazität, und setzt diese Capazität in eine gewisse gesellschaftliche Stellung, welche auf einem industriellen oder Grund-Eigenthum beruht. Nach diesem Grundsatze, welcher eine große und heilsame Revolution unserer Institutionen bewirkt hat, liegt die politische Macht nicht in der Masse, sondern in jenen höheren und beständigen Regionen, welche die wahre Einsicht in die Interessen der gesellschaftlichen Ordnung besitzen."

Ihn bekämpften die verschiedenen Redner der Opposition, die Vertheidiger von Duvergier's Reformantrag. „Wir verlangen nur," sagten sie, „daß man die Intelligenz behandle, wie jetzt das Eigenthum. Man fragt den Wähler jetzt nur nach seinen Besitztiteln und kümmert sich nicht darum, ob er lesen und schreiben kann. Man scheint anzunehmen, daß

Verſtand und Rechtlichkeit von ſelbſt aus dem Beſitz entſpringen. Wenn man annimmt, daß der Beſitz intelligent iſt, warum will man nicht glauben, daß die Intelligenz unabhängig macht? Sie fragen einen Advokaten, ob er unabhängig iſt, fragen Sie doch einen Beſitzer, ob er intelligent iſt! Man darf die politiſche Capazität den induſtriellen und wiſſenſchaftlichen Ständen nicht abſprechen, wenn man ſie den Grundbeſitzern zugeſteht. Als ob dem Beſitz eine geheimnißvolle Tugend, eine angeborene Kraft einwohnte, als ob das göttliche Recht von dem Königthum auf den Beſitz herabgeſtiegen wäre. Ein gutes Wahlſyſtem ſoll alle Elemente zulaſſen, die zur Entwickelung der Völker beitragen: die Stätigkeit und den Fortſchritt. Durch den Ausſchluß des einen oder des andern Elementes entſteht Ueberreizung oder Abſpannung im politiſchen Leben. Wenn man den Beſitz als Element der Ordnung anerkennt, ſo darf man die intelligenten Stände nicht ausſchließen, weil ſonſt dem Wahlkörper Leben und Bewegung fehlt. Er wird ein Inſtrument, hört aber auf, eine Kraft zu ſein. Die Herrſchaft der materiellen Intereſſen bedarf immer eines Gegengewichtes. Der Beſitz und die Sittlichkeit ſind die Grundpfeiler der Geſellſchaft; das Gebäude ſinkt, wenn einer von ihnen untergraben wird. Aber ſelbſt, wenn der Beſitz den einzigen Anſpruch auf politiſche Rechte verleihen ſollte, ſo müßte dieſer Grundſatz wenigſtens mit Billigkeit durchgeführt werden. Dies iſt aber bei dem jetzigen Syſtem nicht der Fall. In Frankreich ſind etwa 11 Millionen Menſchen beſteuert. Davon zahlen etwa 10,700,000 jährlich an direkten Steuern unter 200 Franken, ſind alſo nicht zur Wahl berechtigt, obgleich ſie zuſammengenommen über 200 Millionen an Steuern erlegen. Die Zahl der Wähler, d. h. derjenigen,

welche jährlich an direkten Steuern 200 Franken und darüber bezahlen, beläuft sich nur auf 240,000, und die von ihnen entrichtete Steuersumme beträgt jährlich noch nicht 100 Millionen. Wenn man die Bevölkerung auf ungefähr 26 Millionen annimmt, so ist nur $^1/_{50}$ der Steuerpflichtigen und $^1/_{150}$ der gesammten Bevölkerung wahlberechtigt. Die übrigen haben keinen Einfluß auf die Bewilligung der Steuern. Endlich, wenn man bedenkt, daß die nicht Wahlberechtigten der Bevölkerung ungefähr 900 Millionen indirekter Steuern in den Staatsschatz liefern, während die Wähler nur 80 Millionen zahlen, so geht daraus hervor, daß die sogenannte Nationalrepräsentation weder die Mehrheit des Volkes, noch die der Steuerpflichtigen, noch die größte Summe der Steuern, d. h. des Nationalwohlstandes, vertritt, sondern überall der Ausdruck der Minoritäten ist. Daher ist die Macht, welche diese Repräsentation ausübt, die Anmaßung der souverainen Gewalt über das Land von Seiten des kleinsten Theiles der Steuerpflichtigen."

„Was seht Ihr um Euch?" rief Berryer den Deputirten zu, „was gährt so in diesen Klassen der französischen Gesellschaft, die von jeder Theilnahme an den öffentlichen Rechten ausgeschlossen sind? Es ist die Geschichte des menschlichen Geschlechts in allen diesen Gesellschaften: man steigt von Klasse zu Klasse. Die Höhenpunkte vergehen und verschwinden. Die Bourgeoisie, die Besitzerklasse hat den ersten Platz erobert, sie hat das Uebergewicht, sie herrscht. Aber sie wird um so mehr gedrängt von den unteren Klassen, die ihrerseits aufsteigen und mit der Intelligenz aufsteigen, bei denen das Gefühl des Rechts, beim Gemeinwesen mitzuwir-

ken, von Tag zu Tag ſich entwickelt. Glaubt, das iſt eine aufrichtige Meinung, die ich Euch gebe!"

Umſonſt hatte man die Stimme der Wahrheit, die Stimme der Gerechtigkeit und den Warnungsruf erhoben. Sie verhallten wirkungslos an den Wänden der Deputirten-Kammer. Denn zu allen Zeiten der Weltgeſchichte war das Ohr der Herrſchenden taub gegen die Forderungen der Beherrſchten und Unterdrückten, blind gegen die Gefahren, die ſich um ihre Herrſchaft ſchaarten. Wie ſollte auch der reiche Grundherr, der Fabrikant, der Bankier ein gleiches Recht einräumen dem armen Gewerbsmann, dem kleineren Kaufmann, oder gar dem, der nichts beſitzt, als die Kraft ſeiner Arme, mit der er dem Staate dient, dem Arbeiter? „Die wahre Einſicht in die Intereſſen der geſellſchaftlichen Ordnung liegt in den höheren und beſtändigen Regionen, in dem Induſtriellen oder Grundeigenthum," hatte Hr. Guizot der Majorität der Kammer ſchmeichelnd geſagt. Und dieſe Majorität der Induſtriellen und Grundbeſitzer überſchüttete ſeine Rede mit einem unauslöſchlichen Sturme des Beifalls. Es war überflüſſig, zu erklären, wie der Miniſter that, wenn die Kammer den Antrag Duvergiers, wenn ſie die Wahlreform annehme, werde das Miniſterium zurücktreten. Duvergiers Antrag ward mit 252 gegen 154 Stimmen verworfen.

Und doch ſollte Herr Guizot den Tag erleben, „wo alle menſchlichen Geſchöpfe ohne Ausnahme ein politiſches Recht ausüben" — den Tag des allgemeinen Stimmrechts.

5.

Es war am 17. Juli, als in Chateau-Rouge über 1000 Männer zu einem Gaſtmahle verſammelt waren. Man er-

blickte darunter eine große Anzahl Deputirten der Linken und des linken Centrums, unter ihnen Odillon-Barrot, Duvergier de Hauranne, den Antragsteller der verworfenen Wahlreform, Malleville und andere bekannte Kammerdiener. Unter dem Schall der Marseillaise wurden Toaste ausgebracht auf die Souverainetät der Nation, auf den Triumph der Ideen, welche die Revolutionen von 1789 und 1830 herbeigeführt, auf Wahl- und Parlaments-Reform, auf die Verbesserung der Lage des arbeitenden Volkes, die freie Presse u. s. w. Eine zahlreiche Volksmenge umdrängte die Zugänge des Lokals, stimmte in die Toaste ein und zerstreute sich nach Beendigung des Festes unter dem Gesange der Marseillaise. Das Fest hatte stattgefunden auf Veranlassung des Centralcomitee der liberalen Wähler des Seine-Departements — es war das erste Reformbankett.

Als nämlich Duvergiers Antrag auf Wahlreform in der Deputirtenkammer gefallen war, als so die letzte Aussicht geschwunden war, auf dem Wege des Gesetzes den unerträglichen Druck, der auf dem Volke lastete, zu heben, als die Conservativen der Kammer, die Kreaturen Guizots und Louis Philipps, das letzte Schiff, auf dem noch Rettung für sie möglich war, verbrannt hatten — da beschlossen die Männer des Volkes, an das Volk selbst zu appelliren und das herrschende System der Bestechung und der Gewalt vor seinen Richterstuhl zu führen. Allein die Gesetze Louis Philipps gestatteten keine Volksversammlungen, es blieb daher nichts übrig, als bei Gastmählern zum Volke zu reden. Denn nur zum Essen und Trinken war es den Franzosen noch erlaubt, sich zu versammeln, wie es bei uns in Deutschland bis nach den Märztagen gleichfalls gewesen ist. So war das erste Ban-

lett zu Chateau-Rouge entſtanden. Ihm folgten bald zahlreiche derſelben Art im ganzen Lande, zu Lyon, Grenoble, Toulouſe, Dijon, Straßburg u. ſ. f. Kaum eine bedeutende Stadt verſäumte es, bei einem Reformbankett der Regierung des Landes ihr Urtheil zu ſprechen. Ueberall wurden ähnliche Toaſte wie zu Chateau-Rouge ausgebracht. In Kolmar ward das Hoch auf den König, das Jemand ausbrachte, mit dem Anſtimmen der Marſeillaiſe erwidert. „Die Regierung," ſo brandmarkte Lamartine das Juli-Königthum bei einem Bankette, „die Regierung, anſtatt eine große und edle Sendung der Aufklärung und der Moral, der Tugend und der Vaterlandsliebe zu ſein, iſt nichts als eine große Induſtrie. Der Geiſt des Materialismus und des Schachers ſteigt durch die Glieder hinauf bis zum Haupte. Wir leben unter einer Regentſchaft der Geldherren, die ebenſo voll Agiotage, Betrug und Scandal iſt, wie die Regentſchaft des Palais Royal."

War man bei den erſten Banketten erſt ſehr gemäßigt aufgetreten, ſo nahm jetzt die Entſchiedenheit der Reden mit jedem neuen Bankett zu. Die Liberalen, wie Thiers, Rémuſat, Villault und Andere, die an den erſten Banketten Theil genommen hatten, zogen ſich davon zurück. Ihnen war es ja nicht um volle Freiheit zu thun, ſie wollten nur dem Miniſterium Guizot ſo viel abtrotzen, daß es zum Abtreten gezwungen würde und ihnen die Miniſterbank räumte. Auch war es in der letzten Zeit ſtreng vermieden worden, bei den Banketten die Perſon des Königs auch nur zu nennen, geſchweige denn ſie mit einem Toaſte zu beehren. Denn wie ſollte man auch auf das Wohl eines Mannes trinken, der wie wenig Sterbliche eine Rieſenlaſt des Haſſes und der Flüche

auf ſich geladen hatte. Die Liberalen aber, die thun, als wollten ſie die Volksfreiheit und doch das Königthum wollen um jeden Preis, wollten auch Louis Philipp nicht fallen laſſen. Darum ſahen ſie ſich durch den Wegfall des königlichen Namens bei den Banketten gekränkt und zogen ſich zurück. An ihre Stelle traten jetzt immer mehr die entſchiedenſten Republikaner; Ledrü Rollin, Arago und Andere, die anfangs den Feſten nicht beigewohnt hatten, erſchienen nun, und die vorſichtigen, lauen, conſtitutionellen Reden wurden durch glühende republikaniſche verdrängt.

Die Regierung hielt ſich dieſem offenen Auftreten der Republikaner gegenüber lange paſſiv. War ihr ſchon damals der Muth geſunken, hatte die Wucht der auf ſie eindringenden Vorwürfe und Anklagen und die unüberſehbare Zahl derer, die ſie damit überſchütteten, ihre ſonſt ſo bereitwillige Thatkraft gelähmt? oder ließ ſie das alles ruhig über ſich ergehen, im Vertrauen auf die Macht ihres Geldes und ihrer Soldaten? vielleicht in der Hoffnung, die Republikaner bei einem entſtehenden Aufſtande wieder auf viele Jahre hinaus niederſchmettern zu können, wie in den Apriltagen des Jahres 1834? Wir wiſſen es nicht. So viel iſt gewiß: Die Regierung begnügte ſich lange damit, die Reden und die Redner der Bankette durch ihre Zeitungen tadeln zu laſſen oder lächerlich zu machen. Und ihr erſtes wirkliches Verbot eines Bankettes ſollte der Funke werden, das bis zum Rande gefüllte Pulverfaß des Volksgrolles in Feuer zu ſetzen und das Königthum auf immer in die Luft zu ſprengen.

6.

Am 28. Dezember 1847 wurden die Kammern, die im Auguſt deſſelben Jahres geſchloſſen worden waren, wieder eröffnet. Auf dem Wege nach der Deputirtenkammer, zu deren Eröffnung der König ſich begab, ertönte mehrfach der Ruf nach Wahl-Reform aus dem Volke und aus den Reihen der Nationalgarden. Er war nicht zu erwarten, daß Louis Philipp, der grau geworden war in der Verachtung des Volkswillens und der Stimme der öffentlichen Meinung, dieſem Ruf Beachtung ſchenken ſollte. In der Deputirtenkammer angelangt, beſtieg er den Thron und verlas, umgeben von ſeinen Marſchällen, an deren Spitze der alte General-Feldmarſchall Soult, die Thronrede. Er verlas ſie mit feſter, aber etwas dumpfer Stimme. Nach den gewöhnlichen Redensarten von den Segnungen des Himmels, dem Wohlſein und der Sicherheit des Landes und nach der Berührung des ſchweizeriſchen Bürgerkrieges hieß es: „Inmitten der Aufregung, welche feindliche oder blinde Leidenſchaften hegen, beſeelt und hält mich eine Ueberzeugung, die Ueberzeugung, daß wir in der conſtitutionellen Monarchie, in der Einigkeit der großen Staatsgewalten, die geſicherten Mittel beſitzen, um alle dieſe Hinderniſſe zu überwinden und alle dieſe moraliſchen und materiellen Anliegen unſeres theuern Vaterlandes zu befriedigen. Laßt uns feſt an der Charte die geſellſchaftliche Ordnung und alle ihre Bedingungen aufrecht erhalten.“ So hatte der König von Frankreich ſelbſt ſeinem Volke den Fehdehandſchuh hingeworfen. Er ſelbſt hatte das conſtitutionelle Lügenſpiel, das den handelnden Fürſten hinter den Miniſtern verſteckt, entlarvt. Er war offen dem Willen der Nation, die nach Reform rief, entgegengetreten, er hatte zur Nation und deren Deputirten geſprochen, wie er

als weiland flüchtiger Schulmeister in der Schweiz mit seinen Schuljungen geredet haben mochte. Aber nicht genug, daß er den Franzosen feindliche und blinde Leidenschaften zum Vorwurf machte, er fügte noch seinem Tadel eine Drohung hinzu, indem er die Ueberzeugung aussprach, daß er in den großen Staatsgewalten die Mittel besitze, mit der demokratischen Reformbewegung fertig zu werden. Sein Tadel hatte die Nation beleidigt, seine Drohung empörte sie. Und er ließ es nicht bei der Drohung bewenden, sondern griff zur That. Die Wähler des zwölften Bezirkes von Paris hatten ein Reformbankett ausgeschrieben — der Polizeipräfekt erließ ein Verbot dieses Banketts.

Die Aufregung, welche die Thronrede des Königs im ganzen Lande, besonders aber in Paris hervorbrachte, war groß. Sie wurde durch das Verbot des Pariser Banketts noch gesteigert. Sie brach hervor in den Journalen, aufs heftigste aber in den Verhandlungen der Kammern über die Antwortsadresse auf die königliche Eröffnungsrede. Die Mehrheit beider Kammern war freilich noch die alte, sie bestand immer noch aus den erkauften Kreaturen des Königs und der Minister und aus den der Regierung Louis Philipps holden Geldherren. Aber in der Pairskammer, wie in der Deputirtenkammer, war eine Minorität von Abgeordneten, die aufs tiefste gekränkt war durch die Anmaßung und Gewalt des Königs und seiner Minister, die noch nicht so ehrlos war, um die völlige Knechtung des Volkes lautlos mit anzusehen.

Daß die Kammern in ihrer Majorität noch immer die alten waren, das zeigte sich gleich bei den Wahlen der Präsidenten und Vicepräsidenten, bei welchen die Minister ihre Kandidaten vollständig durchsetzten. — Nun ging es an die

Berathung der Antworts-Adreſſe auf die Thronrede. Die Pairskammer beſchäftigte ſich zuerſt damit. Hier hatte Herr v. Barante den Entwurf derſelben abgefaßt. Das Urtheil über die Reformbankette war in dieſem noch viel ſchroffer gefällt, als in der Thronrede ſelbſt. Die Herren Pairs wollten ſich nicht begnügen, wie es ſonſt in ſolchen Antworts-Adreſſen auf Thronreden geſchah, die königlichen Worte zu wiederholen und ihre Zuſtimmung dazu zu erklären — nein, ſie wollten in ihrer knechtiſchen Ergebenheit jene Beleidigung der Reformmänner noch ſteigern. „Lärmende Kundthuungen, ſo hieß es darin, wo ſich vage Ideen von Reform und Fortſchritt mit gegen unſere monarchiſche Verfaſſung feindlichen Leidenſchaften, mit gegen die ſociale Ordnung ſubverſiven Meinungen und fluchwürdigen Erinnerungen blind vermiſchten, haben mehr Unruhe als Zerrüttung in die Gemüther geworfen. Die Regierung des Königs muß darauf ihr Augenmerk lenken.“ Der Pair Graf Alton-Shee griff bei den Debatten die Regierung ſcharf an. Er vertheidigte die Theilnehmer an der Reformbewegung und fragte, ob ſich die Regierung berechtigt halte, wie es geſchehen ſei, ein Bankett zu verbieten, und ob jene 53 Bankette, die bereits gehalten worden ſeien, von ihr nur geduldet geweſen wären? Der Miniſter des Innern Duchatel erwiderte, allerdings habe die Regierung das Recht, Bankette zu verbieten, und zwar kraft des allgemeinen Polizei-Geſetzes von 1790. Sobald es nöthig ſei, werde ſie davon Gebrauch machen.

Heißer und entſcheidend war aber der Kampf in der Deputirtenkammer. Der Entwurf der Antwortsadreſſe hatte hier die Stelle über die Reformbankette faſt wörtlich wiederholt. Nach mehrtägigen heftigen Angriffen der Regierung wegen

ihres schmählichen Verhaltens in der Schweizer Angelegenheit, wegen der Bestechungen u. s. w. kam man an die Reformfrage. Duvergier de Hauranne, „der Vater der Reformbankette", wie ihn die ministeriellen Zeitungen nannten, begann den Kampf. „Es hat dem Ministerium beliebt, sagte er, mit Verachtung aller constitutionellen Regeln, aller Schicklichkeiten, in die Thronrede eine Herausforderung, eine direkte Anklage gegen mehr als hundert Kammermitglieder (die an den Banketten theilgenommen haben) einzulegen. Es bleibt der Kommission, mit einer Gefälligkeit, die Jedermann erwartete, fast Wort für Wort diese Anklage zu wiederholen. Aber die Majorität der Deputirtenkammer wird uns erlauben, ihr zu sagen, daß wir bei dieser Art Gericht, das sie über uns halten soll, ihre Zuständigkeit nicht anerkennen. Nach den Abstimmungen am Ende des letzten Landtages hätte die Opposition sehr kurzsichtig, sehr „„blind"" sein müssen, wenn sie sich noch geschmeichelt hätte, hier ihre Sache zu gewinnen. Glücklicherweise giebt es, wie Herr Guizot es so oft gesagt hat, über die Kammer hinaus, über ihr ein Forum, das Land, an das die Minorität stets berechtigt ist, Rekurs zu ergreifen. Das haben wir gethan, und werden wir fortfahren zu thun. — Ich erkläre es laut, sagte er weiter, ich bin bereit, mich denjenigen beizugesellen, welche etwa Lust haben, durch einen lauten Akt des gesetzlichen Widerstandes zu erproben, bis zu welchem Punkt, funfzig Jahre nach unserer ersten Revolution, die Rechte der Bürger konfiscirt werden können durch einen Polizei-Erlaß. (Stimmen von der Linken: „Wir auch! Wir alle!") Dem Gesetz gehorchen, der Willkür widerstehen — das ist die doppelte Pflicht freier Völker. Wir werden, ich hoffe es, beweisen, daß wir sie begreifen und sie üben."

Ihm gegenüber bezog ſich der Miniſter Duchatel auf das Strafgeſetz, um darzuthun, daß die Regierung bei dem Verbot des Banketts in ihrem Rechte ſei. Nach dieſem Strafgeſetz ſeien regelmäßige Verſammlungen von mehr als 20 Perſonen an beſtimmten Tagen ein den Gerichten anheimfallendes Vergehen. Man möge nur die Frage vor die Gerichte bringen, das ſei Niemand lieber als der Regierung. Als nun dieſer Miniſter fortfuhr und ſagte, er wolle auf eine an ihn gerichtete Herausforderung nicht mit einer Herausforderung antworten, aber ſo viel könne er ſagen, daß man ſich täuſche, wenn man ſich einbilde, die Regierung durch irgend eine Demonſtration abhalten zu können, ihre Pflicht zu erfüllen, nein, ſie werde nicht weichen — da rief ihm Herr Cremieux zu: „Sie bedienen ſich unglücklicher Ausdrücke, es ſind die Ausdrücke Karl X.!“ und Herr v. Beaumont fügte hinzu: „So hat auch Ferdinand zu den Sicilianern geſagt!“ Mit Mühe ſtellte der Präſident die Ruhe wieder her auf den Sturm, den dieſe Worte erregt hatten. Jetzt ſuchte noch Herr Duchatel darzuthun, daß auch der Ausdruck: „feindſelige und blinde Leidenſchaften“, den die Thronrede gebraucht habe, gerechtfertigt ſei. Denn bei dem Bankett von Mans habe man nicht blos den 10. Auguſt von 1792, ſondern den weit vorgeſchritteneren 10. Auguſt von 1793 leben laſſen. In Lille habe man ſelbſt den Toaſt auf die Wahrheit der im Jahr 1830 gegründeten Inſtitutionen ausgeſchloſſen, wie den Toaſt auf den König, er wiſſe nicht, ob aus dem Grunde der Servilität oder aus welchem ſonſt. Es ſeien bei dieſen demokratiſchen Zweckeſſen die mit der Ordnung unverträglichſten Grundſätze, das allgemeine Stimmrecht, der Convent, und nicht blos

dieser, der Manchem noch zu philisterhaft erschienen, sondern das Schlimmste im Convent, die Bergpartei vertheidigt worden.

Vergebens erschöpften hiergegen Odillon Barrot, Lamartine und Andere die Kunst ihrer Rede, vergebens fragte der Letztere die Minister, ob sie sich nicht des Ballhauses in Versailles von 1789 erinnerten? Das Ballhaus und der daraus hervorgegangene Eid seien nichts als das dem Lande bestrittene Versammlungsrecht. Vermessene Minister hätten das Ballhaus geschlossen und die Hand der Nation habe es wieder eröffnet. Alles umsonst! Der Wille der Kammermehrheit und der Minister stand fest. Sie wollten, gestützt auf die vermeintliche Macht ihrer Bajonette, der öffentlichen Meinung Frankreichs Trotz bieten; sie wollten das verdammte Urtheil über die Minorität der Kammer, die an den Banketten Theil genommen hatte, aussprechen; sie waren entschlossen, das letzte Recht des Volkes zu vernichten, das Recht, zu einem Festessen sich zu versammeln. Der Satz der Antworts-Adresse, der die Uebereinstimmung der Deputirten-Kammer mit der Ansicht des Königs über die Reform-Bankette, d. h. der das Verdammungs-Urtheil der letzteren aussprach, ward mit 221 gegen 18 Stimmen angenommen. Die Mehrzahl der Oppositions-Mitglieder hatte sich der Abstimmung enthalten. Das war am 19ten Tage der Debatten über die ganze Adresse, am 5ten der Verhandlungen über die Reform-Frage. Die verblendeten Deputirten ahnten nicht in ihrem Siegesrausche, daß sie mit dem Verdammungs-Urtheil der Reform-Bankette das Todes-Urtheil der Monarchie gesprochen hatten.

Am Abende des 14. Juni begab sich eine große Deputation der Deputirten-Kammer in die Tuillerien, um dem Könige die Adresse zu überreichen. Er empfing sie in seinem

Thronſaale; die Herzöge von Nemours und Montpenſier ſtanden an ſeiner Seite. „Meine Herren Abgeordneten!“ ſagte er, nachdem die Adreſſe verleſen war, „immer mit derſelben Befriedigung empfange ich jedes Jahr die Verſicherung dieſer loyalen Mitwirkung und dieſer Unterſtützung, die Ihr nie aufgehört habt, mir zu leihen, ſeit der Nationalwunſch mich auf den Thron erhoben hat. Durch das gegenſeitige Vertrauen und die innige Einigkeit aller Staatsgewalten ſehen wir den großen Bau unſerer conſtitutionellen Inſtitutionen ſich mehr und mehr befeſtigen.“ Auch er ahnte nicht, daß dieſer conſtitutionelle Bau auf einem Vulkane ſtand und daß die Tage des Königthums in Frankreich gezählt waren.

7.

Am 13. Febr., dem Tage nach der verhängnißvollen Abſtimmung der Deputirtenkammer über die Reformbankette, verſammelten ſich über hundert Deputirte aus allen Schattirungen der Kammeropoſition im Hotel Mariton zu einer Berathung über die weiteren Schritte, die gegenüber jenem Kammer-Beſchluß und dem ausgeſprochenen Willen der Regierung, der Abhaltung von Reformbanketten mit Gewalt ſich zu widerſetzen, zu thun ſeien. Man regte den Gedanken an, in Maſſe aus der Kammer auszutreten, gelangte aber nicht dazu, ihn zum Beſchluß der Mehrheit zu erheben; nur 15 hatten dafür geſtimmt. Hingegen wurde einſtimmig beſchloſſen, durch Abhaltung eines großen Banketts thatſächlich gegen die Willkür der Miniſter zu proteſtiren. Es wurde eine Kommiſſion ernannt und beauftragt, ſich wegen des Banketts mit dem Wähler-Ausſchuß von Paris in Verbindung zu ſetzen. Nur 12 Deputirte der Oppoſition, geführt von den Herren Dufaure

und Billault, versagten dem Bankett ihre Theilnahme; später wuchs die Zahl dieser Feigen auf 36. Das Bankett sollte Sonntag, den 20. Febr., abgehalten werden, und zwar in den weiten, offenen Räumen der elysäischen Felder, nicht in dem engen Quartier des 12. Arrondissements der Stadt, wo es anfangs stattfinden sollte, damit jede Gelegenheit zu Stockung des Straßenverkehrs und dadurch entstehender Unordnung entfernt sei.

Als Ministerium und König sahen, daß die Deputirten der Opposition entschlossen seien, ihr in der Kammer verfochtenes Recht, auch außer der Kammer — trotz des Verbotes — praktisch auszuüben, als sie sahen, wie das Volk von Paris das Gleiche zu thun beabsichtige, als sie endlich bemerkten, wie die durch alle jene Scheußlichkeiten ihres constitutionellen Regiments bereits seit geraumer Zeit vorhandene Aufregung sich zur Erbitterung in den Massen zu steigern begann — da fingen sie an zu rüsten. Sie waren entschlossen, mit Waffengewalt einzuschreiten.

Jacqueminot, der Obergeneral der Nationalgarde von Paris, versammelte die Obersten, und befragte sie über die Stimmung der Legionen. Die Auskunft, die er erhielt, war wenig befriedigend für ihn und die Regierung. Denn schon am 11. Febr. Abends hatten 60 Offiziere der Nationalgarde in einer Versammlung von Deputirten der Opposition erklärt, sie würden dem Zuge zum Bankett unbewaffnet beiwohnen, und an die übrigen Nationalgarden von Paris die Einladung zum gleichen Zwecke ergehen lassen. Doch solle zuvor eine Kommission von Deputirten Verwahrung einlegen gegen das Einschreiten der Behörden. Auch der Oberbefehlshaber der Linientruppen von Paris, der General Tiburce Sebastiani,

rief die Oberoffiziere der Regimenter zu ſich, um über den Geiſt des Heeres Kunde zu erhalten. Allein er erhielt die Erklärung, es ſei auf die Linie nicht zu zählen, wenn die Nationalgarde den Widerſtand gegen das Verbot der Reformbankette unterſtützen würde. Die Mehrzahl der Nationalgarde beſtand aus den wenig beſitzenden, gewerbtreibenden Bürgern. Dieſe waren durch die ungeheure Steuerlaſt, die im Gefolge jeder conſtitutionellen Monarchie als Alp die Bruſt der Gewerbtreibenden beſchwert, ſie waren durch den maßloſen politiſchen Druck dieſer Regierung aus deren Freunden zu ihren Feinden geworden. Die kleinere Zahl reicher Fabrikanten, Kaufleute und Bankiers, die vorzugsweiſe die Offizierſtellen der Nationalgarde bekleideten, vermochten dieſe allgemeine Mißſtimmung mit ihrer Servilität nicht zu verändern. Daß die Linientruppen das Verhalten der Nationalgarden zur Richtſchnur des ihrigen machten, iſt leicht erklärlich. Sie erblickten in den bewaffneten Bürgern ſolche, die von der Lage der Dinge die beſſere Einſicht beſaßen, als ſie.

Das Alles vermochte nicht den verblendeten König zu enttäuſchen: er ging unhaltbar ſeinem Schickſale entgegen. Die begonnenen Rüſtungen wurden fortgeſetzt, die Kaſernen, beſonders die des 11. Stadtbezirks, auf 8 Tage mit Munition und Lebensmitteln verſehen; Aexte und Hacken wurden in den Regimentern ausgetheilt. Die Regierung wurde in ihrem Vorhaben, mit Gewalt einzuſchreiten, beſtärkt durch die Anſichten, welche neuerdings in einer Verſammlung der Hauptleute der Nationalgarde ſich kundgaben. Auf die Frage, wie weit man ſich auf die Mannſchaften verlaſſen könne, erhielt ſie hier die Bürgſchaft, es würden in den Compagnieen 30—51 Mann erſcheinen. Und der General Jacqueminot meinte,

„wenn wir am ersten Tage nur 500 Mann auf die Legion haben, so sind uns am zweiten 1000 gewiß.“ Man war froh, zu erfahren, daß so viele Nationalgarden erscheinen würden, vergaß aber zu bedenken, daß dieselben, nach der allgemeinen Stimmung zu urtheilen, sich nicht gegen das Volk würden gebrauchen lassen, ja, daß sie möglicherweise gegen die Regierung selbst die Waffen wenden könnten. Es wurden nun immer mehr Truppen nach Paris gezogen. In den Garnisonen der Nachbarschaft wurden Anstalten getroffen, um in wenigen Stunden auf den Eisenbahnen 60—80,000 Mann zu den Truppen der Hauptstadt führen zu können. Die Commandeure der neu einrückenden Regimenter wurden in bürgerlicher Kleidung von Stabsoffizieren auf diejenigen Punkte der Stadt geführt, die ihre Corps im Falle eines Lärmsignals einnehmen sollten. In Vincennes wurden die Batterieen in Stand gesetzt und die Kästen mit Kugeln und Kartätschenbüchsen versehen. Die Ausrüstung der Artillerie wurde durch die Person des Herzogs von Montpensier selbst geleitet, und der „National“, das Zeitungsblatt der Republikaner, veröffentlichte ein Schreiben dieses Königssohnes, in welchem er befahl, zwei Feldbatterieen nebst geladenen Munitionswagen, 300 Kartätschenbüchsen, 400 Petarden und einen Kasten mit Fackeln, zum Nachtdienste aus den Magazinen der Artillerie nach der Kriegsschule zu bringen. Die Kunde von solchen Anordnungen eines königl. Prinzen trug nicht wenig dazu bei, den Haß gegen das Königthum, das sich zum Volksmorde rüstete, noch mehr zu entflammen.

Während so das Königthum fortfuhr, sich zum Kampfe zu rüsten, wurden von der Kammeropposition und denen, die ihre Theilnahme an dem projektirten Bankette zugesagt hatten,

die Vorbereitungen zum Feſte ſelbſt getroffen. Man verlegte den Tag der Ausführung vom 20. Februar auf Dienſtag, den 22. Die Anzahl der ſich meldenden Theilnehmer belief ſich bereits auf 2000. Alle Läden und Werkſtätten ſollten an dieſem Tage geſchloſſen bleiben, damit die ganze Bevölkerung dieſer großen Demonſtration beiwohnen könne, und Abends ſollte ganz Paris beleuchtet werden. Am 20. Febr. erließ die Oppoſition ein Manifeſt, in welchem ſie die Anordnung des Feſtes bekannt machte. Sie erinnerte, daß die bevorſtehende Demonſtration die geſetzmäßige und friedliche Ausübung eines conſtitutionellen Rechtes zum Zweck habe, des Rechtes der politiſchen Vereinigung, ohne welches die Repräſentativregierung ein bloßer Spott wäre. Da das Miniſterium auf der Tribüne erklärt und behauptet habe, daß die Ausübung dieſes Rechtes von der Willkür der Polizei abhänge, ſo hätten die Deputirten der Oppoſition, Pairs von Frankreich, ehemalige Deputirte, Mitglieder des General-Conſeils, Magiſtratsperſonen, Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten der Nationalgarde, Mitglieder des Central-Wahlcomitee's und Pariſer Journal-Redakteure die ihnen zugeſchickte Einladung, an der Manifeſtation Theil zu nehmen, angenommen, um kraft des Geſetzes gegen eine ungeſetzmäßige und willkürliche Anmaßung zu proteſtiren. Die Nationalgardiſten von Paris möchten, treu ihrem Wahlſpruch: „Freiheit und öffentliche Ordnung", bei dieſer Gelegenheit ſich ihrer doppelten Pflicht entledigen, indem ſie ſich der Manifeſtation anſchlöſſen und die Ordnung beſchützten, indem ſie durch ihre Gegenwart jede Colliſion verhinderten. Die Deputirten, die Pairs und die anderen zum Bankett geladenen Perſonen ſollten ſich um 11 Uhr an der „Place de la Madeleine"

verſammeln. Die Nationalgarden würden von der Madelainenkirche an zwei parallele Reihen bilden, zwiſchen welchen ſich die Eingeladenen aufſtellen möchten. An der Spitze des Zuges würden die Oberoffiziere der Nationalgarde gehen; dann die Eingeladenen und Gäſte folgen, hierauf eine Reihe von Offizieren der Nationalgarde, hinter dieſen die Nationalgardiſten, nach der Zahl ihrer Legionen in Kolonnen formirt, zwiſchen der dritten und vierten Kolonne die Studenten unter Anführung ihrer Kommiſſäre, und endlich die übrigen Nationalgardiſten von Paris und dem Weichbilde der Stadt. Der Zug werde ſich über den Konkordienplatz durch die elyſeiſchen Felder nach dem Orte des Banketts begeben. Das Manifeſt forderte ſchließlich die Bürger auf, ſich aller Rufe zu enthalten, weder Fahnen noch äußere Zeichen zu tragen, und die Nationalgardiſten, ohne Waffen zu erſcheinen, da dieſe friedliche Demonſtration durch die Zahl und die feſte ruhige Haltung der Bürger mächtig genug ſein werde.

Dagegen ließ nun auch der Präfekt der Polizei an demſelben Tage, am 20. Februar, zwei Erlaſſe an die Straßenecken ſchlagen. Im erſten kündigte er an, daß Verſammlung und Bankett verboten ſeien, und daß alle Maßregeln getroffen würden, um ſie zu verhindern. Er bezog ſich dabei auf eine lange Reihe von Polizeiverordnungen. Im zweiten Erlaß erinnerte er an das franzöſiſche Tumultgeſetz und forderte alle Friedens- und Polizeibeamten der Stadt auf, jede Sperrung öffentlicher Straßen und Plätze durch Volksaufläufe zu verhindern — und im Nothfalle die Hülfe der bewaffneten Macht anzuſprechen.

Das waren zwei neue Feuerbrände auf den aufgehäuften Zunder der Revolution geſchleudert. Man drängte

ſich um die Stellen, wo jene Erlaſſe angeſchlagen waren. Man ſah im Volke Fäuſte ſich ballen und hörte Verwünſchungen und Drohungen ausſtoßen. Zugleich nahmen die Anmeldungen zur Theilnahme am Bankette mit jeder Stunde zu. Wie die Regierung zur Gewalt und zum Kampfe, ſo ſchien auch das Volk zum Widerſtande entſchloſſen.

8.

Eine ungewöhnliche Menſchenmenge wogte am Morgen des folgenden Tages, den 21. Februar, in den Straßen von Paris auf und ab. Man drängte ſich am dichteſten in der Rue de Chaillot, wo das Feſtlokal für das Bankett ſich befand.

Um 2 Uhr Nachmittags trat wie gewöhnlich die Deputirtenkammer im Palais Bourbon zuſammen. Hier herrſchte wie auf den Straßen, heftige Aufregung. Die Deputirten beſprachen ſich lebhaft in den verſchiedenen Theilen des Palaſtes, in einzelnen Gruppen beiſammenſtehend. Plötzlich verbreitete ſich die Nachricht von dem Entſchluß der Regierung, das Reformbankett mit Gewalt der Waffen zu verhindern. Alsbald ſtürzten die Deputirten aus den verſchiedenen Räumen des Palaſtes in den Berathungsſaal. Hier hatten die Verhandlungen bereits begonnen, allein durch ſtürmiſchen Zuruf ward die Tagesordnung beſeitigt, und unter allgemeinem Schweigen betrat Odilon-Barrot die Tribüne.

„Die Kammer," begann er, „erinnert ſich, daß während der Adreßdebatte ein Streit über ein Recht entſtand, das wir vertheidigten, und welches das Miniſterium läugnete, über das Recht ſich zu verſammeln, nachdem man die Obrigkeit davon in Kenntniß geſetzt hat. Dieſe Frage iſt

noch nicht erledigt. Meine Meinung war, sie müßte im Innern der Kammer erledigt werden. Leider geschah dies nicht. Darum war es eine gebieterische Pflicht, der Anmaßung der Regierung eine energische Protestation gegenüber zu stellen, und von diesem Rechte einen solchen Gebrauch zu machen, daß man unserer Partei nicht sagen könne, sie habe Einräumungen gemacht, noch sie sei anders, als vor unwiderstehlicher Gewalt gewichen. So stand die Sache. Wir glaubten, daß die Regierung, die sich hinreichend durch die Gesetze geschützt wußte, diejenigen vor ihre Gerichte ziehen würde, welche darauf bestanden, dieses Recht anzusprechen und auszuüben. So wäre Alles ruhig vorübergegangen. Natürlich war das Volk aufgeregt. Es konnte nicht gleichgültig bleiben, da man ihm das werthvollste seiner Rechte nehmen wollte. Doch stehe ich nicht an zu behaupten, daß der Kampf gesetzlich geblieben wäre, und wenn er auch die Politik des Ministeriums angegriffen haben würde — in keinem Falle hätte die öffentliche Meinnng darunter gelitten. So faßte selbst die Regierung die Sache auch. Aber plötzlich scheint sie andern Eingebungen gefolgt zu sein und Maßregeln ergriffen zu haben, die, statt die Ordnung aufrecht zu erhalten, sie leicht gefährden könnten. Hätte man die Manifestation friedlich vorübergehen lassen, so waren alle Gemüther beruhigt; unterdrückt man sie, so bleibt der Stachel der Unzufriedenheit und der Besorgniß zurück. Dies ist meine aufrichtige Furcht. Meine Worte sollen, dächte ich, auf das Land einigen Einfluß haben. So sage ich ihm denn, daß es für Jeden eine heilige Pflicht ist, zu verhüten, daß durch unvorsichtige Maßregeln Unglück hervorgerufen werde. Diese Gedanken

mußte ich vor dieſer ernſten Verſammlung ausſprechen. Hinge es von mir ab, die Aufregung zu bewältigen, die ich vorherſehe, ſo würde ich es mit der ganzen Kraft meiner Liebe zum Vaterlande thun. Aber hier, meine Herren, hören meine Vollmachten auf. Ich habe nichts hinzuzufügen. Was weiter wird, iſt die Sache des Miniſteriums, und ſein iſt die Verantwortlichkeit!"

Ihm erwiderte Herr Duchatel, der Miniſter des Innern, die Regierung habe allerdings gegen das Bankett nur gerichtlich einſchreiten wollen. Nachdem aber die Oppoſition zu einer Demonſtration einlade, zu der ſie die Nationalgarde zuſammenrufe und die minderjährigen Studirenden aus den Hörſälen fordere, kurz ſich wie eine improviſirte Regierung benehme, da habe ſie beſchloſſen, die nöthigen Maßregeln zu ergreifen, damit die Ordnung nicht geſtört werde.

Hierauf ſprach noch einmal Hr. Barrot und ſchloß mit den Worten: „Sie haben die Ordnung mit und durch die Freiheit nicht gewollt, ſo tragen Sie die Folgen Ihres Beginnens!"

Jetzt ſteigerte ſich die Aufregung unter den Deputirten zum Sturm, und der Präſident ſchloß die Sitzung, indem er die nächſte auf den folgenden Tag um 1 Uhr anſagte. In heftigſter Bewegung verließen die Deputirten den Saal.

Es entſtand nun die Frage, ob man die angedrohte Gewalt gegen das Feſt wirklich zur Anwendung kommen laſſen, oder vom Bankett abſtehen ſolle. Der Muth und die Ehre hätten das erſtere von den Deputirten der Oppoſition verlangt. Allein dieſe wollten um jeden Preis einen gewaltſamen Zuſammenſtoß der Regierung mit dem Volke vermeiden — weil ſie wohl wußten, daß ein ſolcher dahin

führen könne, wohin ihre bei weitem größte Mehrzahl nicht im Entfernteſten geſonnen war zu gelangen, wozu es aber demungeachtet doch gekommen iſt — nämlich zur Republik. Sturz des Miniſteriums! das war das höchſte, was die liberalen Phraſenhelden, vor allen Herr Odilon Barrot, verlangten. Darum beſchloſſen ſie in einer Verſammlung, zu der ſie ſich nach dem Schluß jener Sitzung vereinigt hatten, wirklich vom Bankette zurückzutreten. „Die Mitglieder der Oppoſition" — ſo hieß es in dieſem Beſchluß, der am folgenden Tage durch die Zeitungen veröffentlicht wurde — „welche perſönlich durch ihre Eigenſchaft als Deputirte geſchützt ſind, konnten nicht mehr wiſſentlich die Bürger den Folgen eines Kampfes ausſetzen, welcher der Ordnung und der Freiheit auf gleiche Weiſe verhängnißvoll geweſen ſein würde. Die Oppoſition iſt daher der Meinung geweſen, daß ſie zurücktreten und der Regierung die ganze Verantwortlichkeit ihrer Maßregeln überlaſſen müſſe. Sie fordert alle guten Bürger auf, ihrem Beiſpiele zu folgen." Welche Ordnung, welche Freiheit wollte die Oppoſition durch Vermeidung eines Kampfes ſchützen? Die monarchiſche Ordnung! Die conſtitutionelle Freiheit! Sie wollte lieber das ſchwerſte Joch, die drückendſte Knechtſchaft ertragen, als mit einem kühnen Schlage beide vom Nacken zu werfen. Hätte das Volk von Paris gedacht wie dieſe Deputirten der Oppoſition, ſo ſäße wohl heute noch Louis Philipp auf ſeinem Throne, und mit ihm unerſchüttert die übrigen Monarchen Europa's; auf Frankreich, wie auf Deutſchland und Italien würde noch ungelichtet die Nacht der Fürſtenherrſchaft lagern. Aber die „guten Bürger" von Paris ſind dem Beiſpiele ihrer Deputirten nicht gefolgt.

Sie haben gekämpft und geſiegt über die Monarchie und das konſtitutionelle Lügenwerk für ſich und für den ganzen Welttheil.

Die Kommiſſion des 12ten Stadtbezirkes, welche beauftragt war, das Bankett vorzubereiten und zu leiten, that noch am Abende deſſelben Tages, was die Deputirten der Oppoſition wünſchten, ſie beſtellte das Bankett ab. In der Bekanntmachung dieſes ihres Beſchluſſes führte auch ſie als Hauptgrund dafür an, daß ſie „gewiſſe und blutige Kolliſionen" vermeiden wolle und „daß die Menſchlichkeit und der Patriotismus auf gleiche Weiſe gebieten, ſolche bis aufs äuſſerſte getriebene Fälle zu vermeiden." Sie ſprach zugleich ihr Vertrauen darauf aus, daß das Miniſterium am folgenden Tage in der Kammer in Anklagezuſtand verſetzt werde, weil es die Bevölkerung von Paris bis zur Schwelle eines Bürgerkrieges geführt habe.

Obgleich nun ſo die Deputirten vom Feſte ſich zurückgezogen, und die Bankettkommiſſäre ſelbſt das Bankett aufgehoben hatten, marſchirten nichts deſto weniger von allen Seiten ungeheure Truppenmaſſen auf Paris zu, Züge von Munitionswagen rollten beſtändig durch die Straßen der Stadt, und der Polizeipräfekt erließ am Abende folgende Proklamation:

„Einwohner von Paris! Eine Unruhe, welche der Arbeit und den Geſchäften ſchadet, beherrſcht ſeit einigen Tagen die Geiſter. Sie hat ihren Grund in den Manifeſtationen, welche man vorbereitet. Die Regierung, beſtimmt durch Beweggründe, welche von der öffentlichen Ordnung bedingt und nur zu ſehr gerechtfertigt ſind, hat, indem ſie von einem Rechte Gebrauch macht, welches ihr

die Gesetze verleihen, und welches stets ohne Widerspruch ausgeübt worden ist, das Bankett des zwölften Bezirkes untersagt. Nichts desto weniger hat sie, zufolge ihrer Erklärung vor der Deputirtenkammer, daß diese Frage geeignet sei, eine gerichtliche Lösung zu erhalten, anstatt sich mit Gewalt der beabsichtigten Zusammenkunft zu widersetzen, den Entschluß gefaßt, die Kontravention dadurch konstatiren zu lassen, daß sie den Gästen den Eintritt in den Saal des Banketts erlauben wollte, in der Hoffnung, daß diese Gäste die Einsicht haben würden, sich auf die erste Aufforderung zurückzuziehen, um nicht eine einfache Kontravention in einen Akt der Rebellion zu verwandeln. Das war das einzige Mittel, die Frage dem Urtheil der höchsten gerichtlichen Autorität des Kassationshofes zu unterwerfen.

Die Regierung besteht auf diesem Entschlusse. Aber das Manifest, welches die Journale der Opposition diesen Morgen veröffentlicht haben, kündigt einen andern Zweck, andere Absichten an. Es erhebt eine Regierung neben der wahren Regierung des Landes, neben der Regierung, welche durch die Charte eingesetzt ist und sich auf die Majorität der Kammer stützt. Es ruft eine öffentliche Manifestation hervor, welche für die Ruhe der Hauptstadt gefährlich ist. Es ruft gegen das Gesetz vom Jahre 1831 die Nationalgarden zusammen und stellt sie im Voraus nach den Nummern der Legionen, ihre Offiziere an der Spitze, in regelmäßigen Linien auf. Hier kann in Wahrheit kein Zweifel mehr obwalten. Die klarsten und sichersten Gesetze sind verletzt. Die Regierung wird sie aufrecht zu erhalten wissen. Sie sind die Grundlage und die Garantie der öffentlichen Ordnung.

Ich fordere alle guten Bürger auf, ſich nach dieſen Geſetzen zu richten und ſich keiner Zuſammenkunft anzuſchließen, weil zu befürchten iſt, daß ſie zu den bedauernswürdigſten Unruhen Veranlaſſung geben dürfte. Ich berufe mich auf Ihren Patriotismus und Ihre geſunde Vernunft, im Namen unſerer Inſtitution, der öffentlichen Ruhe und der theuerſten Intereſſen der Hauptſtadt.

Paris, den 21. Februar 1848.

Der Pair von Frankreich und Polizei-Präfekt.
G. Dèleſtert."

Zugleich erſchien vom General Jacquemiont nachfolgender Tagesbefehl an die Nationalgarde:

„Nationalgarden des Seine-Departements! So lange die Manifeſtation, welche ſich vorbereitet, keinen direkten Aufruf an Eure Mitwirkung und Stütze erließ, habe ich Euch nicht daran erinnern wollen, in welche Grenzen das Geſetz Eure Rechte und Pflichten geſchloſſen hat, weil Ihr nun ſeit 17 Jahren nie aufgehört habt zu beweiſen, daß Ihr der einen wie der andern bewußt ſeid, und weil Ihr ſie nie verletzt. Jetzt aber, wo man Euch irre zu leiten ſucht im Namen ebenderſelben Geſetzlichkeit, deren Aufrechterhaltung Eurer Hingebung und Eurem Patriotismus anvertraut iſt, wo Männer, die Euch fremd ſind, Euch zuſammenrufen und die Rechte Eurer Chefs ſich anmaßen, muß ich laut gegen dieſe Beleidigung proteſtiren und im Namen des Geſetzes wende ich mich an Euch. (Folgen die betreff. Artikel des Geſetzes über die Nationalgarde vom 22. März 1831).

Wenige unter Euch werden ſich ohne Zweifel geneigt zeigen, ſich zu einem ſtrafbaren Schritte verleiten zu laſſen,

aber ich möchte ihnen ſowohl den Fehltritt als die Reue erſparen, ihre kleine Zahl unter den 85,000 Nationalgarden zu zählen, alſo ich beſchwöre Euch, das Vertrauen des Landes nicht zu täuſchen, welches Eurer Hut die Vertheidigung des konſtitutionellen Königthums und der geſetzlichen Ordnung anvertraut hat. Ihr werdet ebenſowenig die Stimme Eures Oberbefehlshabers mißkennen wollen, der Euch nie gemißbraucht hat. Ich zähle auf Eure Einſicht und Euren Patriotismus, wie Ihr immer auf meine Loyalität und meine Hingebung rechnen dürft.

Paris, den 21. Februar 1848.

Der Generallieutenant, Pair von Frankreich und Oberbefehlshaber, Jacqueminot."

Weder die heuchleriſchen Worte des Polizeipräfekten, der ſich nicht entblödete, in einer ſo ſchlechten Sache an den „Patriotismus" und die „geſunde Vernunft" zu appelliren, an den Patriotiismus, wo der letzte Reſt von Freiheit, das Recht zu einem Zweckeſſen zuſammen zu kommen, mit Waffengewalt genommen werden ſollte, und an die geſunde Vernunft, wo man aller Vernunft mit Gewalt zu widerſtehen entſchloſſen war — noch die Schmeicheleien und Drohungen des Kommandanten der Nationalgarde, vermochten die entſchloſſene Stimmung des Volkes und einen großen Theils der Nationalgarden umzuwandeln.

Man hörte aller Orten den heftigſten Tadel über die Deputirten der Oppoſition und über die Bankettkommiſſion ausſtoßen, welche beide in dem entſcheidenden Augenblick feige ihren Poſten verlaſſen hätten, welche nach ſo vielen Worten vor der That zurückbebten. Der letzte Reſt von Popularität, den die liberalen Monarchiſten, Odilon-Barrot,

Duvergier u. ſ. w. noch beſaßen, war hiermit vernichtet. Das ſollte ſich drei Tage ſpäter praktiſch zeigen, wo die Wogen der Revolution dieſe Männer von ihrer geträumten Höhe jählings herab ſchleuderten.

Der Wahlausſchuß des zweiten Bezirks drückte ſeinen Unwillen über das Benehmen der Kammeropposition an jenem Abende durch eine Bekanntmachung aus, worin er erklärte: „Der zweite Bezirk drückt durch ſein Organ ſein Befremden darüber aus, daß die gefaßte Entſchließung nicht gleichzeitig mit dem Austritt der Abgeordneten der Oppoſition aus der Kammer gefaßt worden, und erſucht die Abgeordneten der Oppoſition, ihre Abdankung unverzüglich einzureichen, ein Schritt, der allein in dieſem Augenblicke die öffentliche Meinung zu befriedigen im Stande iſt.“

9.

Am andern Tage, es war der 22. Februar, kam es zum Kampf.

Vom frühen Morgen an zogen ſchon gedrängte Volksſchaaren die Quais und die Boulevards entlang. Gegen 10 Uhr verſammelte ſich eine große Volksmaſſe auf dem Pantheonplatze und zog unter dem Ruf: „Es lebe die Reform!“ und unter dem Geſang der Marſeillaiſe, des Girondiſtenliedes (Mourir pour la Patrie) und des Chant du départ, nach dem Madeleinenplatz, von wo aus ſie in den verſchiedenen Richtungen auseinanderſtrömte. Gegen 11 Uhr rückten Kolonnen von Arbeitern und Studenten, von zwei Nationalgardiſten geführt, auf den Konkordeplatz. Eine dieſer Kolonnen drang über die Konkordebrücke gegen die Deputirtenkammer vor. Eine Ab-

theilung Soldaten, welche diese Brücke besetzt hielt, streckte den Andringenden die Bajonette entgegen und machte sich zum Feuern fertig. Aber drei oder vier junge Männer traten vor, entblößten die Brust und riefen den Soldaten zu: „Schießt, wenn ihr wollt, auf Eure Brüder!" Und die Soldaten ließen sie passiren. Vor der Deputirtenkammer schloß sich dieser Kolonne eine andere, die von Gros-Caillou gekommen war, an. Sie zwangen einen vorfahrenden Deputirten, aus dem Wagen zu steigen und den Hut abzunehmen, mit dem Rufe: „Hut ab! nieder mit den Aristokraten!" Ein anderer Deputirter mußte dasselbe thun. Beide mußten ihre Namen nennen, eine Menge Fragen beantworten und wurden dann zu Fuß entlassen.

Zwischen 11 und 12 Uhr erschien eine dichte Masse von 5 bis 6000 Mann vor der Deputirtenkammer und rief: „Es lebe die Reform! nieder mit Guizot!" Sie versuchte die Thore zu sprengen, und warf, da dieses nicht gelang, die Fenster des Gebäudes ein. Einige drangen zu der nach den öffentlichen Galerien führenden Treppe vor und besetzten die Tribünen des Publikums und der Nationalgarde. Indessen wurden aber die Eingänge von den Aufsehern der Kammer besetzt, und die eingedrungenen Blousenmänner wieder herausgetrieben. In diesem Augenblicke erschien der General Sebastiani mit einem Bataillon Infanterie und einer Schwadron Dragoner, welche das Volk auf den Konkordeplatz zurücktrieb. Die Kavallerie erwiederte einen Angriff mit Steinwürfen durch eine Charge mit gezogenem Säbel.

Gegen 12 Uhr zog sich ein Haufe von Blousenmännern vor dem Hotel des Auswärtigen unter dem Rufe: „Nieder mit Guizot!" zusammen. Als der Versuch gemacht wurde

das Thor zu ſprengen, luden die im Hofe aufgeſtellten Municipalgardiſten ihre Flinten und ſäuberten, ohne weitere Gewaltanwendung, den Platz vor dem Hotel.

Um 2 Uhr waren die Boulevards von der Rue Montmartre bis zur Madelaine, ſo wie die Rue Royale und der Konkordeplatz, die Chauſſee d'Antin und die Rue Louis le Grand von einer unzähligen Volksmenge angefüllt. Die Municipalgarde zu Fuß und zu Pferde chargirte auf die elyſeiſchen Felder. Sie bediente ſich der blanken Waffen und das Volk vertheidigte ſich mit Steinwürfen. Mehrere Bürger waren genöthigt, ſich in die Gräben des Konkordeplatzes zu werfen, um der Brutalität der Municipalgarden zu entgehen. Nationalgarden ohne Waffen, aber in Uniform, drangen zwiſchen den Haufen und den Chargen vor und proteſtirten laut gegen dieſe Gewaltthätigkeiten. Die Linie ſah unbeweglich und Gewehr im Arm dieſem traurigen Schauſpiel zu.

Mehr als 200 Verhaftungen wurden vorgenommen. Auf den elyſeiſchen Feldern wurden Bäume gefällt, die Bänke abgebrochen und damit an den Ecken der Straßen, welche in die Vorſtadt St. Honoré führen, die erſten Barrikaden errichtet. Als die Kavallerie erſchien, zündete das Volk vor dem Haupteingange ein großes Feuer an, in welches man einen ganzen Omnibus warf. Hierauf wurde auf ein in der Nähe befindliches Wachthaus ein Angriff gemacht, die Soldaten daraus vertrieben, und das Haus in Brand geſteckt. Der elektriſche Telegraph an der Barriere du Roule ward zerſtört.

Gegen 4 Uhr konzentrirte ſich der Aufſtand in der Vorſtadt St. Honoré, der Straße dieſes Namens bis zum

Palais Royal und deſſen Nachbarſchaft. Zahlreiche Haufen zogen umher mit dem Geſchrei: „Vive la Réforme! A bas Guizot!" Die Läden wurden geſchloſſen. Es kam an mehreren Punkten zum Handgemenge. Kaum 30 bis 40 hatten Waffen. Ihre Munition war bald erſchöpft. Das mörderiſchſte Gefecht fand in einem Hauſe der Straße Beaubourg ſtatt, wo man 5 Gefangene eingeſchloſſen hatte. Ihre Kameraden wollten ſie befreien. Es fand ein Kampf zwiſchen den Municipalgardiſten und den Angreifern ſtatt. Von beiden Seiten gab es Todte und Verwundete.

Gegen Abend zeigte ſich zuerſt die Nationalgarde. Die 9. Legion verſammelte ſich im Faubourg St. Antoine. Es wurden an vielen Stellen der Stadt Waffenläden vom Volke erbrochen und geleert. Ebenſo wurden mehrfach Barrikaden erbaut, aber meiſt wieder bald genommen. Hin und wieder wirbelte in einzelnen Bezirken der Rappel, der die Nationalgarden auf ihre Sammelplätze rief. Eine Deputation der Studenten begab ſich in das Bureau des „National" (des Blattes der Republikaner), um zu fragen, wie ſie ſich verhalten ſollten. Man rieth ihnen, ſich vorderhand ruhig zu verhalten. Um 9 Uhr ward der Waffenladen des Herrn Blanchard in der Rue de Cléry geſprengt und geleert. Als das Volk begann den Laden anzugreifen, rief Herr Blanchard, er ſei bewaffnet, und wenn ſie einzudringen verſuchten, ſo werde wenigſtens Einer fallen. „Nichts liegt uns ferner," antwortete man ihm, „als Sie oder Ihre Familie zu beleidigen; aber wir müſſen Waffen haben."

Um 10 Uhr waren alle Barrikaden in der Rue de Cléry verlaſſen. Nach Mitternacht wurde es ruhig. Es

ſen von Anträgen nicht früher anzuzeigen habe, bis die Abtheilungen deren Verleſung genehmigt hätten — und ſchloß die Sitzung.

Die Miniſter bedurften keiner Anklage mehr: das Volk hatte ihnen ihr Urtheil ſchon geſprochen und ſeine Vollſtreckung war begonnen.

Das war der erſte Tag der Revolution.

10.

Die Nacht war unter Vorbereitungen von beiden Seiten vergangen. Der Morgen des 23. Februar fand die ganze Stadt mit Truppen beſetzt, die nach einem ſeit Jahren fertigen Schlachtplane des Marſchalls Gerard aufgeſtellt waren. In der Nacht waren zahlreiche neue Regimenter eingetroffen, unter ihnen die Küraſſiere von Rambouille und die Jäger von Vincennes. Die letzteren hielten die Cité und die Brücke von Arkole beſetzt. Ueber 50,000 Mann von der Linie ſtanden in den Straßen von Paris. Die auf den Hauptpunkten aufgeſtellten Truppenabtheilungen waren mit allen zur Wegräumung von Barrikaden erforderlichen Werkzeugen verſehen. Das Karouſſel und der Hof des Louvre waren geſchloſſen und mit Truppen gefüllt. Küraſſiere, Dragoner, Infanterie und Artillerie hielten den Karouſſelplatz beſetzt. Im Hof der Tuilerien ſtanden ſtarke Infanterieabtheilungen. In den elyſeiſchen Feldern befanden ſich zahlreiche Reſervetruppen, Infanterie und Kavallerie, die beſtimmt waren, die im Kampfe ermüdeten Truppentheile abzulöſen. Jeden Augenblick trafen neue Truppen auf den Eiſenbahnen ein.

Das Volk hatte sich, so gut es ging, mit Waffen und Munition versehen. Es handelte im Uebrigen ohne einen bestimmten Plan, ohne Oberleitung. Seinem Instinkte folgend, versammelte es sich da und dort und errichtete an vielen Orten Barrikaden. Es befanden sich unter der Menge mehr Neugierige als Kämpfer.

Die Nationalgarde, von welcher sich am vorigen Abend nur wenige Piquets mit Mühe hatten versammeln dürfen, ward jetzt durch den Generalmarsch unter die Waffen gerufen. Sie fand sich zahlreich auf den Sammelplätzen ein. Ihre Haltung war der Art, daß sich ihre Neigung, die Sache des Volkes zu unterstützen, nicht verkennen ließ.

Der Kampf begann im Viertel St. Denis. Dort standen am Thore dieses Namens einige Heu- und Munitionswagen. Arbeiter waren zu diesen hingedrungen und hatten sich darauf gesetzt. Als kurz darauf der Befehl anlangte, diese Wagen, welche die Boulevards versperrten, und seit dem Morgen zu beträchtlichen Zusammenläufen Veranlassung gegeben hatten, fortzuschaffen, blieben die Arbeiter in humoristischer Laune darauf sitzen und ließen sich mit fortfahren. Die Trainsoldaten, welche auf den vorgespannten Pferden saßen, lachten darüber und ließen sie gewähren. Als die Wagen auf die Höhe der Straße St. Etienne ankamen, sprangen die Arbeiter herab und gesellten sich zu ein paar Dutzend Blousenmännern, die, mit einem Tambour an der Spitze und angeführt von einem Manne mit langem Barte, der eine dreifarbige Fahne schwang, herbeizogen. Sie errichteten nun hier und in den angrenzenden Straßen eine Stunde lang Barrikaden. Gegen 10½ Uhr rückte eine Abtheilung Municipalgardisten heran und erstürmte die erbauten Barri-

empfangen. Zugleich ertönte dann der Ruf: „Es lebe die Reform! nieder mit Guizot und dem Miniſterium!"

Der Aufſtand konzentrirte ſich um 1 Uhr in den unteren Theilen der Straßen St. Denis und St. Martin. Hier waren die ſtärkſten und kunſtgerechteſten Barrikaden errichtet, und von einigen hundert jungen Leuten vertheidigt. Ein heftiges Gewehrfeuer zwiſchen dieſen und der Munizipalgarde wurde gewechſelt. Die Zöglinge der politechniſchen Schule, ſeit den Kämpfen des Juli 1830 die Lieblinge des Volkes, waren in ihrer Anſtalt konſignirt geweſen. Sie befreiten ſich und erſchienen unter dem Freudenruf der Kämpfer auf dem Kampfplatz.

Verlaſſen wir dieſen auf einige Zeit und eilen wir nach der Deputirtenkammer. Hier war die Sitzung um 1¼ Uhr eröffnet worden. Es waren nur gegen 150 Deputirte anweſend. Eine unbeſchreibliche Aufregung bewegt alle. Herr Guizot iſt anweſend, wird aber jeden Augenblick abgerufen. Herr von St. Aignan tritt herein und ruft: „Man ſchlägt ſich auf dem Baſtilleplatz!" Odilon-Barrot erſcheint; er ſieht ſehr niedergeſchlagen aus, geht langſam auf ſeinen Platz und ſtützt den Kopf in ſeine Hände. Plötzlich verwandelt ſich die Aufregung in Entſetzen. Es ertönt der Ruf: „die Nationalgarde marſchirt auf die Kammer zu!" Alles ſtürzt hinaus auf die Haupttreppe. Vom rechten Seineufer kommt eine Abtheilung Nationalgarde, 500 Mann der 4. Legion, begleitet von einer ungeheuren Menſchenmenge, und ohne Waffen heran. Vom linken Seineufer kommt eine zweite Abtheilung. Beide begegnen ſich auf der Eintrachtsbrücke. Sie kommen, um der Kammer eine Petition um Wahlreform und Abdankung der Miniſter

zu überreichen. Aber ein Detachement Küraſſiere drängt ſich zwiſchen beide Züge der Nationalgarde und will ſie hindern ſich zu vereinigen. Die Deputirten Crémieux und Marie eilen ihnen entgegen und übernehmen ihre Petition. Die Küraſſiere ziehen ſich zurück. Die Petition lautet: „Meine Herren Deputirte! Wir, die unterzeichneten Bürger des 4. Bezirks erklären uns bereit, um der Wahrheit und unſeren perſönlichen Ueberzeugungen Zeugniß zu geben, in den Reihen der Nationalgarde deren Wahlſpruch, Freiheit und öffentliche Ordnung, aufrecht zu erhalten und zu dieſem Zwecke die Waffen unter dem Befehl unſerer Chefs zu ergreifen, um die Ordnung und Ruhe zu behaupten. Aber wir erklären durchaus und förmlich, uns durch dieſe Aeußerung nicht zu Stützen eines verderbenden und verdorbenen Miniſteriums konſtituiren zu wollen, deſſen Politik und deſſen Handlungen wir mit der ganzen Kraft unſerer Ueberzeugung von uns ſtoßen und mit allen unſeren Wünſchen ſeine Verſetzung in den Anklageſtand und ſeine unmittelbare Entlaſſung herbeirufen.“ Darauf erklärt Crémieux den Nationalgardiſten, er werde dieſe Petition auf der Tribüne der Kammer niederlegen und ſchließt ſeine Rede mit den Worten: „Das Miniſtetium iſt vom Tode getroffen, die Nationalgarde hat ihr Urtheil geſprochen!“ Ein Beifallſturm folgte ſeinen Worten.

In dem Augenblicke, als dieſes vor der Deputirtenkammer ſich zutrug, interpellirte in der Kammer Bavin, ein Abgeordneter von Paris, die Miniſter. „Seit länger als 24 Stunden erſchüttern ernſte Unruhen die Hauptſtadt. Geſtern war die Nationalgarde zur großen Beſtürzung der Einwohner nicht im Dienſte, und man wußte doch, daß am Mon-

tag Abend Befehl gegeben ſei, ſie einzuberufen. Alſo iſt es wahr, daß dieſer Befehl in der Nacht vom Montag auf den Dienſtag zurückgenommen iſt? Erſt um 5 Uhr hat man in einigen Quartieren der Stadt Rappel geſchlagen, um einige National-Gardiſten zu verſammeln. Während des Tages ließ man die Bevölkerung von Paris ohne den Schutz der National-Garde. Es haben unſelige Kolliſionen ſtattgefunden, die wir wahrſcheinlich nicht zu beklagen hätten, wenn man gleich zu Anfange der Unruhen unſere National-Garde auf den Straßen geſehen hätte, deren Wahlſpruch Ordnung und Freiheit iſt. Ich fordere die Miniſter auf, mir über eine ſolche wichtige und unheilsvolle Thatſache Aufklärung zu geben." Die Stimmen des Beifalls und des Murrens, die auf den Schluß dieſer Worte folgten, waren noch nicht verklungen, als ſich Guizot von der Miniſterbank erhob, und bleichen Antlitzes, mit düſterem Blicke und gebeugter Haltung gegen die Tribüne wandte. „Ich glaube," begann er mit unſicherer Stimme, „daß es weder dem öffentlichen Intereſſe angemeſſen, noch der Kammer annehmlich ſein würde, in dieſem Augenblicke in einen Streit über die Interpellation einzugehen, welche der Redner ſo eben an uns gerichtet hat. Der König läßt in dieſem Augenblicke den Grafen Molé zu ſich rufen ...." Ein mißtöniger Lärm von Beifallsgeſchrei und Schreckensrufen unterbrach ihn, allein er faßte ſich und fuhr noch bleicher und mit noch unſicherer Stimme fort: „Die eben ſtattgefundene Unterbrechung wird mich weder bewegen, etwas zu meinen Worten hinzuzufügen, noch davon wegzunehmen. Der König läßt in dieſem Augenblicke den Grafen Molé rufen, um ihn mit der Bildung eines neuen Kabinets zu beauftragen."

Bei diesen Worten verlassen alle Deputirte ihre Plätze und es entsteht ein großer Tumult. Mitglieder des Centrums treten zu Herrn Guizot und reden ihn mit heftiger Leidenschaft an. „Das ist unverzeihlich!" „Das heißt die Monarchie ausliefern!" hört man Stimmen. Es waren die Verzweiflungsrufe der Kreaturen des Ministeriums Guizot, die mit ihrem Patrone gefallen waren. —

In der Pairskammer hatten es zur selben Zeit Graf Alton Shee und der Marquis von Boissy vergebens versucht, die Minister über die Vorgänge des Tages zu interpelliren. Mit dem Ruf: „Schweigen Sie! Zur Ordnung, zur Ordnung!" hatte man die beiden Redner zur Ruhe gebracht.

Lange und hartnäckig hatte sich der König geweigert, seinen Günstling Guizot zu opfern, der ihm acht Jahre lang so treffliche Dienste in der Ausführung seiner verruchten Politik geleistet hatte. Umsonst hatten ihn die Mitglieder seiner eigenen Familie bestürmt, dem Willen des Volkes nachzugeben und das verhaßte Ministerium zu entlassen. Er betrachtete Guizot als die festeste Stütze seines Thrones. „Ich kann nicht nachgeben," sagte er mit prophetischer Ahnung, „denn wenn ich nachgebe, bin ich verloren!" Als aber der Aufstand stets wuchs, als eine Deputation nach der andern den Ministerwechsel verlangte, da endlich entschloß er sich das Ministerium zu entlassen. Herr Guizot war es, der, wie wir eben gesehen haben, die Mittheilung dieses Entschlusses an die Deputirtenkammer selbst übernahm.

Mit Blitzesschnelle verbreitete sich die Nachricht von Guizots Sturz durch die Stadt. In den meisten Vierteln erregte sie die lebhafteste Freude. Mit dem Rufe: „Alles ist beendigt! Das Ministerium hat abgedankt! Es lebe die

Reform!" durchzogen Nationalgarden die Straßen, um das Volk zu beruhigen. Volk, Nationalgarden und Linientruppen fraternisirten; die letzteren, die seit zwei Tagen im Regen unter den Waffen gestanden hatten, zogen sich unter dem Zujauchzen der Nationalgarde und des Volkes in ihre Kasernen zurück. Die Regierung selbst hatte Generalstabsoffiziere geschickt, welche mit lauter Stimme in die Volksmenge den Fall des Ministeriums verkündeten.

Während dieses in den Hauptstraßen geschah, verhielt es sich nicht so in den entfernteren Stadttheilen. Dort hatte vorzugsweise die republikanische Partei ihre Kräfte entwickelt. Ihr schien der Fall des Ministeriums Guizot und die Einsetzung eines Ministeriums Molé, Dufaure, Passy u. s. w. ein elender Kampfpreis für das seit zwei Tagen vergossene Blut. Die Republikaner kannten den Grafen Molé als einen aristokratischen, dem Hofe treu ergebenen Mann. Wie konnten sie von einem solchen Ministerwechsel das Heil des Volkes erwarten? Die siebenzehnjährige bittere Erfahrung hatte sie gelehrt, daß die Freiheit weder durch Thron- noch durch Ministerwechsel errungen wird, — daß Freiheit und Wohlstand des Volkes in der konstitutionellen Monarchie unmöglich sind. Die Republikaner waren daher entschlossen, das Schlachtfeld nicht zu verlassen. Sie blieben in den Vierteln von St. Denis und St. Martin, in den Straßen Bourg l'Abbé, Trosnonain, Beaubourg und Rambutin unter den Waffen und hinter den Barrikaden. Hier rüsteten sie sich zum entschiedenen Kampfe, den sie für den nächsten Morgen erwarteten.

Indessen ging der Jubel der anderen Stadttheile fort. Von sechs Uhr Abends an durchzogen hier starke Volkshau-

fen, Soldaten, Offiziere, Nationalgarden, Bürger und Arbeiter, alle unter einander gemischt und unter dem Rufe: „Es lebe die Reform!" die Straßen. Als auf den Boulevards einige Häuser beleuchtet wurden, erhöhte sich der Jubel. Man zog weiter und forderte überall Beleuchtung der Häuser. Bald strahlten die Boulevards bis in die höchsten Giebel der Gebäude von Lichtern. Das Volk wogte mit Fackeln durch die Straßen und sang Freiheitslieder. Es zog nach der Rue Lafitte vor das Hotel des Herrn von Rothschild. Dieser mußte auf dem Balkon erscheinen, und in den Ruf: „Es lebe die Reform!" einstimmen. Auch nach dem Hotel des Justizministers zog man, verlangte, daß er seine Wohnung erleuchte und rief dazwischen: „Fort mit Hébert! fort mit dem Manne der moralischen Mitschuld!"

Froh, vom größten Uebel erlöst zu sein, befriedigt sich die große Menge der Menschen mit dem kleineren. Es war wahrlich nicht der neue Minister, Graf Molé, dem dieser Jubel galt, es war die Freude über den Sturz des unglaublich gehaßten Guizot. Die Masse des Volkes, leichtsinnig und leicht vertrauend wie sie ist, hätte sich zufrieden gegeben und den Republikanern wäre vielleicht am andern Tage kein besseres Loos zu Theil geworden, als im Juni 1832 und im April 1834, wo sie für die Republik vergebens bluteten und starben.

Aber heute sollte es anders kommen. Das Schicksal hatte sein Schwert gezückt über dem Haupte des französischen Königthums.

In den kritischen Augenblicken der Völkergeschichte sind zu allen Zeiten Ereignisse eingetreten, die, oft gering und unbedeutend, oder aus Zufall oder aus dem Uebermuthe

Einzelner entſprungen, der entſcheidende Wurf waren in die Wagſchaale des Völkergeſchicks. Ein ſolcher Wurf geſchah in dieſer Nacht, ein Wurf, der, wie der fallende Stein in den Alpen den hochaufgeſchichteten Schnee trifft, und die geballten Maſſen in unaufhaltſamem Laufe durch die Schluchten und Gründe fortreißt, ſo die Lawine der Revolution von den Straßen der franzöſiſchen Hauptſtadt durch die Länder Europa's gewälzt hat.

Unter den jubelnden Haufen, die unbewaffnet durch die Straßen zogen, befand ſich auch einer, der zahlreichſte von allen, der ſich von der Baſtille nach der Madelaine bewegte, voran eine Schaar mit Fackeln und einige Führer, denen der ganze Zug folgte. Dieſer Zug, aus Tauſenden aller Stände zuſammengeſetzt, war mit Geſang vor die Büreaus des „National" und der „Reform" gezogen und bewegte ſich jetzt weiter auf das Miniſterium des Auswärtigen zu, das unter den vielen beleuchteten Häuſern allein dunkel dalag. Hier war Linienmilitär aufgeſtellt, es kam zu Unterhandlungen zwiſchen den Soldaten und dem Volke, ob darüber, daß der Palaſt beleuchtet werde, oder weil man den Durchzug verweigerte, iſt unbekannt. Plötzlich fiel ein Schuß, dem alsbald, ohne irgend vorhergegangene Aufforderung, eine volle Salve in die friedliche, dichtgedrängte Menſchenmenge folgte. Zweiundfünfzig Menſchen wälzten ſich in ihrem Blute. Ein entſetzlicher Schrei der Rache miſchte ſich in die Klagen der Sterbenden. Im erſten Augenblicke warf ſich Alles platt auf den Boden, um einem neuen Gewehrfeuer zu entgehen. Dann ſtürzt man in wilder Flucht davon und mit dem Rufe: „Man verräth uns! nieder mit Louis Philipp!" durch alle Straßen. „Zu den Waffen!

Man mordet uns!" heulte es bald in allen Theilen der Stadt. Den Fliehenden folgten auf zwei flachen Karren die Leichen, vom Volk gezogen, von Fackeln beleuchtet. Bei dem Herannahen der Wagen entblößten alle Umstehenden in düsterem Schweigen das Haupt. Wo aber die Leichen vorüber waren, erbrauste der Donnerruf: „Verrath! man schießt das Volk nieder! zu den Waffen!" Man zog die Leichen vor das Bureau des „National". Hier deckte man die Wunden der Unglücklichen auf, die noch eben heiter und harmlos gesungen hatten. Es waren Weiber, Knaben, Nationalgardisten, Greise und Blousenmänner, die vom mörderischen Blei durchbohrt dalagen. „Es sind Mörder, die diese getödtet haben," schrie das Volk in Wuth und Thränen, „aber wir werden sie rächen! Gebt uns Waffen! Waffen!" Das düstere Licht der Fackeln beleuchtete diese grausige Scene. Garnier Pagés, der sich eben im Büreau des National befand, sprach zum Volke. Er verlangte Genugthuung von den ruchlosen und grausamen Ministern. Der Leichenkarren bewegte sich nun weiter und nach dem Stadthause. In zwei Stunden wußte die ganze Stadt von der schändlichen That. Alles war wach, Alle rüsteten sich zum Kampfe, zur Rache. Mit Blitzesschnelle wuchsen in allen Straßen die Barrikaden zu Hunderten aus der Erde. Um Mitternacht erbrach das Volk die Kirchen, stieg auf die Thürme und zog die Sturmglocken, die schauerlich durch die Nacht hin dröhnten. In den Vierteln St. Martin und St. Denis und auf einem großen Theile der Boulevards wurden die Bäume umgehauen und über die Straßen geworfen. An den Straßenecken fand man überall Zettel, worauf mit großen Lettern

stand: „Louis Philipp ermordet uns wie Karl X.: so möge es ihm ergehen wie Karl X.!"

Um Mitternacht trat das demokratische Wahlkomitee von Paris zusammen und entwarf einen Aufruf an das Volk, worin es hieß: „Nur der Nationalgarde kommt es zu, einen Aufstand von einer Revolution zu unterscheiden. Die Verwendung des Heers zur Unterdrückung bürgerlicher Unruhen ist ein Attentat auf die Würde eines freien Volkes und auf die Moralität des Heeres selbst, es liegt darin ein Umsturz der wahren Ordnung und eine Verneinung der Freiheit. Wir fordern, daß das ganze Volk der Nationalgarde einverleibt werde, und daß die Munizipalgarde sich auf der Stelle auflöse." Unter solchen Vorbereitungen graute der Morgen des 24. Februar.

11.

Der angebrochene Tag fand ganz Paris in eine Festung verwandelt. Alle Straßen waren durch riesenhafte, aus Pflastersteinen und Fuhrwerken errichtete Barrikaden gesperrt, vom italienischen Boulevard bis an das Thor St. Denis. Alle Bäume der Boulevards waren umgeschlagen; die Eingänge der Straßen mit Kämpfern besetzt. Die Linientruppen standen, Gewehr bei Fuß, die Boulevards entlang und sahen den noch immer fortgesetzten Rüstungen von Weitem zu, ohne sie zu stören. Aengstlichkeit und Ungewißheit lag auf den Gesichtern der Soldaten.

In den Vierteln von St. Denis und St. Martin hatte der Kampf gleich nach dem Morde vor Guizots Hotel in der Nacht wieder begonnen und dauerte noch immer fort. Eine ungeheure Volksmasse verweilte auf dem Schauplatze

der Metzelei vor dieſem Hotel. Hier ſtanden ganze Pfützen Bluts. Die Wuth des Volkes hatte den höchſten Grad erreicht. Das Hotel war von Truppen verlaſſen, nur einige Nationalgardiſten hielten dabei Wache. An den Thoren deſſelben ſtanden die Inſchriften: „Hotel des Volkes!“ „Nationaleigenthum!“ Im Volke ſchrie man, auf das Hotel deutend: „Eine Boutique zu vermiethen!“ Jene Inſchriften ſchützten das Gebäude vor der Zerſtörung.

Gegen 8 Uhr begann der Kampf auch auf den Boulevards. Hier ſetzten ſich nach der Reihe Jäger von Vincennes, Dragoner, Jäger und Linieninfanterie in Bewegung. Die letztere eröffnete ein Pelotonfeuer gegen die Vertheidiger der am Eingang der Straße Montmartre errichteten Barrikade. Um 8 Uhr marſchirten dieſe Truppen gegen die Vorſtadt St. Denis, wo mehrere mörderiſche Gefechte ſich entſpannen. Immer neue Barrikaden wachſen aus dem Boden. Waffen und Munition ſind reichlich vorhanden. Bald wird der Kampf in der ganzen Stadt allgemein.

Man hatte ſich etwa eine Stunde geſchlagen, als Ordonnanzoffiziere durch die Straßen ſprengten mit dem Befehl an die Truppen, den Kampf einzuſtellen. Sie ritten an das Volk hin, weiße Tücher ſchwenkend, verlangten Gehör und riefen: „Wir ſind Adjutanten des Marſchall Bugeaud. Der Marſchall iſt zum Statthalter von Paris und zum Oberbefehlshaber der Nationalgarde ernannt. Er will den Antritt ſeines Amtes nicht mit Blut bezeichnen. Er hat daher den Truppen Befehl gegeben, ſich zurück zu ziehen, und fordert das Volk auf, das Gleiche zu thun.“ Auf den Boulevards ward dieſe Meldung vom Volke mit Beifall aufgenommen. Die Linientruppen nahmen das Ge-

wehr auf die Schulter und defilirten langsam am Volke vorbei, das sie mit dem Rufe: „Es lebe die Linie!“ begrüßte. Die National-Garde schloß sich der Linie an und ward überall mit enthusiastischem Zuruf begleitet. In anderen Theilen der Stadt, vorzugsweise in den republikanischen Vierteln St. Martin, St. Denis und St. Antoine, antwortete man den Adjutanten des Marschalls: „Wir wollen den Marschall Bugeaud nicht!“ und blieb unter den Waffen. Die Truppen zogen sich aber auch hier zurück.

Schon hatten sich mehrere Regimenter geweigert zu kämpfen. Das 45. Linienregiment that dies zuerst. Ein zweites Regiment hatte die Bajonette abgenommen, ein drittes seine Waffen den Arbeitern übergeben.

Zu derselben Zeit bewegte sich ein Zug Menschen die Boulevards entlang. Man erblickte an der Spitze den Deputirten Odilon-Barrot. Er ist begleitet von Horace Vernet, der die Uniform eines Offiziers der National-Garde trägt, Oscar Lafayette, Quinette und einigen anderen Deputirten. Es erhebt sich ein wirres Geschrei. Die Volksmenge drängt dem Zuge nach, der in die Straße St. Denis einlenkt. Er muß am Fuße einer Barrikade stille stehen. Die Personen, welche Odilon-Barrot begleiten, machen die größte Anstrengung, ihm einen Weg zu bahnen. Die Menge widersetzt sich. Odilon-Barrot will sprechen, aber der Führer der loyalen Kammer-Opposition kann nur die Worte vorbringen: „Meine guten Freunde, unsere gemeinsamen Anstrengungen haben gesiegt. Wir haben die Freiheit wieder erobert, und was mehr sagen will, die Ehrlichkeit — —“ Seine Stimme wird vom Geschrei des Volkes übertönt. „Das ist uns nicht genug!“ rief es von allen Seiten.

„Wir sind zu oft betrogen worden!“ Ein Mann von energischem Aeußeren tritt hervor und erklärt, die Konzessionen kämen zu spät. Odilon-Barrot muß denselben Weg zurückkehren. Die feindselige Gesinnung, die das Volk ihm gegenüber bewies, war die Feindseligkeit gegen die konstitutionelle Monarchie, als deren Anhänger er bekannt genug war. Zeichen des Mißfallens und Geschrei begleiteten ihn auf seinem Rückwege. Der Bankbruch der Monarchie war damit schon jetzt erklärt.

Um halb 11 Uhr wurde folgende Proklamation in den Straßen angeschlagen: „Bürger von Paris! Der Befehl ist gegeben, das Feuer einzustellen. Wir sind vom Könige beauftragt, ein Ministerium zu bilden. Die Kammer wird aufgelöst. Eine Berufung an das Land wird stattfinden. Der General Lamoricière ist zum Oberkommandanten der Nationalgarde von Paris ernannt. Die Herren Odilon-Barrot, Thiers, Lamoricière und Duvergier de Hauranne sind Minister. Freiheit! Ordnung! Reform! Gezeichnet: Odilon-Barrot und Thiers.“

Die Proklamation ward zerrissen, die Bewegung nahm ihren Fortgang.

In den Tuilerien herrschte die äußerste Rathlosigkeit und Bestürzung. Eine Menge Generäle standen in den Salons, fragten nach Neuigkeiten, aber wußten keine Mittel, dem Königthume zu helfen. Nur wenige Truppentheile, die Munizipalgarden, die Jäger von Vincennes, Dragoner und Küraſſiere, zeigten sich noch bereit, für den König und gegen das Volk zu kämpfen. Und auch sie waren schon entmuthigt. Denn sie sahen sich allein der ungeheuren Bevölkerung von Paris gegenüber. Und wie war es nun

mit den Forts um Paris, mit all den Baſtillen, die Louis Philipp mit ſo großer Schlauheit den Pariſern um ihre Stadt hatte aufzubauen gewußt? Er durfte es nicht wagen, einen Kanonenſchuß von ihnen abzufeuern, denn das wäre der unabwendbare Untergang des Königthums geweſen, das er noch immer aus dem Sturme zu retten hoffte.

Um 12 Uhr langten mehrere Deputirte beider Kammern, unter ihnen Thiers, Lahepxie, Dupin, Emil de Girardin, in den Tuillerien an. Sie wurden von Adjutanten der Nationalgarde auf den Carouſſelplatz geführt, der in dieſem Augenblicke von Munitions- und Bagagewagen, einigen Esladrons Küraſſieren und Infanterie eingenommen wurde. Die Truppen ſahen düſter und niedergeſchlagen vor ſich hin. Von hier gelangten die Deputirten zum Könige. Emil de Girardin erklärte dieſem, daß nur das Königthum gerettet werde, wenn er die Krone niederlege. Und dazu entſchloß ſich der alte Sünder. Er unterzeichnete ſeine Abdankung. Um 1 Uhr las man an den Ecken der Straßen:

„Bürger! Abdankung des Königs. Regentſchaft der Herzogin von Orleans. Auflöſung der Kammer. Allgemeine Amneſtie!“

Es war zu ſpät! In dem Augenblicke, als die Nachricht von des Königs Abdankung bekannt wurde, hatten Munizipalgardiſten, die auf dem Platze des Palais Royal ſtanden, auf Volk, Nationalgarden und Linientruppen, die in brüderlicher Vereinigung gegen die Tuillerien heranzogen, Feuer gegeben. Es war am Eingange der elyſäiſchen Felder, wo ein Wachthaus liegt, das dieſe Munizipalgardiſten beſetzt hielten. Die Zunächſtſtehenden forderten ſie auf, ſich zu ergeben, und verſuchten einzudringen. Die Munizipal-

garden vertheidigten sich und feuerten. Jetzt ward das Wachthaus mit Hülfe der Truppen und, wie es schien, auf Befehl des Generals derselben, gestürmt und die Besatzung niedergemacht. Diese Scene gab dem Königthum den letzten Todesstoß. Versöhnung war unmöglich. Von Neuem schrie das Volk: „Man verräth uns, man schießt auf das Volk! Nach den Tuilerien!" Die aufgestellten Truppen hielten die Volkslawine, die nach den Tuilerien brauste, nicht mehr zurück. Sie selbst wurden mitgerissen. Voran eilten Nationalgarden, dann Linienſoldaten und Volk. Der Kampf um das Schloß war kurz und wenig blutig. Die Truppen, die es vertheidigen sollten, wichen nach kurzer Zeit. Der König trat auf dem Karousselplatze dem Volke entgegen. Er wollte sprechen — aber das Wuthgeschrei der Heranbringenden unterbrach ihn. Er erbleichte und eilte zurück. Kaum fand er Zeit, zu entfliehen. Begleitet von Kavallerie und Artillerie durchschnitt er den Garten auf der Seite, die sich an der Seine hinzieht. Durch die entblätterten Bäume konnte man von der Straße Rivoli aus diesen tragischen Zug, den Leichenzug des letzten Königs von Frankreich, erblicken. Auf dem Eintrachtsplatze angekommen, warf er einen letzten Blick auf seine Tuilerien. Man erinnerte ihn, daß er in der Eile der Flucht die Abdankungs-Urkunde zu unterzeichnen vergessen habe. Er that es hier, wenige Schritte von dem Orte, wo Ludwig XVI. und sein eigener Vater das Haupt auf den Block des Blutgerüstes gelegt hatte. Jetzt stieg er in einen Wagen und floh nach Neuilly zu, von wo er mit seiner Familie nach Versailles eilte. Von hier fuhr er nach Treport und rettete

ſich nach England, wo er am 28. Februar zu Brighton landete.

Wenige Augenblicke, nachdem der König die Tuilerien verlaſſen hatte, drang das Volk in dieſelben ein. Das Gitter, das nach der Straße Kaſtiglione geht, ward durchbrochen. Der Volksſtrom ergoß ſich faſt zu gleicher Zeit durch den Hof und durch den Garten in das Innere des Gebäudes. In wenigen Augenblicken war das ganze Schloß mit Menſchen gefüllt. Das Volk zeigte ſich in ſeiner ganzen Größe. Nichts von all' den Koſtbarkeiten wurde entwendet. Man war gekommen, um zu rächen und zu ſtrafen, nicht um zu plündern. Wehe dem, der es gewagt hätte, das Letztere zu verſuchen. Proletarier, hungrige Arbeiter bewachten die königlichen Schätze. So wurden von Neuem jene Elenden zu Schanden, die im Volke nur Räuber und Diebe erblicken. Nicht im Volke, ſondern in der Ariſtokratie, in der der Geburt, wie in der des Geldes, ſind die großen Räuber und Spitzbuben, die mit dem Volksbetrug ihre Schätze füllen. Sie meſſen das Volk mit ihrem Maße. Aber das Volk ſteht hoch über ihnen und überſtrahlt mit ſeinem Edelmuthe den Wappen- und den Börſenpöbel.

Faſt zur ſelben Zeit, wie die Tuilerien, ward auch das Palais Royal vom Volke genommen. Auch hier durfte nicht das Geringſte entwendet werden. Aber einen Akt der Rache wollte man ausüben an dem, was das Königthum zurückgelaſſen hatte. Man warf die vergoldeten Möbel aus den Fenſtern hinab in den Hof. Aus den Remiſen der Straße St. Thomas du Louvre zog man die königlichen Staatswagen herbei. Ein Feuer wurde angemacht, und

die Wagen ſammt allen zertrümmerten Möbeln wurden den Flammen überliefert. Blouſenmänner, die das Feuer umſtanden, hatten Zettel an die Spitzen ihrer Bajonette befeſtigt, mit der Inſchrift: „Den Tod dem, der ſtiehlt!“ Wer aus den königlichen Zimmern kam, dem wurden vom Volke die Taſchen unterſucht.

Die Gemäldegallerie ward verſchont und bewacht. Aber die Prunkmöbel des Ehrenſaales wurden ohne Mitleid in die Flammen geſchleudert.

Auf den Boulevards und dem Baſtilleplatz trug ſich jetzt ein Schauſpiel zu, das, wie kein anderes dieſer erhabenen Tage, die Seelen der Könige Europas erbeben ließ, als ſie die Kunde davon vernahmen. Das Volk hatte den vergoldeten Seſſel des Thronſaales auf die Schultern genommen und nach dem Baſtilleplatz getragen. Im Triumphmarſch war es damit die Boulevards entlang gezogen, über die Barrikaden hin, beim Schall einer einzigen Trommel, und unter Begleitung durch ein Paar Becken, die hartnäckig denſelben eintönigen Marſch ſchlugen, von einer Maſſe Kämpfern begleitet. Dieſe hatten ſich mit Lappen von den Gardinen und Tapeten der königlichen Gemächer behängt. Am Fuß der Säule des Baſtilleplatzes angelangt, machte der Zug die Runde um das Gitter. Dann hoben dieſe Thronträger den Seſſel auf den marmornen Grundſtein der Säule. Die beiden Muſiker nahmen auf dem Sockel der Säule unmittelbar über dem Seſſel Platz. Jetzt ward Stroh unter den Thron gelegt, angezündet, und in wenigen Augenblicken loderte der letzte Königsthron von Frankreich unter dem unendlichen Jauchzen einer unermeßlichen Volksmaſſe

und den Freudenschüssen aus tausend Gewehren am Fuße der Julisäule empor und sank in Asche zusammen.

Den Tuilerien gegenüber steht eine Bildsäule des Spartakus. Diese wurde vom Volke mit einer rothen Mütze bekrönt, welche man aus Resten von Zeugstücken von dem verbrannten Throne Louis Philipps gemacht hatte.

Um zwei Uhr Nachmittags war der Kampf beendigt. Die Truppen zogen sich überall zurück und marschirten unter dem Ruf des Volkes: „Vive la ligne! vive l'artillerie!" in ihre Quartiere oder Kantonnement zurück. Das Volk war Sieger, Sieger durch seinen Heldenmuth und durch die Hülfe der Nationalgarde. Die Theilnahme der Nationalgarde am Gefecht hatte die Linientruppen erst wankend gemacht, dann zur Verweigerung des Gehorsams gebracht und zuletzt in die Reihen des Volkes hinübergeführt. Die Studenten und die Schüler des polytechnischen Instituts hatten einen großen Antheil am Ruhm dieses Tages. Von Rouen und Havre waren am Morgen auf der Eisenbahn dreitausend Mann angelangt und hatten mit dem Volke gefochten.

Nach zwei Uhr las man auf allen Mauern nachfolgenden Anschlag:

„Wünsche des Volkes."

„Reform für Alle. Allgemeine Amnestie, die Minister ausgenommen und in Anklagestand versetzt. Recht der Versammlung, durch eine baldige Demonstration sanktionirt. Unmittelbare Auflösung der Kammern und Berufung der Urversammlungen. Eine Stadtgarde unter dem Befehl der Stadtbehörde. Aufhebung der Septembergesetze. Freiheit des Worts, der Presse, der Petition, der Vereinigung und

der Wahl. Wahlreform. Jeder Nationalgardist ist Wähler und wählbar. Reform der Patrskammer. Eben so wenig königliche Ernennung, als erbliche Aristokratie. Reform der Verwaltung. Garantie für alle Beamte gegen den Mißbrauch der Bevorzugung und Konnexion. Das Eigenthum geachtet, das Recht der Arbeit garantirt. Dem Volke Arbeit gesichert. Einigung und brüderliche Verbindung der Industriebesitzer und Arbeiter.

Gleichheit der Rechte durch eine allgemeine Erziehung; Waisenhäuser, Zufluchtshallen, landwirthschaftliche Schulen und Stadtschulen. Keine Unterdrückung und Ausbeutung der Kinder (in den Fabriken). Vollständige Glaubensfreiheit und Freiheit des Kultus. Schutz für die Schwachen, Frauen und Kinder. Frieden und heilige Allianz unter allen Völkern. Abschaffung des Krieges, in dem das Volk zum Kanonenfutter dient. Unabhängigkeit aller Nationalitäten. Frankreich, Hüterin der Rechte schwacher Völker. Ordnung, gegründet auf Freiheit. Allgemeines Bruderthum."

Das Königthum war in diesem Augenblicke zwar der That nach schon gestürzt, aber noch nicht der Form nach vernichtet. Der Schluß des großen dreitägigen Drama's sollte in der Deputirtenkammer spielen. An demselben Orte, wo einst nach den Kämpfen der Julitage das Volk um seinen Kampfpreis betrogen ward, und wo seit 17 Jahren von bezahlten Lakaien, die sich Volksdeputirte nannten, der konstituttonellen Monarchie der Weihrauch gestreut worden war — da empfing heute das Königthum sein Todesurtheil.

13.

Seit 1 Uhr hatte der Präſident Sauzet die Sitzung eröffnet. Die Zugänge zur Kammer vom linken Seineufer waren vollſtändig frei. Eine ſtarke Abtheilung Kavallerie hielt noch den Brückenkopf und den Winkel des Quai der Tuilerien beſetzt. Das Anſehen der Verſammlung war ernſt und feierlich. Die Deputirten der rechten Seite und der Centren waren im höchſten Grade niedergeſchlagen. Ihre Niedergeſchlagenheit ging über in Unruhe und Verwirrung, je entſcheidender die einlaufenden Nachrichten wurden. Sie fingen an zu begreifen, daß ihre Sache verloren ſei.

Gegen halb 2 Uhr erhob ſich draußen ein Getümmel von Menſchen. Der Präſident wandte ſich plötzlich nach einer Seitenthür, als erwarte er von daher Jemanden. Und wirklich trat die Herzogin von Orleans, ihre beiden Söhne, den Grafen von Paris und den Herzog von Chartres an der Hand, in den Saal, begleitet von den Herzogen von Nemours und Montpenſier und einer Anzahl höherer Offiziere. Sie hatte ſich in Trauer gekleidet, ebenſo ihre beiden Söhne. Sie nahm mit dieſen in dem Halbkreis zu Füßen der Tribüne der Kammer Platz. Hinter ſie ſtellten ſich die Herzoge von Nemours und Montpenſier. Mehrere zugleich mit in den Saal getretene Bürger begaben ſich gleichfalls an die Tribüne.

Der Deputirte Dupin beſtieg die Tribüne. „Meine Herren," begann dieſer Freund der Orleans, „die ſtattgehabten Manifeſtationen haben die Abdankung Louis Philipps zum Reſultat gehabt, welcher zu gleicher Zeit erklärt hat, er lege die Macht nieder und willige in die Ueber-

tragung derselben auf das Haupt Sr. königl. Hoheit, Monseigneurs, des Grafen von Paris, unter der Regentschaft von Madame, der Herzogin von Orleans. (Zuruf.) Meine Herren, Ihr Zuruf, das kostbarste Zeugniß für den neuen König und die Frau Regentin, ist nicht der erste, welcher sie begrüßt hat. Sie hat zu Fuß die Tuilerien, den Platz und die Brücke durchschritten, begleitet von ihren Söhnen, eskortirt von der National-Garde — — (Eine Stimme: „Es ist zu spät!") Die Prinzessin begreift, was diese Mission ihr auferlegt, durchdrungen von dem tiefen Gefühle des öffentlichen Interesses und im Vertrauen auf die Unterstützung der Nationalstimme. In Voraussetzung der Abdankungsakte, welche ohne Zweifel von Herrn Odillon-Barrot überbracht werden wird, schlage ich vor, daß die Kammer den ausgesprochenen Zuruf zu Protokoll nehme und ebenso die Proclamation Monsieur, des Grafen von Paris, zum König der Franzosen unter der Regentschaft Madame, der Herzogin von Orleans, eintrage."

Emanuel Arago, der am Fuß der Tribüne sitzt, erhebt sich nach dieser Rede mit Lebhaftigkeit gegen die Deputirten und disputirt mit dem Präsidenten, der ihm das Wort versagt.

Marie und Lamartine besteigen die Tribüne. Letzterer verlangt, daß die Kammer nicht weiter berathe, bis die königliche Familie sich entfernt habe. Auf die Bekanntmachung dieses Verlangens durch den Präsidenten begeben sich die Herzogin und ihre Kinder nach einiger Unschlüssigkeit auf die Treppe des Centrums, wo sie von mehreren National-Gardisten umgeben werden. Eine große Anzahl dringt zugleich in die Kammer und nimmt unter dem Bravo-

ruf der Gallerieen neben den Oppoſitions-Deputirten Platz, die ihnen die Hände ſchütteln.

Marie, mit ſtarker Stimme von der Tribüne: „Ich verlange das Wort. In der Lage, worin ſich Paris befindet, haben wir keinen Augenblick zu verlieren, um eine auf das Volk wirkſame Maßregel zu ergreifen. Seit dieſem Morgen hat die Aufregung ungeheure Fortſchritte gemacht, und wer kann vorausſehen, was kommen mag, wenn Sie noch einen Augenblick zögern! Man hat ſo eben die Frau Herzogin von Orleans zur Regentin proklamirt, allein es exiſtirt ein Geſetz, wonach der Herzog von Nemours Regent iſt. Sie können jetzt kein Geſetz machen. Indeſſen muß etwas geſchehen. Wir bedürfen einer proviſoriſchen Regierung an der Spitze des Landes. (Beifall.) Ich trage darauf an, daß eine proviſoriſche Regierung eingeſetzt werde. (Neuer Beifall.) Sobald ſie es ſein wird, wird ſie etwas vornehmen; in Uebereinſtimmung mit der Kammer wird ſie die Autorität des Landes haben."

Nach ihm verlangt Herr von Genoude das Wort, erhält es aber nicht und Crémieux beſteigt die Tribüne: „Im Intereſſe der öffentlichen Wohlfahrt," ruft er, „iſt eine große Maßregel nöthig. Es iſt von Wichtigkeit, daß Alle übereinſtimmen, um ein großes Prinzip zu proklamiren und dem ſiegreichen Volke ernſtlich gemeinte Garantieen zu ſichern. Machen wir's nicht wie im Jahre 1830, denn was damals gemacht wurde, haben wir im Jahre 1848 von vorn anfangen müſſen. (Sehr gut! Beifall der Gallerieen.) Setzen wir eine proviſoriſche Regierung ein, nicht um die Zukunft zu regeln, ſondern um die Ordnung herzuſtellen. (Sehr gut! Sehr gut!) Wir können in dieſem Augenblick nicht

mehr thun. (Nein! nein!) Ich habe die größte Hochachtung vor der Frau Herzogin von Orleans (Bravo!) und ich habe so eben der königlichen Familie in den Wagen geholfen, welcher sie davon geführt hat. (Eine Stimme: Glückliche Reise!) Die Bevölkerung von Paris hatte dem Unglück des Königs den tiefsten Respekt gezeigt, aber wir, die wir hierher geschickt worden sind, um Gesetze zu machen, wir können sie nicht abrogiren. Nun verfügt aber ein schon votirtes Gesetz über die Regentschaft, und ich gebe zu, daß man dasselbe in diesem Augenblick abrogiren dürfe. Glauben Sie mir, da wir einmal auf dem Punkte sind, eine Revolution zu erleben, vertrauen wir uns dem Lande an. Ich schlage eine provisorische Regierung von 5 Mitgliedern vor." (Zahlreiche Stimmen auf den Gallerieen: Unterstützt, unterstützt!)

Herr de Genoude: „Meine Herren, es ist nichts ohne die Mitwirkung des Landes möglich. Im Jahre 1830 haben Sie das Land nicht zugezogen, und Sie sehen, was geschieht. Es wird heute eben so sein."

Odillon-Barrot: „Niemals, meine Herren, haben wir größerer Kaltblütigkeit, größeren Patriotismus bedurft. Könnten wir alle in demselben Gefühle vereinigt bleiben, dem, das Vaterland von der Geißel eines Bürgerkrieges zu retten. Die Nationen, ohne Zweifel, sterben nicht; aber sie können sich durch inneren Zwist schwächen. Niemals hat Frankreich mehr seine ganze Größe, seine ganze Kraft nöthig gehabt. In dieser Lage liegt unsere Pflicht vollständig vorgezeichnet da. Sie fordert uns auf, uns an die edelmüthigsten Regungen im Herzen der Nation anzuschließen. Die Juli-Krone ruht auf dem Haupte einer Frau und eines Kin-

des. (Lebhafter Beifall im Centrum der Kammer. Proteſtationen von den Gallerieen. Die Herzogin von Orleans ſteht auf und verneigt ſich vor der Verſammlung; ſie fordert den Grafen von Paris auf, das Gleiche zu thun, welches geſchieht.) Ich mache eine feierliche Berufung . . ." hier wird Odillon-Barrot durch Lärm unterbrochen. Herr von Larochejacquelin ruft ihm zu: „Sie wiſſen nicht, was Sie thun!" Die Herzogin von Orleans erhebt ſich, als ob ſie ſprechen wolle. Man verſteht nur ihre Worte: „Ich habe hier meine Kinder . . . ." Der Lärm übertönt ihre Stimme. Mehrere Stimmen rufen: „Hört! laßt die Frau Herzogin ſprechen!" andere: „Fahren Sie fort, Herr Barrot!"

„Im Namen der politiſchen Freiheit unſeres Landes," fährt Barrot fort, „im Namen des Bedürfniſſes der Ordnung, vor Allem im Namen unſerer Einigkeit und Uebereinſtimmung unter ſo ſchwierigen Umſtänden, verlange ich hier vom ganzen Vaterlande, daß es ſich um ſeine Repräſentanten der Juli-Revolution ſammle. Je mehr es ein Zeichen von Größe und Edelmuth ſein wird, auf dieſe Weiſe die Reinheit und Unſchuld aufrecht zu erhalten und zu heben, um ſo gewiſſer wird mein Vaterland ſich mit Muth dieſer Pflicht weihen. Was mich betrifft, ſo werde ich glücklich ſein, mein ganzes Daſein, Alles, was ich von Kraft und Talent beſitze, dem Triumph dieſer Sache zu widmen, welche die der wahren Freiheit meines Landes iſt. (Bravo im Centrum. Larochejacquelin: „Ich verlange das Wort.") Will man ſich etwa herausnehmen, in Frage zu ſtellen, was wir durch die Juli-Revolution entſchieden haben? (Sehr gut!) Meine Herren, die Umſtände ſind ſchwierig, das gebe ich zu, aber es ſind in dieſem Lande ſo viele Elemente der

Größe, des Edelmuths und der gesunden Vernunft, daß ich überzeugt bin, es reiche hin, sich an sie zu wenden, um zu bewirken, daß die ganze Bevölkerung von Paris sich um dieses Panier schaare. (Ja! Ja!) Hier sind alle Mittel gegeben, die ganze Freiheit zu sichern, welche dieses Land in Anspruch zu nehmen das Recht hat, sie mit allen Bedürfnissen der Ordnung, die ihm so nothwendig sind, zu vereinigen, alle Thatkraft dieses Landes aufzubringen, und die großen Prüfungen zu bestehen, die ihm vielleicht vorbehalten sind. Diese Pflicht ist einfach. Sie ist vorgezeichnet durch die Ehre, durch die wahren Interessen des Landes. Wenn wir es nicht verstehen, sie mit Festigkeit, Ausdauer und Muth zu erfüllen, so weiß ich nicht, welches die Folgen davon sein können. Aber seien Sie überzeugt, daß, wie ich im Anfang bemerkte, derjenige, welcher den Muth haben würde, die Verantwortlichkeit eines Bürgerkrieges im Schooße unseres edlen Frankreichs auf sich zu nehmen, eine große Schuld auf sich laden, ein Verbrechen gegen sein Vaterland und gegen die Freiheit Frankreichs und der ganzen Welt begehen würde. Was mich betrifft, Ihr Herren, so kann ich diese Verantwortlichkeit nicht auf mich nehmen. Die Regentschaft der Herzogin von Orleans, ein Ministerium, welches aus den bewährtesten Meinungen genommen würde, werden der Freiheit mehr Bürgschaft leisten. Und mag dann eine Berufung an das Land, an die öffentliche Meinung in ihrer ganzen Freiheit sich aussprechen, und zwar ohne sich zu der Leidenschaftlichkeit zu verirren, welche einen Bürgerkrieg hervorrufen könnte." (Ledru-Rollin: „Ich verlange das Wort.") Sich im Namen der Interessen des Landes und der wahren Freiheit aussprechen — das ist mein Rath,

meine Meinung. Eine andere Lage möchte ich nicht verantworten."

Herr von Larochejacquelin: „Niemand achtet mehr und fühlt tiefer, was es in gewiſſen Lagen Schönes giebt, als ich. Ich ſtehe nicht bei meiner erſten Prüfung. Ich habe nicht die thörichte Anmaßung, entgegengeſetzte Anſprüche geltend zu machen. Nein. Aber ich glaube, Herr Odilon Barrot hat den Intereſſen, für die er dieſe Rednerbühne beſtiegen hat, nicht ſo gedient, wie er wollte, indem er ſich ſo ausgeſprochen hat. Meine Herren! Es geziemt ſich vielleicht, daß die, welche in der Vergangenheit den Königen gedient haben, jetzt vom Lande und vom Volke reden. (Eine Stimme: Gut! ſehr gut!) Jetzt, in dieſem Augenblicke, ſind Sie hier nichts, Sie ſind gar nichts mehr. (Im Centrum: Wie ſo? wie ſo? Herr von Mornay: „Das können wir nicht zugeben." Der Präſident: „Mein Herr! Sie weichen von der Ordnung ab. Ich rufe Sie zur Ordnung!") Wenn ich ſagte, daß Sie hier nichts ſind, ſo glaubte ich nicht damit einen Sturm zu erregen. Nicht ich, der Abgeordnete, ſage Ihnen, daß die Deputirten-Kammer nicht mehr als Kammer exiſtirt. Ich ſage, daß ſie nicht mehr exiſtirt als . . . (Unterbrechung.) Ich ſage, meine Herren, daß man die Nation zuſammenberufen muß und dann . . ."

In dieſem Augenblicke dringt ein Haufen bewaffneter Männer, National-Gardiſten, Studenten, Arbeiter, in den Saal ein und nimmt denſelben bis in die Mitte ein. Mehrere davon tragen Fahnen. Allgemeiner Aufruhr entſteht in der Verſammlung. Der größte Theil der Mitglieder, die auf den Bänken des Centrums ſitzen, flüchtet nach den

oberen Bänken. Die Führer der Volkshaufen dringen vor mit dem Geschrei: „Wir wollen die Absetzung des Königs! die Absetzung! die Absetzung!“ Herr von Mornay ruft: „Herr Präsident, suspendiren Sie die Sitzung!“ Der Präsident: „Es ist in diesem Augenblick keine Sitzung.“ Ein Redner, der nicht Kammermitglied ist, Herr Chevalier, ehemaliger Redakteur der „Bibliothèque historique“, besteigt jetzt die Tribüne. Geschrei und allgemeine Verwirrung. „Meine Herren,“ ruft Chevalier, „glauben Sie an die Mäßigung meiner Worte.“ (Lärm. Stimmen: „Sie haben nicht das Recht zu sprechen.“) „Ich will Ihnen das einzige Mittel vorschlagen, das Sie aus der Verlegenheit ziehen kann. Hören Sie mich. Hüten Sie sich, den Grafen von Paris als König zu proklamiren, ohne dazu berechtigt zu sein. Aber die Herzogin von Orleans und der Graf von Paris mögen den Muth haben, sich auf die Boulevards in die Mitte des Volkes und der Nationalgarde zu begeben, und ich stehe dafür, daß ihnen nichts widerfahren soll. Wenn das Volk nicht einwilligt, ihm die Gewalt zu übertragen .... (Stimmen in der Menge: „Es lebe die Republik!“ Andere: „Genug, genug!“) Das Einzige, was Sie in diesem Augenblick zu thun haben, ist, daß Sie uns eine Regierung geben und zwar in diesem Augenblick. Sie können eine ganze Nation nicht ohne Regierung lassen. Das ist das erste Bedürfniß, dem Sie abzuhelfen haben ... (Der Lärm erstickt die Stimme des Redners.) Man muß den Grafen von Paris über die Straßen in die Kammer führen!“

Ein Mitglied der Kammer ruft: „Er ist so eben hierher gekommen! er ist hier!“ Alle Blicke richten sich nach

der Höhe des Amphitheaters, wo ſich die Herzogin von Orleans und ihre Kinder hingeſetzt hatten. In dem Augenblicke, als die Menge in den Saal eingebrochen war, waren aber bereits die Herzogin, die Prinzen und ihre Begleiter durch die Thür, welche der Tribüne gegenüber liegt, hinausgegangen. Der Gang war ſo voll Menſchen, daß die Herzogin von ihren Kindern getrennt wurde, welche für den Augenblick ein Beamter der Kammer an ſich nahm. Man warf ihnen Blouſen über ihren Traueranzug, um ihre Flucht zu erleichtern. Der Graf von Paris weinte. Die Perſonen, die ſich ſeiner angenommen hatten, ſuchten ihn zu tröſten. „Ich weiß wohl, warum ich weine," ſagte er, „aber ich will es Mama allein ſagen." Endlich kamen ſie wieder zu ihrer Mutter, mit welcher ſie durch den Garten des Präſidentenhotels flohen und in einer Droſchke nach Neuilly entkamen, von wo ſie die Gränze gewannen.

In der Kammer hatte indeſſen der Tumult und die Verwirrung den höchſten Gipfel erreicht. Die Verſammlung erinnerte an die ſtürmiſchen Sitzungen des Konvents in der erſten Revolution. „Seid verſichert, daß die Republik hier proklamirt wird!" hatte Herr Chevalier geſchloſſen. Ein Bürger, in der Uniform eines Offiziers, Herr Dumoulin, der im Juli 1830 das Stadthaus befehligt hatte, beſteigt die Rednerbühne und legt auf den Marmor den Reſt einer dreifarbigen Fahne nieder. „Meine Herren!" ſchreit er, „das Volk hat ſeine Unabhängigkeit und Freiheit heute wie 1830 wieder erobert. Sie wiſſen, daß der Thron in den Tuilerien zerbrochen und zum Fenſter hinausgeworfen iſt!" Cremieux, Ledru-Rollin und Lamartine erſcheinen zu gleicher Zeit auf der Tribüne. Aus der Menge ruft es:

„Keine Bourbons mehr! Nieder mit den Verräthern! Sogleich eine proviſoriſche Regierung!“ Die Stimmen fließen zu einem verworrenen Geſchrei zuſammen. Viele Deputirte fliehen durch die Hinterthür.

Ledru-Rollin: „Im Namen des Volkes, das Ihr repräſentirt, ich verlange Ruhe!“ (Stimmen im Volk: „Im Namen des Herrn Ledru-Rollin: Ruhe!“) Meine Herren, im Namen des Volkes verlange ich einen Augenblick Ruhe!“ (Stimme im Volk: „Eine proviſoriſche Regierung!“)

Herr Mauguin: „Seid ruhig, Ihr ſollt eine proviſoriſche Regierung haben! Was man auch im Namen des Volkes, welches ſich überall unter den Waffen befindet und Herr von Paris iſt, thun mag, ich proteſtire gegen die Art Regierung, die man uns auf dieſer Tribüne vorgeſchlagen hat. (Stimmen: Sehr gut! Bravo!) Ich thue nicht, wie Ihr, etwas Neues; denn als man im Jahre 1842 über das Geſetz wegen der Regentſchaft diskutirt hat, war ich der Einzige, welcher an dieſer Stelle erklärte, daß es nicht erlaſſen werden könne, ohne eine Berufung an das Volk. (Das iſt wahr! Sehr gut! Larochejacquelin: „Ich that es auch!“) Man hat Euch ſo eben von der glorreichen Revolution von 1789 geſprochen. Hüten wir uns wohl, daß die Leute, welche ſo davon ſprechen, den wahren Geiſt derſelben verkennen und namentlich die Conſtitution derſelben nicht reſpektiren wollen. Im Jahre 1791 hat man in dem Text der Conſtitution ſelbſt erklärt, daß die conſtituirende Verſammlung, die, wohlgemerkt, mit beſonderer Vollmacht verſehen war, nicht das Recht habe, ein Regentſchafts-Geſetz zu geben, und daß es dazu einer Berufung an das ganze Volk bedürfe. (Zahlreiche Stim-

men: „Ja! ja! — das iſt klar!“). Das iſt der Text der Conſtitution von 1791 ſelbſt. Nun, meine Herren, ſeit zwei Tagen ſchlagen wir uns für das Recht. Gut! Wenn Ihr nun behauptet, daß eine durch Acclamation eingeſetzte Regierung, eine ephemere Regierung, welche der revolutionäre Zorn über den Haufen wirft, wenn Ihr behauptet, daß eine ſolche Regierung beſtehe, ſo wollen wir uns weiter ſchlagen im Namen der Conſtitution von 1791, welche über unſerem Lande und unſerer Geſchichte ſchwebt und welche will, daß eine Berufung an die Nation ſtattfinde, um eine Regentſchaft möglich zu machen. (Eine Stimme: „Anders iſt das nicht möglich!“) Alſo keine Regentſchaft möglich! (Zahlreiche Stimmen: „Wir wollen keine!“) Keine Regentſchaft möglich, wie man ſo eben verſucht hat, ſie uns auf eine Weiſe aufzudringen, die ich in der That ſonderbar und uſurpatoriſch finde. Wie? Ihr ſelbſt, Ihr, die Majorität, wollt mit einem Male das Geſetz vernichten, das Ihr gegen unſere Bemühungen im Jahre 1842 durchgeſetzt habt? Das geht nicht, das iſt eine Auskunft, die im Lande keine Wurzel hat! Im Namen des Rechtes ſelbſt, das man auch in den Revolutionen reſpektiren ſoll, denn nur durch das Recht ſind wir ſtark, im Namen des Volkes proteſtire ich gegen dieſe neue Uſurpation. (Bravo! Bravo! Es lebe Ledru-Rollin!) Ihr habt von Ordnung, von Blutvergießen geſprochen. Ja, das vergoſſene Blut ergreift uns tief, denn wir haben es ſo nahe geſehen, wie irgend Einer. Wohlan denn, wir erklären doch immer noch, das Blutvergießen kann nicht aufhören, als bis dem Prinzip und dem Rechte Genüge gethan iſt, und Diejenigen, welche ſich ſo eben geſchlagen haben, werden ſich noch dieſen Abend

schlagen, wenn man ihre Rechte verkennen will. (Ruf: Ja! ja!) Im Namen dieses Volkes, welches Alles ist, frage ich, welche Garantieen giebt uns Eure Regierung, die man diesen Augenblick auf den Thron setzen wollte?" (Bravo in der Menge. Berryer zu Ledru-Rollin: „Zur Frage! zum Schluß! Eine provisorische Regierung!")

Ledru-Rollin: „Indem ich also im Namen des Volkes spreche, behaupte ich, daß ich im Recht bleibe, und berufe mich auf zwei Fälle aus der Vergangenheit. (Stimmen: „Zum Schluß! Zum Schluß!") Im Jahre 1815 wollte Napoleon zu Gunsten des Königs von Rom abdanken. Das Land war da, das Land verweigerte es. Im Jahre 1830 wollte Karl X. zu Gunsten seines Enkels abdanken — das Land war da und verweigerte es. Heute ist das Land auch da, und Ihr könnt nichts thun, ohne es zu befragen. Ich verlange also, mit einem Worte, eine provisorische Regierung, (Ja! ja!) nicht von der Kammer ernannt, (Nein! nein!) sondern vom Volke. Eine provisorische Regierung und die unmittelbare Berufung eines Convents, welcher die Rechte des Volkes zu ordnen hat!" (Bravo! bravo!)

Lamartine war auf der Rednerbühne geblieben und trat nun vor, um das Wort zu ergreifen. Von stürmischem Beifall empfangen, begann er: „Meine Herren, ich theile so tief, wie jeder Andere von Ihnen, das doppelte Gefühl, welches so eben diese Versammlung bewegt hat, beim Anblick eines der rührendsten Schauspiele, welches die Annalen der Menschheit darbieten können, das einer erhabenen Prinzessin, die sich aus der Mitte eines verlassenen Palastes in die Mitte der Repräsentation des Volkes wirft. („Sehr gut! Hört! Man hat nicht verstanden! Noch einmal!"

Lamartine wiederholt.) Und hier mache ich keinen Unterſchied, denn der Augenblick will keinen ſolchen zwiſchen der Nationalrepräſentation und der Repräſentation der Bürger, des ganzen Volkes. Dieſer Augenblick iſt der der Gleichheit, und dieſe Gleichheit wird, ich bin davon überzeugt, nur dazu dienen, die Heiligkeit der Miſſion jener Männer zu erhöhen, die das Land ſendet, um die Eintracht und den öffentlichen Frieden wieder herzuſtellen. Indem ich aber die tiefe Gemüthsbewegung theile, welche das rührende Schauſpiel der großen menſchlichen Kataſtrophen einflößt, indem ich die Achtung theile, welche Sie Alle in dieſer Verſammlung beſeelt, zu welcher Partei Sie auch gehören mögen, ſo theile ich nicht minder lebhaft die Achtung vor dieſem glorreichen Volke, welches ſich ſeit drei Tagen ſchlägt, um eine perfide Regierung zu ſtürzen, und auf einer fortan unerſchütterlichen Grundlage die Herrſchaft der Ordnung und der Freiheit wieder herzuſtellen. (Beifall.) Aber, meine Herren, ich kann mich nicht der Täuſchung hingeben, welche ſich ſo eben auf dieſer Tribüne kundgab, daß eine freiwillige Acclamation, welche aus einer Aufregung und einem allgemeinen herrſchenden Gefühl hervorging, ein ſolides, unerſchütterliches Recht und eine Regierung über 35 Millionen Menſchen begründen könne. Ich weiß, daß, was ein Zuruf proklamirt, ein anderer vernichten kann; und welches auch die Regierung ſein mag, welche es der Weisheit und den Intereſſen des Landes gefällt, ſich zu geben, in der Kriſis, worin wir uns befinden, iſt es dem Volke, iſt es allen Klaſſen der Bevölkerung, allen denen, die einen Tropfen ihres Blutes in dieſem Kampfe vergoſſen haben, von Be-

deutung, eine populaire, feste, kurz, eine unerschütterliche Regierung zu begründen. (Beifall.)

Wohlan, meine Herren, wie ist das zu machen? Wie sie finden unter diesen wogenden Elementen, in diesem Sturme, von dem wir Alle fortgerissen werden, und wo eine andere Welle schon die Welle überwogt, die Sie in diese Versammlung getragen hat! Wie diese unerschütterliche Basis finden? Indem wir auf den Grund des Landes selbst herabsteigen, indem wir hier das große Mysterium des Volksrechtes hervorziehen, von dem alle Ordnung, Wahrheit, Freiheit ausgeht! Darum unterstütze ich, weit entfernt, zu jenen Ausflüchten, Ueberraschungen oder Rührungen Zuflucht zu nehmen, die ein Volk, wie Sie sehen, früher oder später bereut, wenn die Täuschungen schwinden und nichts Festes, wahrhaft Volksthümliches dem Lande unter den Füßen lassen — darum unterstütze ich mit allen meinen Kräften die doppelte Forderung, welche ich zuerst auf dieser Tribüne gemacht haben würde, wenn man mir beim Anfang der Sitzung den Zutritt gestattet hätte — die Forderung einer Regierung zunächst, ich gebe es zu, der Nothwendigkeit, der öffentlichen Ordnung, der Umstände, einer Regierung, welche das Blut aufhält, das da fließt, einer Regierung, welche dem inneren Kriege unter den Bürgern Einhalt thut ... (Beifall. Ein Mann aus dem Volke, der in der Mitte des Saales steht, steckt seinen Säbel in die Scheide. Bravo! bravo!) ... einer Regierung, welche jenes furchtbare Mißverständniß aufhebt, das seit einigen Jahren zwischen den verschiedenen Klassen der Bürger besteht, das uns verhindert, uns als ein einiges Volk zu erkennen, uns verhindert, uns zu lieben und zu umarmen. (Sehr gut!) Ich fordere also,

daß man auf der Stelle nach dem Rechte des öffentlichen Friedens, nach dem Rechte des Blutes, welches fließt, nach dem Rechte des Volkes, das vor der glorreichen Arbeit, die es seit drei Tagen vollbringt, Hungers sterben kann — eine provisorische Regierung einsetze, (Bravo! bravo!...) eine Regierung, welche der definitiven Regierung, die das Land sich geben wird, in nichts, weder in unseren Rechten, noch unseren Vergeltungen, noch unseren Sympathieen, noch in unseren Zorngerichten vorzugreifen befugt sei." (Recht! ganz Recht!) „Ich fordere also eine provisorische Regierung." (Ja! ja! Von allen Seiten: „Die Namen der Mitglieder!" Mehrere Personen überreichen Lamartine eine Liste.) Lamartine: „Warten Sie. Diese provisorische Regierung wird, nach meiner Ansicht, die Aufgabe haben, und zwar die erste und große Aufgabe, die unumgänglich nöthige Ruhe und den öffentlichen Frieden unter den Bürgern herzustellen; zweitens, sofort die Maßregeln vorzubereiten, welche nöthig sind, um das ganze Land zusammenzurufen, Alles, was in seinem Titel des Menschen zugleich auch die Rechte des Bürgers trägt. (Langer Beifall.) Ein letztes Wort. Die Gewalten, welche seit 40 Jahren auf einander gefolgt sind..."

Hier unterbrachen ihn heftige Schläge an die Thüren der öffentlichen Gallerieen. Die Thüren springen unter den Kolbenschlägen auf. Männer aus dem Volke, mit Nationalgardisten vermischt, dringen ein mit dem Rufe: „Nieder mit der Kammer! Nieder mit den Deputirten!" Einer dieser Menschen legt sein Gewehr nach der Rednerbühne hin an. Es erschallt das Geschrei: „Schießt nicht! schießt nicht! es ist Lamartine!" Auf das Drängen seiner Kameraden setzt

der Mensch sein Gewehr ab. Der Präsident, der auf seinem Sessel geblieben ist, verlangt Ruhe und klingelt heftig. Der Lärm und Tumult steigen aufs Aeußerste.

Der Präsident: „Da ich keine Ruhe erlangen kann, so erkläre ich die Sitzung für aufgehoben."

Nach diesen Worten verließ Sauzet den Präsidentenstuhl. Die letzte Sitzung der Deputirtenkammer war zu Ende. Das mit Flinten und Säbeln bewaffnete Volk, mit Nationalgarden vermischt, und eine Anzahl Deputirte der Linken blieben im Saale. Nach einigen Augenblicken des Tumults bestieg Dupont de l'Eure den Präsidentenstuhl, umgeben von einer großen Anzahl nicht zur Kammer gehörigen Personen. Herr von Lamartine ist noch immer auf der Tribüne. Zahlreiche Stimmen rufen: „Die Namen! die Namen der provisorischen Regierung!" Lamartine macht vergebliche Anstrengungen, den Lärm zu beschwichtigen. Einige Stimmen: „Dupont de l'Eure!" andere: „Er ist auf dem Präsidentenstuhl! Ruhe! Hört ihn!"

Lamartine: „Ich werde die Namen lesen." (Der Lärm dauert immer fort.) „Die Herren Arago, Carnot ... (der Tumult wird furchtbar), Herr Dupont de l'Eure wird die provisorische Regierung ernennen ..." (Langer Beifall auf allen Bänken.) Chevalier: „Wenn Ihr was thun wollt, so laßt doch reden!" Marie ruft Lamartine zu: „Verlassen Sie die Tribüne nicht!" Ein Mann mit einem Gewehr: „Wir verlangen blos einen Augenblick Stillschweigen; wir wollen blos die Namen der Personen hören, welche die Regierung bilden sollen." Ein Anderer: „Vom Stillschweigen hängt die Wohlfahrt Aller ab. Ich verlange es, damit Herr Dupont de l'Eure gehört werden kann." Man ruft

jetzt: „Es lebe die Republik!“ Viele umdrängen Lamartine und bewegen ihn, die Rückkehr der Ruhe abzuwarten, um zu sprechen. „Im Namen des Volkes,“ schreit einer von ihnen, „lassen wir Herrn von Lamartine reden!“ Lamartine: „Einen Augenblick Ruhe, meine Herren! Der Vorschlag, welchen ich unterstützt und welchen Sie durch Ihren Zuruf nach dieser Tribüne bestätigt haben, kommt zur Erfüllung. Eine provisorische Regierung wird namentlich proklamirt. (Bravo! bravo! Es lebe Lamartine!) Jetzt, meine Herren ... (Zahlreiche Stimmen: „Die Namen genannt! die Namen genannt!“)

Nach vieler Mühe gelang es Dupont de l'Eure, die Namen Arago, Lamartine, Dupont de l'Eure und Cremieux auszurufen. Jetzt erhob sich der Sturm und die Aufregung von Neuem. Eine Stimme rief: „Man weiß, daß das Volk kein Königthum will. Die Republik!“ eine andere: „Niedergesessen, niedergesessen, setzen wir uns auf den Platz der Verkauften!“ eine dritte: „Keine Bourbons mehr, eine provisorische Regierung und nachher die Republik!“ „Sie werden nicht gestohlen haben, es ist ein zurückgegebenes Lehn,“ fügte la Rochejacquelin hinzu. Dupont de l'Eure verlas nun wiederholt die bereits ausgerufenen Namen, fügte aber noch die der Herren Marie und Ledru-Rollin hinzu, und das Volk gab seine Zustimmung durch lautes Jarufen. „Die Mitglieder der provisorischen Regierung müssen Vive la République! rufen, ehe man sie ernennt und annimmt,“ rief ein Mann, nachdem die Namen verlesen waren. Ein Anderer: „Ich verlange die Absetzung aller abwesenden Deputirten!“ Ein Dritter: „Man muß die provisorische Regierung nach dem Stadthause führen.

Wir wollen eine weise, gemäßigte Regierung; kein Blut — aber die Republik!"

Jetzt verließ Lamartine die Kammer, begleitet von einer großen Anzahl von Bürgern. Der Tumult dauerte indessen auf den Bänken der Kammer und in den Gängen fort. Plötzlich brach sich Ledru-Rollins gewaltige Baßstimme Bahn. „Bürger!" rief er, „Ihr begreift, daß Ihr hier einen gewichtigen Akt vornehmt, indem Ihr eine provisorische Regierung ernennt. (Stimmen: „Wir wollen keine!" andere: „Ja! wir brauchen eine!") Hört mich! Es haben Reklamationen stattgefunden. Eine provisorische Regierung darf nicht auf leichtsinnige Weise ernannt werden." Er wiederholte nun die von Dupont de l'Eure bereits verlesenen Namen und sie wurden wiederholt angenommen. „Die provisorische Regierung, welche so eben ernannt ist," schloß er, „hat große, ungeheure Pflichten zu erfüllen. Es wird nöthig sein, die Sitzung aufzuheben, um sich in den Schooß der Regierung zu begeben und alle nothwendigen Maßregeln zu treffen, damit dem Blutvergießen Einhalt geschieht und dem Volke sein Recht gesichert wird." Ein Eleve der polytechnischen Schule rief zwar: „Ihr seht, daß keines der Mitglieder Eurer provisorischen Regierung die Republik will! Wir werden betrogen, wie 1830," allein unter stürmischem Rufen: „Vive la Rpèublique! und Vive Ledru-Rollin!" verließ der größere Theil der Menge mit Ledru-Rollin den Saal, um nach dem Stadthause zu ziehen.

Von den Zurückgebliebenen machte auf einmal Einer auf das große Gemälde aufmerksam, das sich oberhalb des Bureaus hinter dem Präsidentensessel befindet, und die Vereidigung Louis Philipps auf die Charte darstellt. Das

Geſchrei: „Es muß zerriſſen, es muß vernichtet werden!“ erhob ſich ſofort. Es ſteigen Männer auf das Bureau und wollen das Gemälde mit Säbeln zerhauen. Ein Arbeiter mit einer Doppelflinte, der ſich in dem Halbkreis befindet, ſchreit: „Halt! Ich will auf Louis Philipp ſchießen!“ In demſelben Augenblick gehen auch zwei Flintenſchüſſe los. Aber ein anderer Arbeiter ſtürzt nach der Tribüne und ruft: „Achtung vor den Denkmalen! Achtung vor dem Eigenthum! Wozu dieſe Zerſtörung? Warum auf dieſes Gemälde ſchießen? Wir haben gezeigt, daß man das Volk nicht ſchlecht regieren darf; zeigen wir jetzt, daß das Volk die Denkmale zu achten und ſeinem Siege Ehre zu machen weiß!“ Dieſe Worte, welche mit Energie und Beredſamkeit geſprochen waren, wurden mit ungeheurem Beifall aufgenommen. Man drängte ſich um den Arbeiter und fragte nach ſeinem Namen. Er nannte ſich Theodor Sir, Tapeziergehülfe.

Der Saal wurde nun bald ganz leer. Es war 4 Uhr Nachmittags. Der Schlußakt des ungeheuren Drama's dieſes Tages ſollte im Stadthauſe geſchehen.

Gegen 5 Uhr hatte ſich hier die proviſoriſche Regierung konſtituirt. Während ihre Mitglieder im Berathungsſaale über die zunächſt zu ergreifenden Maßregeln beriethen, war der Platz vor dem Stadthauſe mit einer zahlloſen Volksmaſſe gefüllt. Der Boden war noch von Blut gefärbt und mit todten Pferden bedeckt. Jeden Augenblick zogen Tragbahren über den Platz, worin das Volk die todten Körper der in den zwei Tagen Gebliebenen trug. Die Kämpfer, die mit Säbeln, Flinten und Aexten bewaffnet, den Platz erfüllten, boten einen unbeſchreiblichen Anblick dar. Ihre

Kleider waren vom Kampfe zerrissen, ihre Hände von Pulver geschwärzt. Wild und ungeduldig schwangen sie von Zeit zu Zeit ihre Waffen und wie ein Sturm brauste es aus hunderttausend Kehlen: „Die Republik! Die Republik! Wir wollen die Republik!"

Im Innern des Stadthauses berieth noch einmal die provisorische Regierung. Aber die Ungeduld des Volkes war nicht mehr zu halten. Wer konnte es ihm auch verargen, daß es mißtraute, das oft und viel betrogene? Plötzlich dringt es heftig an die Thore des Hauses, Schläge fallen dagegen, die Thore öffnen sich, das Volk dringt ein und überschwemmt die Treppen und Säle des Gebäudes. Drohend verlangt es die Mittheilung des ersten von der provisorischen Regierung angenommenen Artikels. Ein Saal des Stadthauses war mit Leichnamen gefüllt. Ihr Anblick entflammte zu neuer Rache. Da tritt Louis Blanc, begleitet von mehreren Schülern der polytechnischen Schule, aus dem Berathungssaal; er eilt durch die unzählige Menschenmenge nach dem Greve-Platz und verkündet von den höchsten Stufen des Stadthauses herab, daß die provisorische Regierung die Republik beschlossen hat.

Bei diesen Worten brach ein Orkan des Beifalls aus, wie ihn nur selten die Straßen und Plätze der Stadt Paris, dieser großen Bühne der Revolution, vernommen haben mögen.

Lamartine hatte im Saale des Stadthauses unterdessen das Volk mächtig bewegt. Er hatte den Beschluß verkündet, daß die Todesstrafe für politische Vergehen abgeschafft sei. Ein heftiger Donnerschlag, der in diesem Augenblick ertönte, schien die Zustimmung der Gewalten der Natur zu

dieser That der Humanität zu geben. Die Volksmenge vertheilte sich allmälig. Die provisorische Regierung aber führte im Stadthause noch zwei Stunden hindurch zahllose Geschäfte und Maßregeln aus, die zum Theil noch an demselben Abende in folgender Proclamation bekannt gemacht wurden.

„Im Namen des souverainen Volkes.

„Bürger! eine provisorische Regierung ist eingesetzt worden. Sie ist im Namen des Volkes aus den Bürgern Arago, Louis Blanc, Marie, Lamartine, Flocon, Ledru-Rollin, Recurt, Marrast und Albert zusammengesetzt worden. Um über die Vollziehung der Maßregeln zu wachen, welche diese Regierung ergreifen wird, hat der Wille des Volkes noch die Bürger Caussidiere und Sobrier zu Abgeordneten im Polizei-Departement gewählt. Derselbe souveraine Volkswille hat den Bürger Arago für die Generaldirection der Posten ausersehen. Als erste Vollziehung der durch die provisorische Regierung erlassenen Befehle wird allen Bäckern und Lebensmittel-Lieferanten anbefohlen, ihre Magazine für alle Diejenigen, welche ihrer nöthig haben, geöffnet zu halten. Es wird dem Volke ausdrücklich empfohlen, seine Waffen, seine Stellungen und seine revolutionäre Haltung nicht aufzugeben. Es ist nur zu oft durch den Verrath betrogen worden; es liegt daran, die Möglichkeit so schrecklicher und strafwürdiger Attentate nicht mehr übrig zu lassen. Um dem allgemeinen Wunsche des souverainen Volkes zu genügen, hat die provisorische Regierung die Freilassung aller unserer wegen politischer Vergehen eingekerkerten Brüder beschlossen und mit Hülfe der Nationalgarde bewerkstelligt. Zugleich aber hat diese Regierung unter dem

ehrenhaftesten Beistande der Nationalgarde alle Diejenigen in den Gefängnissen belassen, welche wegen Verbrechen oder Vergehen gegen Personen und Eigenthum eingesperrt sind. Die Familien der in der Vertheidigung der Rechte des souverainen Volkes getödteten oder verwundeten Bürger werden eingeladen, sobald als möglich den Abgeordneten im Polizei-Departement die Namen der Opfer ihrer Hingebung an die öffentliche Sache anzuzeigen, damit für die dringendsten Bedürfnisse Fürsorge getroffen werden kann.

Geschehen zu Paris, im Hotel der Polizei-Präfektur, am 24. Februar 1848. Die Abgeordneten im Polizei-Departement: Caussidiere und Sobrier."

Zum Kommandanten der Nationalgarde ernannte die provisorische Regierung den Bürger Courtais. Die Generäle Bedeau und Lamoriciere stellten sich zur Verfügung. Ihre Dienste wurden bereitwillig angenommen, und der erstere zum Kommandanten der ersten Militairdivision ernannt, der zweite bestimmt, sich nach der Grenze zu begeben.

Am Abende wollte Lamartine, erschöpft durch die fast übernatürliche geistige und körperliche Anstrengung, sich unbemerkt nach Hause begeben. Aber das Volk erkannte ihn bald und im Triumphe wurde er nach Hause geführt, wo er noch einmal die Menge anredete.

So schloß dieser Tag, der 24. Februar, der wie wenige Tage der Weltgeschichte inhaltschwer war, dessen Folgen zu berechnen zwar noch nicht möglich ist, von dem es aber sicher ist, daß mit ihm ein neuer Zeitabschnitt der Geschichte, nicht bloß Frankreichs, sondern der ganzen Welt begonnen hat.

13.

Die proviſoriſche Regierung begann ihre Thätigkeit mit wahrhaft republikaniſcher Energie und Entſchloſſenheit. Sie erließ alsbald am 25. Februar eine Reihe von Verordnungen, die dem conſtitutionellen Königthum die Rückkehr für immer abſchnitten. Im Namen des franzöſiſchen Volkes erklärte ſie die Deputirtenkammer für aufgelöſt, verbot der Pairskammer, ſich zu verſammeln, und kündigte an, daß eine National-Verſammlung ſofort ſolle berufen werden, ſobald die proviſoriſche Regierung die bei der Abſtimmung aller Bürger in Bezug auf Ordnung und Polizei nöthigen Maßregeln getroffen haben werde.

Die Grundſätze, welche von nun an in Frankreich herrſchen ſollten, wurden durch folgende Proclamation in den beiden republikaniſchen Journalen von Paris, dem „National" und der „Reform", deren Redakteure (Marrat und Flocon) Mitglieder der proviſoriſchen Regierung waren, ausgeſprochen:

„Die proviſoriſche Regierung an das franzöſiſche Volk! Eine retrograde und oligarchiſche Regierung iſt ſo eben durch den Heldenmuth des Volkes von Paris geſtürzt. Dieſe Regierung iſt entflohen und hat eine Blutſpur hinter ſich gelaſſen, welche ihr die Rückkehr auf ewig verbietet. Das Blut des Volkes iſt gefloſſen, wie im Juli: aber diesmal ſoll dieſes edle Blut nicht betrogen werden. Es hat eine nationale und populaire Regierung erobert, die mit den Rechten, den Fortſchritten und dem Willen dieſes großen und hochherzigen Volkes übereinſtimmt. Eine proviſoriſche Regierung, hervorgegangen aus dem Zu-

ruf und dem Drange des Augenblicks, aus dem Willen des Volkes und der Deputirten der Departements in der Sitzung vom 24. Februar, ist augenblicklich mit der Sorge beauftragt, den Sieg des Volkes zu organisiren und zu sichern. Diese Regierung ist gebildet aus folgenden Herren: (folgen die unseren Lesern bereits bekannten Namen. Sie hat zu Sekretairen die Herren Armand Marrast, Louis Blanc und Ferdinand Flocon.

Diese Bürger haben keinen Augenblick angestanden, die patriotische Mission anzunehmen, welche ihnen der Drang des Augenblicks auferlegt hat. Wenn das Blut fließt, wenn die Hauptstadt von Frankreich in Flammen steht, so liegt das Mandat der provisorischen Regierung in der Gefahr und in der öffentlichen Wohlfahrt. Ganz Frankreich wird auf sie hören und sie mit seinem Patriotismus unterstützen. Unter der populairen Regierung, welche die provisorische Regierung proklamirt, ist jeder Bürger Magistrat. Franzosen! gebt der Welt das Beispiel, welches Paris für Frankreich gegeben hat: bereitet Euch durch Ordnung und Selbstvertrauen auf die kräftigen Institutionen vor, die Ihr Euch zu geben werdet berufen werden. Die provisorische Regierung will die Republik, unter dem Vorbehalte der Ratifikation des französischen Volkes, welches alsbald befragt werden wird.

Weder das Volk von Paris, noch die provisorische Regierung macht Anspruch darauf, ihre Meinung an die Stelle der Meinung der Bürger zu setzen über die definitive Form der Regierung, welche die Volks-Souverainetät proklamiren wird.

Die Einheit der Nation, von jetzt an durch alle Klaſſen gebildet, aus welchen ſie beſteht; die Regierung der Nation durch ſie ſelbſt; Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit als Grundſätze; das Volk als Deviſe und Loſungswort — das iſt die demokratiſche Regierung, welche Frankreich ſich ſelbſt ſchuldig iſt, und welche unſere Anſtrengungen ihm werden zu ſichern wiſſen."

Weitere Verordnungen beſtimmten die Vertheilung der Staatsgeſchäfte. Dupont de l'Eure ward zum Miniſter-Präſidenten ernannt, Lamartine zum Miniſter des Auswärtigen, Arago der Marine, Cremieux der Juſtiz, Bedeau des Krieges (an deſſen Stelle ſpäter General Subervic), Marie der öffentlichen Arbeiten, Ledru-Rollin des Innern, Bethmont des Handels, Carnot des öffentlichen Unterrichts, Goudchaux der Finanzen, Cavaignac zum Gouverneur von Algerien, Garnier-Pages zum Maire von Paris. Die Municipalgarde ward entlaſſen. Kommiſſaire wurden ernannt und mit der Proclamation der Republik in den Provinzen beauftragt.

Die Abſchaffung des Königthums wurde, wie folgt, dekretirt:

„Im Namen des franzöſiſchen Volkes! Das Königthum, unter welcher Form es ſei, iſt abgeſchafft. Kein Legitimismus mehr, kein Bonapartismus, keine Regentſchaft! Die proviſoriſche Regierung hat alle nöthigen Maßregeln getroffen, um die Rückkehr der alten Dynaſtie und die Einſetzung einer neuen zu verhindern. Die Republik iſt proklamirt. Das Volk iſt einig. Alle die Hauptſtadt umgebenden Forts ſind in unſerer Gewalt. Die brave Garniſon von Vincennes iſt eine Garniſon von Brüdern.

Nehmen wir mit Ehrerbietung die alte republikanische Fahne an, deren drei Farben mit unseren Vätern alle Theile der Welt durchzogen haben. Zeigen wir, daß dieses Symbol der Gleichheit, der Freiheit, der Brüderlichkeit zugleich das Symbol der Ordnung, und der wirklichsten, dauerhaftesten Ordnung ist, da die Gerechtigkeit deren Grundlage und das ganze Volk deren Schirm ist.

Das Volk hat schon begriffen, daß die Versorgung von Paris mit Nahrungsmitteln eine freie Circulation in den Straßen von Paris erforderlich mache, und die Hände, welche die Barrikaden errichteten, haben an verschiedenen Stellen den freien Durchgang der Wagen möglich gemacht. Folge man überall diesem Beispiel; nehme Paris wieder sein gewohntes Ansehen, der Handel seine Thätigkeit und sein Vertrauen an, wache das Volk zugleich über seinen Rechten und fahre es fort, wie bisher, die öffentliche Ruhe und Sicherheit zu wahren.

Die Mitglieder der provisorischen Regierung der Republik."

Während in Paris selbst nach den Tagen des Kampfes eine eben so bewunderungswürdige Ordnung herrschte, als unter den Waffen das Volk großmüthig und fern von unnöthiger Gewaltthat geblieben war, so zogen jetzt in der Umgegend der Stadt mehrere Banden von Gesindel herum, welche Plünderung und Brand an öffentlichem und Privateigenthum verübten. Als die provisorische Regierung davon Kunde erhielt, erließ der neue Obergeneral der Nationalgarde folgenden Aufruf:

„An die Nationalgarde! Der Feind hat uns nicht besiegen können, er will jetzt unseren Sieg entehren. Uebel-

thäter verbreiten um Paris Zerstörung und Brand. Das bewaffnete Volk erhebe sich wie ein Mann, um sie zu vertreiben! Die Vereinigung der Nationalgarde mit den heldenmüthigen Bürgern, welche hinter den Barrikaden waren, um die Tyrannei zu zerschmettern — diese Vereinigung zerschmettere jetzt die Anarchie! Mögen die ersten Tage unserer Republik so rein sein, als ihr Triumph glorreich war. Bürger! Ruhe, Energie, Vertrauen auf die provisorische Regierung, welche die französische Republik proklamirt hat, und sie wird stark genug sein gegen alle Ränke der Vaterlandsfeinde. Die Nationalgarde nimmt in ihren Reihen das ganze bewaffnete Volk auf. Die Jugend der Schulen, welche Alles für den Triumph gethan hat, ist organisirt und unter den Waffen. Unsere heldenmüthigen und bewunderungswürdigen jungen Männer von der polytechnischen Schule sind an der Spitze unserer Kolonnen. Ihre jungen Kameraden von der Schule St. Cyr und der Generalstabsschule haben sich ihnen angeschlossen. Was werden gegen ein ganzes Volk unter Waffen, geführt von der provisorischen Regierung, und begeistert durch die Hingebung, die Einsicht und den Muth unserer jungen Volksoffiziere, die Feinde des In- und Auslandes vermögen? Bürger! Ruhe, Einigkeit! Unser theures Vaterland hat seinen Rang an der Spitze der Nationen Europa's wieder eingenommen. Die Belgier, die Italiener werden uns folgen. Ihnen werden alle anderen Völker folgen und sich mit dem Ruf erheben: Freiheit, Gleichheit, Bruderthum! Der Oberbefehlshaber Courtais."

Die aufgebotenen Nationalgarden zerstreuten mit Leichtigkeit die um Paris plündernden Banden.

Der Anblick der Stadt Paris bot noch am 25. und 26. Februar jenes wunderbare Schauspiel dar, welches durch die Vermischung der äußeren Ordnung mit den Spuren und Ueberresten eines wilden Straßenkampfes entsteht. Auf den von Kugeln zerschlagenen Gebäuden wehte das Banner der Republik; auf den von den Truppen niedergerissenen Barrikaden erzählte hier ein Verwundeter der aufmerksamen Menge eine Scene aus dem großen Drama, dort ertönte von noch stehenden Barrikaden der Kampfgesang der Marseillaise oder das Lied der Girondins. Hier und da hielt ein Proletarier von einer Barrikade herab eine feurige Volksrede und ließ die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit leben, wozu das versammelte Volk stürmisch einstimmte. In den Häusern pflegten Frauen die Verwundeten. Die allgemeine Brüderlichkeit schien zur Wirklichkeit geworden.

Die provisorische Regierung erließ nun auch an die Armee folgende Proclamation:

„Generale, Offiziere, Soldaten! Die Regierungsgewalt durch ihre Attentate gegen die Freiheit, das Volk von Paris durch seinen Sieg, hat den Fall der Regierung herbeigeführt, der Ihr den Eid geleistet habt. Ein unglücklicher Kampf hat die Straßen der Hauptstadt mit Blut gefärbt. Das Blut des Bürgerkriegs ist das, welches Frankreich am meisten zuwider ist. Das Volk vergißt Alles und drückt die Hand seinen Brüdern, welche das Schwert von Frankreich tragen.

Eine provisorische Regierung ist gebildet worden; sie ist hervorgegangen aus der gebieterischen Nothwendigkeit, die Hauptstadt zu erhalten, die Ordnung wieder herzustellen und für Frankreich Volksinstitutionen vorzubereiten, ähnlich

Leben, unter welchen die französische Republik Frankreich und dessen Heer so groß gemacht hat. Ihr werdet, wir zweifeln nicht daran, diese Fahne des Vaterlandes begrüßen, welche in die Hände derselben Macht zurückgekehrt ist, von wo sie zuerst ausgegangen war. Ihr seht ein, daß die neuen und starken Volksinstitutionen, welche von der Nationalversammlung sofort ausgehen werden, dem Heere eine Laufbahn der Hingebung und der Dienste eröffnen, welche die freie Nation ebenso und besser als die Könige würdigen wird. Es muß die einen Augenblick gestörte Eintracht des Heeres und des Volkes wieder hergestellt werden. Schwört Liebe dem Volk, zu dem Eure Väter und Brüder gehören! Schwört Treue seinen Institutionen, und Alles wird vergessen sein, außer Euer Muth und Eure Disciplin. Die Freiheit wird von Euch keine anderen Dienste mehr verlangen, als solche, deren Ihr Euch vor ihr erfreuen und vor ihren Feinden rühmen könnt."

Die Aufregung, welche natürlich nach dem großen Kampfe zurückbleiben mußte, das ganze Ereigniß, von dem man wohl voraussehen konnte, daß es die Welt erschüttern würde, verursachte eine Stockung der Geschäfte um so leichter, als dieselben bereits seit geraumer Zeit durch die Politik der Monarchie schwer gelitten hatten. Die provisorische Regierung fand sich daher am 24. Februar Abends zu folgender Proclamation an die Bürger von Paris veranlaßt:

„Bürger von Paris! Die Aufregung, von welcher Paris ergriffen ist, könnte, wenn auch nicht den Sieg, doch die Wohlfahrt des Volkes gefährden. Sie könnte die Wohlthaten der Eroberungen verzögern, welche es an diesen beiden unsterblichen Tagen gemacht hat. Diese Aufregung wird

sich in kurzer Zeit legen; denn sie hat keine wirkliche Ursache mehr in den Thatsachen. Die am 22. gestürzte Regierung ist entflohen. Das Heer kehrt von Stunde zu Stunde zu seinen Pflichten gegen das Volk und zu seinem Ruhme, der Hingebung für die Nation allein, zurück. Die durch die Barrikaden unterbrochene Circulation stellt sich mit Vorsicht, aber doch schnell wieder her. Die Lebensmittel sind gesichert. Die Bäcker, welche wir gehört haben, sind mit Mehl auf 35 Tage versehen.

Die Generale erklären uns ihren freiwilligen und vollständigen Beitritt. Nur Eins noch verzögert das Gefühl der öffentlichen Sicherheit: die Aufregung des Volkes, dem es an Arbeit mangelt, und das grundlose Mißtrauen, welches die Läden geschlossen hält und den Geschäftsverkehr hemmt. Morgen wird die unruhige Bewegung eines Theils der leidenden Bevölkerung sich legen unter dem Eindruck der wieder aufgenommenen Arbeit und der besoldeten Einschreibungen, welche die provisorische Regierung heute dekretirt hat. Nicht Wochen mehr verlangen wir von der Hauptstadt und dem Volke, um die volksthümliche Regierung wieder hergestellt und die zur Arbeit erforderliche Ruhe wieder gesichert zu haben. Noch zwei Tage, und der öffentliche Frieden wird vollständig wieder hergestellt sein! Noch zwei Tage, und das Volk wird seine Regierung haben!"

Durch ein Dekret der provisorischen Regierung wurden alle Beamten des Civil-, Militair-, Gerichts- und Verwaltungsstandes ihres Eides entbunden. Andere Dekrete verordneten die Organisation der von Louis Philipp aufgelösten Nationalgarden und die Bildung von 24 Bataillonen mobiler Nationalgarde, die unmittelbar in der Stadt Paris

zu rekrutiren seien. Die Einschreibungen dazu begannen alsbald in den Mairien der Bezirke. Den Mobilgarden wurde ein Sold von 1 Frank 50 Centimen den Tag und ihre Bekleidung und Besoldung auf Staatskosten zugesagt. Der Kriegsminister wurde beauftragt, sich mit dem Oberbefehlshaber der Nationalgarde der Seine über die Organisation, die Einübung und Bewaffnung dieser Bataillone zu verständigen. Eine andere Proklamation verordnete:

„Die Kinder der im Kampfe gefallenen Bürger sind vom Vaterlande adoptirt. Die Republik nimmt es auf sich, den Verwundeten und den Familien der Schlachtopfer der Monarchie jede erforderliche Hülfe zu leisten."

Die Tuillerien wurden zum Zufluchtsorte für die Invaliden der Arbeit erklärt. Die unmittelbare Einrichtung von Nationalwerkstätten wurde dekretirt und der Minister der öffentlichen Arbeiten mit deren Einführung beauftragt. „Die provisorische Regierung, so lautet eine andere Erklärung, überzeugt, daß die Größe der Seele die höchste Politik ist, und daß jede von dem französischen Volk bewerkstelligte Revolution der Welt die Heiligung einer philosophischen Wahrheit schuldig ist; in Betracht, daß es kein erhabeneres Prinzip giebt, als die Unverletzlichkeit des menschlichen Lebens; in Betracht, daß in den denkwürdigen Tagen, in denen wir leben, die provisorische Regierung mit Stolz gefunden hat, daß nicht ein Rache- oder Mordgeschrei aus dem Munde des Volkes gekommen ist, erklärt: Die Todesstrafe in politischen Dingen ist abgeschafft. Diese Erklärung wird der Nationalversammlung zur Ratifikation vorgelegt werden. Die provisorische Regierung hat eine so feste Ueberzeugung von der Wahrheit, welche sie im Namen des französischen

Volkes proklamirt, daß, wenn die Schuldigen, welche das Blut Frankreichs vergossen haben, in den Händen des Volkes wären, es in seinen Augen eine bessere Züchtigung wäre, sie zu demüthigen, als sie zu tödten."

Aber die provisorische Regierung wollte nicht blos die Republik, sie wollte die soziale Republik, den Staat, der Allen und jedem Einzelnen das Recht der Arbeit und somit der Existenz gewährt. Sie erließ daher folgenden Beschluß: „Die provisorische Regierung der Republik macht sich verbindlich, die Existenz des Arbeiters durch die Arbeit zu sichern. Sie macht sich verbindlich, allen Bürgern Arbeit zu sichern. Sie erkennt den Arbeitern das Recht zu, sich unter einander zu associiren, um den gerechten Lohn ihrer Arbeit zu genießen Die provisorische Regierung übergiebt den Arbeitern die Million, welche von der Civil-Liste wegfällt."

In einer anderen Verordnung erklärt die provisorische Regierung, daß als National-Flagge die dreifarbige Fahne, in der von der französischen Republik festgesetzten Ordnung, wieder hergestellt sei. Die Flagge führt die Inschrift: „Französische Republik. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit," drei Worte, welche den Sinn der demokratischen Lehren, deren Symbol diese Flagge sei, in seiner ganzen Ausdehnung bezeichnen, während ihre Farben die Erinnerungen der Republik fortpflanzten.

Der Minister des Innern erließ ein Circulair an die Präfekten, in welchem er sie einlud, die republikanische Regierung unmittelbar zu proklamiren und ihn von den getroffenen Maßregeln zu unterrichten. Es wurde Befehl gegeben, alle politischen Gefangenen in Freiheit zu setzen. Jeder erhielt die für ihn zur Rückkehr in seine Familie nöthigen

Summen. Da einige Beschädigungen von Denkmälern vorkamen, erließ die provisorische Regierung folgende Verordnung: „Keine Beschädigungen! keine Unordnungen! Die Macht appellirt an den Patriotismus aller guten Bürger gegen die beklagenswerthen Versuche einiger verirrten und böswilligen Menschen. Diese Appellation wird Gehör finden. Oeffentliche Gebäude, das Eigenthum der Nation zerstören oder beschädigen, heißt sich an der Nation vergreifen. Es ist eine Impietät gegen das Volk, dessen Hände und Arbeit diese Denkmäler errichtet haben. Ehren wir das Volk in seinen Werken!“

Es verbreitete sich das Gerücht, es seien die Maschinen und namentlich die Pressen mit Zerstörung bedroht. Die Arbeiter antworteten darauf mit folgendem Brief: „Brüder! Wir vernehmen, daß mitten im Jubel des Triumphs einige der Unsern, durch treulose Rathschläge irre geleitet, den Ruhm unserer Revolution durch Excesse beflecken wollen, welche wir mit unserer ganzen Energie mißbilligen. Sie wollen die mechanischen Pressen zerstören!

Brüder, diese Leute haben Unrecht. Wir leiden wie sie an den Störungen, welche die Einführung der Maschinen in die Industrie mit sich geführt haben. Aber statt uns an die Erfindungen zu halten, welche die Arbeit verkürzen und die Production vermehren, klagen wir nur die egoistischen und kurzsichtigen Regierungen für unsere Leiden an. Es kann in Zukunft nicht mehr so bleiben. Also Achtung vor den Maschinen! Die Maschinen angreifen heißt die Stimme der Revolution aufhalten, sie ersticken; heißt in der hochernsten Lage, worin wir uns befinden, das Werk schlechter Patrioten thun.“

Ferner ging das Gerücht, die königlichen Schlöſſer ſollten verbrannt werden. Auch die Ausführung dieſer Abſicht wurde durch eine Bekanntmachung des Maire von Paris, Garnier-Pagès, verhindert. „Der Maire von Paris," ſo lautet dieſelbe, „unterrichtet, daß Bürger die Abſicht kundgegeben haben, die dem aufgehobenen Königthume zugehörig geweſenen Reſidenzen zu zerſtören, um die Tyrannei bis auf ihre letzte Spur zu vertilgen, bringt ihnen in Erinnerung, daß dieſe Gebäude hinfort der Nation gehören, daß, nach einem Beſchluß der proviſoriſchen Regierung, ſie verkauft und ihr Erlös zur Unterſtützung der Schlachtopfer unſerer glorreichen Revolution verwendet werden ſoll, und zu den Entſchädigungen, welche der Handel und die Arbeit verlangen. Sie ladet daher alle guten Bürger ein, ſich zu erinnern, daß dieſe Nationalgebäude unter der Obhut des Volkes ſtehen."

14.

Wir haben in der Einleitung zur Schilderung dieſer Revolution den Sieg des Volkes in Paris über das Königthum den Sieg der demokratiſchen Republik genannt. Und in der That, die demokratiſche oder ſociale Republik ſchien errungen. Die proviſoriſche Regierung hatte ſie proklamirt. Wir werden ſpäter das furchtbare Schauſpiel ſehen, welches den Verluſt der ſocialen Republik in denſelben Straßen derſelben Stadt, wenige Monate nach dieſem erſten Kampfe gewährte. Den Charakter dieſer erſten Zeit der ſocialen Republik können wir aber ſchließlich nicht treffender bezeichnen, als durch folgende Proklamation, welche Cabet an die Arbeiter von Paris am 25. Februar erließ. Dieſe

merkwürdige Proklamation lautet, wie folgt: „Unſere Brüder, Arbeiter! Wir haben immer geſagt, daß wir vor Allem Franzoſen und demokratiſche Patrioten, ſo unerſchrocken, als human und gemäßigt ſeien. Ihr habt es ſoeben bewieſen. Der furchtbare Verrath, welcher am Mittwoch Abend, den 23. Februar, das Blut der Bürger vor dem Hotel des Auswärtigen vergoſſen hat, hat Euch zur Ergreifung der Waffen, zur gemeinſamen Vertheidigung genöthigt; und an dem unſterblichen Tage des 24. habt Ihr die heroiſche Hingebung der Bevölkerung von Paris getheilt.

Heute iſt es die Einigkeit allein, die Ordnung und die Disciplin, welche dem Volke die Frucht ſeines Sieges ſichern können, indem ſie ihm ſeine Rechte und ſeine Intereſſen garantiren.

Sammeln wir uns denn um die proviſoriſche Regierung unter der Präſidentſchaft von Dupont de l'Eure, welche an die Stelle der haſſenswürdigen Regierung, die ſich mit dem Blute der Bürger geröthet hat, getreten iſt.

Unterſtützen wir dieſe proviſoriſche Regierung, welche ſich für republikaniſch und demokratiſch erklärt; welche die Nationalſouverainetät und die Einheit der Nation proklamirt; welche das Bruderthum, die Gleichheit und die Freiheit zu Principien und das Volk zur Deviſe und zum Loſungswort nimmt, und welche die Kammern auflöſt, um eine Nationalverſammlung zu berufen, welche Frankreich die Konſtitution geben wird, die es verlangt.

Aber laßt uns ſelbſt beſtändig alle Konſequenzen dieſer Principien zu reklamiren wiſſen.

Laßt uns verlangen, daß alle Franzosen zu Brüdern, gleich in Pflichten, wie in Rechten, ohne irgend eine Art von Privilegium erklärt werden; alle zu Mitgliedern der Nationalgarde, alle zu Wählern und wählbar zu allen öffentlichen Aemtern ohne die geringste pekuniäre Bedingung. Laßt uns das natürliche und vorschriftsfreie Recht der Association, der Vereinigung und der Berathung verlangen, die individuelle Freiheit ohne die Willkür irgend eines Menschen, die Freiheit der Presse ohne Beschränkungen, ohne Kaution und ohne Stempel. Laßt uns vor allem die Garantie aller Rechte und aller Interessen der Arbeiter fordern; die förmliche Anerkennung des Rechts zu leben, wenn man arbeitet, damit der Familienvater nicht mehr zu der schauderhaften Nothwendigkeit gezwungen sei, Frau und Kinder zu verlassen, um im Kampfe zu sterben.

Laßt uns die Organisation der Arbeit und die Gewißheit des Wohlbefindens durch die Arbeit verlangen. Laßt uns die Unterdrückung aller Auflagen auf die Gegenstände der ersten Bedürfnisse verlangen. Laßt uns die Abschaffung der erniedrigenden, lästigen und unbilligen Institutionen der Douane und des Octroi verlangen. Laßt uns für das Volk die allgemeine, freie, gemeinsame, wahre und vollständige Erziehung verlangen.

Laßt uns Anstalten und Garantien für das Glück der Frauen und Kinder verlangen, damit Jedem die Möglichkeit werde, sich zu verheirathen, mit der Gewißheit, seine Familie aufbringen und glücklich machen zu können.

Treu unseren Principien des Brüderthums, der Humanität und der Mäßigung, der Gerechtigkeit und Vernunft, rufen wir immer und überall: „Keine Unordnung, keine

Gewaltthat, keine Unterdrückung, gegen irgend Einen!" aber Festigkeit, Klarheit und Klugheit, um Gerechtigkeit für Alle zu erhalten.

Keinen Angriff auf das Eigenthum, aber unerschütterliche Ausdauer in der Förderung aller Mittel, welche die Gerechtigkeit annehmen darf, um das Elend zu unterdrücken; namentlich, indem wir ein demokratisches System allmälig abnehmender Ungleichheit und allmälig zunehmender Gleichheit adoptiren.

Hüten wir uns, die unmittelbare Anwendung unserer kommunistischen Doktrinen zu verlangen. Wir haben immer gesagt, daß wir ihren Triumph nur durch die Discussion, die Ueberzeugung, die Macht der öffentlichen Meinung, die individuelle Zustimmung und den Nationalwillen wollten. Bleiben wir unseren Worten getreu.

Aber viele unter uns haben sich mit ihrem Blute das Recht der Association, der Versammlung und der öffentlichen Discussion erobert; laßt uns denn auch die unerschütterliche Festigkeit haben, diese Rechte zu behaupten; und die Erfahrung, mit der Discussion vereinigt, wird genügen, zu überreden und zu überzeugen, daß unser System der socialen und politischen Organisation das einzige Mittel gegen das Elend sei, das einzige, welches das Glück und die Wohlfahrt der Menschheit versichern kann.

Noch ein Wort. Die provisorische Regierung zeigt die Bewaffnung aller Bürger und die allgemeine Organisation der Nationalgarde an, indem sie zugleich dem Volke die Existenz zusichert: Gebt also nicht Eure glorreichen Barrikaden auf, laßt im Gegentheil Alles stehen und liegen, um Euch zu organisiren und in die Regimenter zu treten! Be-

ginnt, vollendet und regelt Eure Bewaffnung; fordert, daß die Baſtillen entwaffnet werden, daß alle Kanonen, alle Waffen und alle Munitionen dem Volke ausgeliefert werden, und daß das ganze Pariſer Volk unter den Waffen, organiſirt und disciplinirt ſei unter den Chefs ſeiner Wahl; dann wird man in Wirklichkeit die Garantie der Ordnung wie der Freiheit, und der Freiheit wie der Ordnung haben, gleicherweiſe wie, wenn die ganze Nationalgarde Frankreichs demokratiſch bewaffnet und organiſirt ſein wird, man dann die wahre Garantie des allgemeinen Friedens, der Unabhängigkeit der Nationen und des Bruderthums der Völker haben wird.

Paris, den 25. Februar 1848.

Cabet."

So wirkte Alles zuſammen, Regierung und Volk, einen geordneten Zuſtand der Dinge herbeizuführen. Ihnen ſchloß ſich ſelbſt die Geiſtlichkeit an. Der Erzbiſchof von Paris verfügte, daß der Gottesdienſt in allen Kirchenſprengeln wie gewöhnlich beginnen, daß ſobald als möglich ein Hochamt für die Opfer der Februartage gefeiert werden ſolle, daß die Kirchen von den Pfarrern auf die erſte Anforderung zu Lazarethen einzuräumen ſeien und daß eine allgemeine Sammlung für die Verwundeten und deren Familien angekündigt werde.

Das Fort von Vincennes ergab ſich an Ferd. Flocon, den die proviſoriſche Regierung zur Beſitzergreifung deſſelben abgeſandt hatte.

Aus den Provinzen langte eine Depeſche nach der anderen an, welche den Beitritt der großen Städte zur Republik verkündeten. Rismes, Avignon, Lion, Narbonne, Per-

pignan, Limoges, Bayonne, Straßburg erklärten sich alsbald für dieselbe.

Merkwürdig ist es, wie sich jetzt auch die feilen Diener Louis Philipps beeilten, der Republik ihre Huldigung zu bringen. Sie waren alle über Nacht Republikaner geworden — sie, denen das Wort Republikaner noch vor wenigen Tagen mit „Hochverräther" gleichbedeutend war. Der Marschall Bugeaud, Herr Thiers, Herr Barrot u. s. w. — sie alle waren jetzt Republikaner und bezeugten der provisorischen Regierung ihre Ergebenheit. So folgen feile Menschen überall der Gewalt und Macht, und wenn wir morgen in unserem lieben Vaterlande, in Deutschland, die Republik erringen würden — unsere Geheimräthe wären eben so ergebene Diener der Republik und enragirte Republikaner, als sie jetzt ergebene Lakaien des Königthums und enragirte Monarchisten sind. Denn das alte Sprichwort: „Weß Brod ich eß', deß Lied ich sing'," gilt ihnen als leitender Grundsatz.

Der Appellhof von Paris beschloß die Anklage der Minister Louis Philipps. Allein sie waren bereits entkommen und wie ihr Gebieter nach England geflohen. Guizot hatte sich in der Uniform eines Lakaien (die wahre Uniform für ihn) gerettet, Duchatel in einem Mantel, der ihm das Gesicht verdeckte, Hebert hatte sich einen Schnurrbart angeklebt.

Wir müssen noch erwähnen, daß auch Napoleons Bruder, Jerome Bonaparte, der Exkönig von Westphalen, in einem Schreiben an die provisorische Regierung erklärte: „Die Zeit der Dynastien ist vorüber," und auf Aufhebung der über ihn verhängten Verbannung antrug.

Und Louis Napoleon schrieb an dieselbe Regierung: „In dem Augenblicke, wo das Volk siegt, komme ich zum Stadthause. Die Pflicht eines jeden guten Bürgers ist es, sich um die provisorische Regierung der Republik zu sammeln. Ich betrachte es für die erste Pflicht, die ich zu erfüllen habe, und werde mich glücklich schätzen, wenn mein Patriotismus nützlich verwandt werden kann."

Paris nahm, wenige Tage nach diesen gewaltigen Ereignissen, sein altes Aussehen wieder an. Es gereichte dies denen zu nicht geringem Erstaunen, die, wie es bei uns noch so häufig geschieht, die Republik als gleichbedeutend mit Anarchie, Raub, Plünderung und Mord verschrieen hatten.

Als sich so von Tag zu Tag unter dem Zusammenwirken aller Parteien und Klassen des Volkes die französische Republik befestigte und es außer Zweifel war, daß ihr Bestehen gesichert sei, da zögerten auch die Gesandten der fremden Mächte nicht, sie anzuerkennen. Der Gesandte der nordamerikanischen Freistaaten, Herr Rush, war der erste von ihnen, der sich am 28. Februar auf das Rathhaus begab und die Anerkennung seiner Regierung aussprach. „Unter der Herrschaft ähnlicher Institutionen, sagte er, genießen die Vereinigten Staaten 70 Jahre einer steigenden Wohlfahrt, mit einer Regierung von gleichförmiger Stätigkeit, und wenn die Union unwandelbar den andern Ländern die Wahl ihrer Regierung überläßt, ohne sich in irgend einer Art einzumischen, so wird sie sich natürlich freuen, diese große Nation blühen zu sehen unter Institutionen, die ihr die Wohlthaten der gesellschaftlichen Ordnung und der öffentlichen Freiheit gesichert haben." Arago und Dupont

de l'Eure dankten dem Gesandten der großen Republik, und als derselbe mit seiner Begleitung aus dem Rathhause heraustrat, präsentirte die Wache das Gewehr und es erschallte der Ruf: „Es lebe die Republik der Vereinigten Staaten!"

Mit banger Erwartung sah Europa der Haltung entgegen, welche die provisorische Regierung gegen dasselbe annehmen würde. Es mögen wohl mehr Menschen den Krieg als den Frieden mit Frankreich erwartet haben. Und doch wollte Frankreich nur den letzteren. Am 2. März erließ Lamartine jenes denkwürdige Manifest an alle Gesandten Frankreichs bei den auswärtigen Regierungen. Der Raum erlaubt uns nicht, es ganz mitzutheilen. Allein wir können unmöglich einige der wichtigsten Stellen desselben unsern Lesern vorenthalten. Denn dieses Manifest entschied das Schicksal unseres Welttheils, es entschied über Krieg und Frieden, entschied vielleicht den Sieg der Demokratie im übrigen Europa.

„Die Ausrufung der französischen Republik," so heißt es darin, „ist kein Akt des Angriffs gegen irgend eine Regierungsform in der Welt. Die Regierungsformen haben so rechtmäßige Verschiedenheiten des Charakters, der geographischen Lage und der intellektuellen, moralischen und materiellen Entwickelung bei den Völkern. Die Nationen, wie die Einzelnen, haben verschiedene Alter. Die Provinzen, die sie regieren, haben aufeinander folgende Phasen. Die monarchischen, aristokratischen, konstitutionellen, republikanischen Regierungen sind der Ausdruck dieser verschiedenen Grade der Reife, des Genius der Völker. Sie verlangen nach mehr Freiheiten in dem Maaß, als sie sich fähig fühlen, deren mehr zu ertragen. Sie verlangen nach mehr Gleichheit

und Demokratie in dem Maaß, als sie mehr beseelt sind von Gerechtigkeit und Liebe für das Volk. Ein Volk richtet sich zu Grunde, wenn es der Stunde dieser Reife vorschreitet, gleichwie es sich entehrt, wenn es sie entwischen läßt, ohne sie zu fassen. Der Krieg ist nicht das Princip der französischen Republik, wie es deren verhängnißvolle und glorreiche Nothwendigkeit im Jahre 1792 war. — Sie werden erkennen, daß es keine konservative Freiheit; sie werden erkennen, daß es in der Republik nicht blos eine bessere Ordnung geben kann, sondern daß es auch mehr Ordnung geben kann in dieser Regierung Aller durch Alle, als in der Regierung Einiger durch Einige. Allein abgesehen von diesen uneigennützigen Erwägungen würde schon das bloße Interesse der Befestigung und des Bestandes der Republik den Staatsmännern Frankreichs Friedensgedanken eingeben. Der Krieg ist immer eine Diktatur. Die Soldaten vergessen die Institution über den Menschen. Die Throne sind eine Versuchung für die Ehrgeizigen. Der Ruhm verblendet den Patriotismus. Der Zauber eines siegreichen Namens verhüllt das Attentat gegen die National-Selbstherrlichkeit. Allerdings will die Republik Ruhm, aber sie will ihn für sich selbst, nicht für Cäsare und Napoleone. Die französische Republik wird daher mit Niemand Krieg anfangen. Sie hat nicht nöthig zu sagen, daß sie ihn annehmen wird, wenn man dem französischen Volke Kriegsbedingungen stellt.

Wir sagen es laut: wenn uns in den Rathschlägen der Vorsehung die Stunde geschlagen zu haben schiene für den Wiederaufbau einer der in Europa oder anderswo unterdrückten Nationalitäten; wenn die Schweiz, unsere treue Bundesfreundin seit Franz I., vergewaltigt oder bedroht

würde in der Bewegung des Wachsthums, das sie bei sich bewirkt, um dem Pfeilbund der demokratischen Regierungen eine Kraft mehr zu leihen; wenn die unabhängigen Staaten Italiens überzogen würden, wenn man ihren inneren Umgestaltungen Schranken oder Hindernisse setzte, wenn man ihnen mit bewaffneter Hand das Recht bestritte, sich untereinander zu verbünden, um ein italienisches Vaterland zu befestigen — dann würde die französische Republik sich berechtigt glauben, selbst zu waffnen, um diese rechtmäßigen Bewegungen des Wachsthums und der Nationalität der Völker zu schirmen. Die Republik hat, Sie sehen es, mit dem ersten Schritt die Aera der Proskriptionen und der Diktaturen durchmessen. Sie ist entschlossen, die Freiheit nach innen nie zu verletzen. Sie ist gleich entschlossen, ihr demokratisches Princip nie zu verletzen nach außen. Sie wird Niemand die Hand legen lassen zwischen die friedliche Ausstrahlung ihrer Freiheit und den Blick der Völker."

Wir haben oben gesagt, dies Manifest entschied vielleicht den Sieg der Demokratie im übrigen Europa. Wir behaupten dies, weil dasselbe dem staunenden Europa bewies, daß Demokratie nicht gleichbedeutend ist mit Anarchie im Innern und mit Krieg nach außen.

Während so die Stellung der Republik zu den übrigen Staaten Europa's gegeben war, schritt ihre innere Organisation rasch vorwärts. Die Berufung der Wahlversammlungen wurde auf den 3. April und der Zusammentritt der Nationalversammlung auf den 20. April festgesetzt. Mit einem Federstrich wurde die ganze Wahlreformfrage, der Ausgangspunkt der Revolution, erledigt. Die Wahl wurde als eine direkte und allgemeine erklärt, ohne eine Beschrän-

kung durch Vermögen. Allen Franzosen von 21 Jahren wurde das Wahlrecht und allen 25jährigen das Recht der Wählbarkeit ertheilt. Die Abstimmung sollte geheim sein. Die Zahl der Volksvertreter wurde auf 900 angesetzt, also ein Vertreter auf 40,000 Einwohner. Am gleichen Tage mit diesem Wahlgesetz beschloß die provisorische Regierung die Freilassung der Sklaven in den Kolonien.

Ohne Verzug nahm die provisorische Regierung jetzt auch die Arbeiterfrage in Angriff. Sie wollte sie durch die Arbeiter selbst lösen lassen. Zu diesem Ende berief sie auf den 1. März in den Palast Luxembourg die Abgeordneten der Gewerke. Es war Morgens 9 Uhr, als die 200 Abgeordneten die Sitze einnahmen, die noch vor wenigen Tagen die Pairs von Frankreich inne gehabt hatten. Louis Blanc nahm von dem Präsidentenstuhl Besitz. Albert, Arbeiter und Mitglied der Regierung, fungirte als Vicepräsident. Louis Blanc eröffnete die Sitzung. Zum erstenmal in der Geschichte, sagte er, seien die Arbeiter berufen, mit der Regierung das große Problem ihres Looses zu entscheiden, und zwar in dem Rathssaal der alten Aristokratie. Der Zweck dieser Kommission sei, alle Fragen der Arbeit zu untersuchen und in einem der Nationalversammlung vorzulegenden Entwurf ihre Lösung vorzubereiten. Mehrere der Abgeordneten bestiegen nun die Rednerbühne und legten die Wünsche der Werkstätten dar. Sie betrafen hauptsächlich die Herabsetzung der Arbeitsstunden und das Verbot des Zwischenhandels. Als nun viele Abgeordnete erklärten, sie würden nicht eher arbeiten, bis wenigstens diese beiden Fragen entschieden seien, sagte Louis Blanc: „Ihr sagt, daß Ihr von sehr guten Gesinnungen beseelt seid, ich weiß es, aber daß es draußen

viele Arbeiter gebe, welche vielleicht ihr Tagewerk nicht wieder vornehmen wollten, wenn sie nicht eine augenblickliche Lösung erlangten. Nun, so vertraue ich Eurem Patriotismus diese Mission an. Verbreitet Euch in die Quartiere von Paris. Sagt, daß Ihr zum Erstenmale in der Welt von Eurem wahren Interesse gesprochen habt, sagt, daß man Euch zum Erstenmale erklärt hat, daß das Gesetz, welches sich auf die Anliegen des Volkes bezieht, vom Volke selbst gemacht werden soll. Sagt, ob Ihr nicht einige Wärme in unseren Worten empfunden, und ob unsere Sprache Euch nicht die Gewißheit gegeben, daß unsere Ueberzeugungen aufrichtig, unerschütterlich gewesen! Wenn ich es wagte, würde ich Euch sagen, daß wir noch ungeduldiger sind für Euer Glück, als Ihr selbst, denn wir sind verantwortlich dafür. Die Männer unter Euch sind nur für ihre eigene Familie verantwortlich. Wir, ja wir haben die furchtbare Verantwortlichkeit übernommen, das Glück aller Familien Frankreichs zu regeln. Das ist eine große und schwere Aufgabe, und man muß denjenigen, die sich nicht gefürchtet haben, sie auf ihr Haupt zu nehmen, einigen Dank wissen.

„Es ist heldenmüthig, auf einer Barrikade zu sterben; es ist heldenmüthig, gegen den Feind zu fechten. Allein in beiden Fällen steht man nur für sich selbst ein. Es giebt Handlungen, die mehr Seelenfestigkeit erfordern, nämlich, wenn man sich verpflichtet, für das Leben von Millionen einzustehen. Diese furchtbare Verantwortlichkeit haben wir darum übernommen, weil wir in unseren Herzen eine Macht der Ueberzeugung, eine Wärme des Wollens fühlten, die uns sagte, daß wir nicht unter dieser unermeßlichen Aufgabe stehen bleiben werden. Das kann aber nur

mit Eurer Mitwirkung geschehen, denn unsere Kraft ist nur in Euch. Diese Kraft ist Euer Vertrauen und wir fordern sie als Gegendienst für unsere Hingebung." Diese Worte reichten hin, die besorgten Arbeiter zu beruhigen. Unter dem Rufe: „Es lebe die Republik!" trennte sich die Versammlung.

Am andern Tage fand eine große Versammlung von Industriebesitzern in den Sälen desselben Palastes statt. Die Abschaffung der Geschäfte der Unterakkordanten wurde beschlossen, da diese am härtesten auf den Arbeiter drückten.

Aus der Mitte der Gewerksabgeordneten war in der ersten Sitzung, die wir geschildert haben, eine Kommission von 10 Arbeitern durch das Loos ausgeschieden worden. Mit dieser Kommission setzte Louis Blanc seine Berathungen fort. Die Generalversammlung aller Abgeordneten fand nur von Zeit zu Zeit statt, und es wurden hier die Resultate der Kommissionsberathungen mitgetheilt. Aus diesen Berathungen ging die Errichtung der Nationalwerkstätten hervor, welche in wenigen Wochen 100,000 Arbeiter beschäftigten. Sie wurden der nächste Anlaß des furchtbaren Kampfes im Juni, wir werden daher später auf dieselben noch einmal zurückkommen.

Wie der amerikanische Gesandte, so brachten jetzt auch die Demokraten anderer Nationen der provisorischen Regierung und der Republik ihre Glückwünsche und Huldigungen. Eine Deputation deutscher Demokraten überreichte der Regierung eine von 6000 Deutschen unterzeichnete Adresse. „Bürger von Deutschland," erwiederte Cremieur, der sie in Empfang nahm, „unsere Herzen sind lebhaft erregt von den edlen Worten, die Ihr uns vernehmen ließet. Sie sind würdig des Volkes, das Ihr repräsentirt, und dieser Aera der

Freiheit, in welche Frankreich zuerſt eingetreten iſt, und in die alle vernünftigen Nationen, die frei ſein wollen, ihr nachfolgen werden. Sitz der Philoſophie und der hohen Studien, weiß Euer Deutſchland wohl, was die Freiheit werth iſt, und wir ſind verſichert, daß ſie dieſelbe durch ſich ſelbſt erringen wird, ohne andere Hülfe, als dieſes lebendige Beiſpiel, das wir dem Volke geben, ein Beiſpiel, das allen beweiſen muß, daß die Freiheit das erſte der Güter und die erſte Nothwendigkeit für den Menſchen iſt. Deutſchland überſtürzt ſich nicht, es geht, aber wenn Deutſchland geht, ſo kommt es ans Ziel. In Erwartung des Tages, wo Deutſchland, ſtark durch ſich ſelbſt, als eine große Nation, die es iſt, ſich in ſeiner Macht konſtituirt, und dieſe großen Ideen der Freiheit verkündigt, die es mit einer neuen Glorie umgeben werden, nimmt Frankreich den lebhafteſten Antheil an den wichtigen Ereigniſſen, die ſich auf dem Boden des alten Germaniens vorbereiten. Frankreich zollt mit Freuden allen Verſuchen der Freiheit ſeinen Beifall. Die Freiheit nähert und vereinigt die Völker. Von dem Tage an, wo die Nationen wiſſen werden, daß ſie Schweſtern ſind, wird es, wie ihr geſagt habt, nur noch eine Republik auf Erden geben, und wir werden Alle rufen können: Es lebe die Freiheit!"

Im Namen von 2000 Schweizern in Paris führte Barman aus Wallis eine Deputation nach dem Stadthauſe, um der proviſoriſchen Regierung zu ſagen, daß die Schweiz, der Vorpoſten und die Burg der Demokratie, das Schild auf dem Herzen Frankreichs, jetzt gleichartiger und ſtärker geworden, ſich erinnern werde, daß ſie, wenn je ihre 200,000 Bürgerſoldaten berufen ſein ſollten, ihre Freiheit zu verthei-

digen, im Kampfe für sich auch für Frankreich kämpfe, das ihre Schwester geworden.

Aehnliche Deputationen erhielt die Regierung von den Engländern in Paris, eine andere von den Demokraten in London, an deren Spitze O'Connor stand, mit Adressen, welche die Bewunderung der französischen Nation und ihrer brüderlichen Gesinnung ausdrückten.

Eine zahlreiche Deputation des italienischen Nationalvereins begab sich endlich gleichfalls auf das Stadthaus, woselbst Joseph Mazzini, das Haupt der italienischen Republikaner, der provisorischen Regierung folgende Adresse vorlas:

„Der italienische Nationalverein, der sich am 5. März konstituirt hat, und von Joseph Mazzini, Peter Etiannone und Philipp Canuti präsidirt wird, ist erschienen, um der provisorischen Regierung der französischen Republik seinen Zoll der Bewunderung darzubringen, und zugleich seine Pflicht zu erfüllen, indem er dieselbe von seiner definitiven Bildung in Kenntniß setzt. Sein Zweck, meine Herren, ist der Zweck, den alle großen Italiener gepredigt oder vorgesehen haben, von Arnold von Brescia bis Machiavell, von Dante bis Napoleon, der Euch wie uns gemeinschaftlich ist. Die politische Einigung der Halbinsel, die vom Meere bis zu den Alpen vollständige Emancipation dieses Bodens, von welchem zweimal das Loosungswort der europäischen Einheit ausgegangen, die Gründung einer gediegenen, starken Nationalität, die zum Besten der Welt ihren Rang einnehmen können in der Conföderation der Völker und beitragen zur gemeinschaftlichen Arbeit; die Inspirationen und die Hingebung, das Denken und Handeln von 24 Millionen freier Männer und Vereinsgenossen in einem

nationalen Glauben: Gott und das Volk, in einem internationalen Glauben: Gott und die Menschheit. Dieser Glaube, meine Herren, so sehr man ihn auch gesucht hat zu verdunkeln, ist der Glaube unserer Väter. Seit der pythagoräischen Schule des mittäglichen Italiens bis zu unserm philosophischen Denkern des siebenzehnten Jahrhunderts, zwischen der Folter, welche vergebens den sozialen Gedanken unseres Kampanella vernichten wollte, und der Fusillade, die auf den Lippen der Brüder Bandiera ihren letzten Ruf: Es lebe Italien! brach, hat der italienische Genius durch eine ununterbrochene Folge individueller Protestationen stets erklärt, seine nationale Tradition sei Einheit und Freiheit. Einheit als Garantie der Mission, Freiheit als Garantie des Fortschritts.

In Mitte der Fesseln, des Schooßes der Korruption, welche der Despotismus erzeugt, unter dem fremden Bajonet, welches jeden Schlag seines edlen Herzens bedrohte, hat es stets, aus der Tiefe der Kerker und von der Höhe der Blutgerüste, den aufmerksamen Nationen zugerufen: Italien ist nicht todt, es gestaltet sich um, und sein großer Gedanke wird rein, wie das Gold aus dem Tiegel, hervorgehen aus seinen drei Jahrhunderten der Knechtschaft, wenn das Werk der Verschmelzung vollbracht, wenn die italienischen Völker endlich reif sein werden durch das Leiden und die Liebe, um in einander zu fließen in einer einmüthigen Umarmung um das heilige Banner des gemeinschaftlichen Vaterlandes, und Europa, nach dem Italien der Kaiser, nach dem Italien der Päpste, das unermeßliche Schauspiel des Italiens des Volkes zu geben. Dieser Augenblick, meine Herren, ist eine knospende Blüthe, die am Aufbrechen ist. Schon hat in der Lombardei die Stunde der Emancipation

geschlagen. Den Nationalgedanken aller Lokalimpulse entkleiden, mitten durch das unsichere Tasten der Gegenwart seine progressive Entwicklung leiten — das ist der Zweck des italienischen Nationalvereins. Er wird ihn verfolgen mit Ruhe, Festigkeit, mit allen seinen Kräften, seiner ganzen Thätigkeit, wie es die Umstände erheischen, wie das glorreiche Beispiel, das Frankreich zum zweitenmal der Welt gegeben hat, das Gesetz auflegt. An der Konstituirung einer starken italienischen Nationalität arbeiten, heißt nicht allein für Italien arbeiten — es giebt keinen Franzosen, der dies nicht schon instinktartig begreift — sondern auch für Frankreich — heißt Frankreich eine Schwester, eine mächtige und treue Bundesfreundin geben wollen, die fähig ist, in den europäischen Volksversammlungen mit ihm für den Fortschritt Aller zu stimmen, und von seiner Seite für den Triumph des Rechts und der Wahrheit auf den Schlachtfeldern zu kämpfen. Zwischen uns, meine Herren, Ihr wißt das seit Eurer ersten Revolution und seit dem Kaiserthum, ist ein Band auf Leben und Tod. Wir glauben daher ein Recht zu haben auf Eure Sympathien, wie Ihr ein Recht habt auf unsere Bewunderung. Gebt sie uns, sie werden nicht verloren sein für das heutige Italien, sie werden es besonders nicht sein für das künftige Italien."

Lamartine nannte die Beipflichtung Italiens einen der schönsten Augenblicke der werdenden Republik. So drängten sich die Freien aller Völker um die Wiege der französischen Republik und begrüßten sie als den Messias der neuen, freien Zeit.

12.

Wenn sich nach langem Druck die Völker endlich erhoben und die Ketten der Gewalt gebrochen hatten, wenn sie glaubten, eine schöne, glücklichere Zeit sei für sie heraufgebrochen — da pflegte sie auch zu allen Zeiten heranzuschleichen, leise und vorsichtig, die giftige Schlange der Reaktion, an das zarte Kind der Freiheit, um mit ihrem Leib seine Glieder zu umschlingen und mit ihrem Gifte sein Leben zu tödten. Die Februar-Revolution hatte in Frankreich die verbündete Herrschaft des Königsthums und der Bourgeoisie gestürzt. Der König war geflohen, die Bourgeoisie hatte sich verkrochen. Die sociale oder die rothe Republik, d. h. der Staat, in welchem die Gesammtheit die Sorge für die Freiheit und Wohlfahrt jedes Einzelnen übernimmt, war proklamirt worden. Das Recht der Arbeit war von der provisorischen Regierung den Arbeitern zugesagt. In den ersten Tagen nach dem Kampfe, als das Volk noch kampflustig und argwöhnisch unter den Waffen stand, da wagten sie es freilich nicht, die Bourgeois und die Monarchisten, der Bewegung sich entgegenzustemmen. Aber kaum waren drei Wochen verflossen, als die Reaktion schon ihr Haupt erhob. Zwei Dinge dienten ihr dabei zum Vorwand, ein Rundschreiben des Ministers des Innern, Ledru-Rollin's, an die Kommissäre in den Departements, über die innere Politik, die sie zu befolgen hätten, und ein Dekret der Regierung zur Reorganisation der Nationalgarde.

Die alten verkauften Beamten standen überall in den Departements noch an der Leitung der Geschäfte. Die Wahlen zur konstituirenden National-Versammlung sollten

vorbereitet und geleitet werden. Durfte man es wagen, dieses Geschäft den reaktionären Beamten zu überlassen? War nicht von ihnen zu erwarten, daß sie alles aufbieten würden, um sie gegen die Republik ausfallen zu lassen? oder mindestens gegen die sociale Republik? Konnte man diese Beamten überhaupt noch am Ruder lassen? Ledru-Rollin, der Minister des Innern, sah dieses wohl ein, er erkannte die drohende Gefahr. Deshalb ernannte er Kommissäre und sandte sie nach allen Departements. Das Rundschreiben, das er an diese Kommissäre richtete, und das denselben zur Instruktion zu dienen bestimmt war, enthielt im Wesentlichen folgende Grundsätze:

Die Republik, welche wir eingesetzt haben, ist nicht das zufällige Resultat einer Bewegung der Leidenschaft; sie ist eben so wenig die Frucht eines heiligen und gerechten Zornes. Noch zuckend hervorgegangen aus dem ungleichen Kampfe zwischen einem ganzen Volke und einer Hand voll Aufrührer, hatte sie sich langsam durch die Fortschritte der Volksvernunft konstituirt. In dem Maaße, als die an die Spitze der Gewalt gestellte Faktion gewaltthätiger und bedrückender wurde, befestigte sich die Nation in dem Gefühl ihres Rechtes und in dem Entschluß, bei dem ersten großen Anlaß seine unwiderstehliche Souverainetät zu proklamiren. Das ist der Grund, weshalb sich weder Zögern noch Uneinigkeit kundgegeben. Ganz Frankreich hat nur eine einzige Sprache gehabt, weil es nur eine einzige Seele hatte. Wir alle fühlten uns gedemüthigt, erniedrigt in den Augen Europa's durch eine verächtliche und contrerevolutionäre Regierung; wir alle haben stolz das Haupt erhoben an dem Tage, wo diese Monarchie dahingesunken unter dem

Schimpfe der Verachtung, einer republikanischen Regierung Platz machte. Diese Einheit Aller in einem und demselben Gedanken ist das sicherste Unterpfand der Dauer der Republik. Sie muß auch die Quelle der Mäßigung nach dem Siege sein.

Es wird deshalb Ihre erste Sorge sein, es deutlich zu machen, daß die Republik frei ist von jedem Gedanken an Rache und Reaktion. Indeß darf diese Großmuth nicht in Schwäche ausarten. Wenn Sie sich aller Schritte gegen politische Ansichten und Handlungen enthalten, welche der Vergangenheit angehören, so machen Sie sich es doch zur Regel, daß politische Funktionen, auf welcher Stufe der Hierarchie es auch sei, nur erprobten Republikanern anvertraut werden dürfen.

Die verächtliche Regierung, welche der Hauch des Volkes hat verschwinden machen, hatte mit ihrer Korruption alle Ruder der Verwaltung angenagt. Die, welche ihren Instruktionen gehorcht, können dem Volke nicht dienen. In dem feierlichen Augenblick, wo es, in den Vollgenuß seiner Macht wieder eintretend, in seine Komitien hinabzusteigen im Begriff steht, um dort seine Erwählten zu bezeichnen, müssen seine Beamten tief durchdrungen von seinem Geiste und seiner Sache aus vollem Herzen ergeben sein. Das Heil des Vaterlandes hängt davon ab. Wenn wir mit Festigkeit auf der Bahn der Revolution weiter schreiten, kann seiner Größe mit seinem Gedeihen keine Grenze gezogen werden; wenn wir lau werden, ist Alles zu fürchten.

Stellen Sie also an die Spitze jedes Bezirks, jeder Gemeinde Gesinnungs-Genossen und entschlossene Männer.

Sparen Sie keine Instruktionen, beleben Sie ihren Eifer. Durch die Wahlen, welche bevorstehen, halten sie die Geschicke Frankreichs in ihrer Hand: mögen sie uns eine Nationalversammlung geben, die im Stande ist, das Werk des Volkes zu begreifen und zu vollenden. Mit einem Worte, Männer von gestern und nicht von morgen.

Nicht zu große Strenge gegen die Beamten, deren Rolle rein administrativ ist. Sie müssen diejenigen beibehalten, welche, jeder politischen Thätigkeit fremd, ihre Stellung durch nützliche Dienste erworben haben. Indem Sie auf diese Weise fest und gerecht zu bleiben suchen gegen die unter Ihren Befehl gestellten Agenten, werden Sie von ihnen einen thätigen und ergebenen Beistand fordern.

Wo liegt in dieser ungeheuren Bewegung der Geister, die so kräftig nach der Verwirklichung der Prinzipien der Verbrüderung und Einheit ringen, für irgend Jemanden eine Gefahr? Wo findet man einen Vorwand zur Besorgniß? Diejenigen, welche für das Eigenthum und die Familie fürchten, sind nicht aufrichtig, oder sie sind sehr unwissend. Seines Charakters egoistischer Persönlichkeit entkleidet, verbürgt und begrenzt durch das Recht und das Interesse Aller, wird das Eigenthum die ausschließliche Frucht der Arbeit. Wer möchte es fortan wagen, seine Unverletzlichkeit zu bestreiten?

Unser Werk wird vollständig sein, wenn wir während des nothwendigen Ueberganges unserem Vaterlande das geben, was es von uns erwartet, Ordnung, Sicherheit, Vertrauen zu der republikanischen Regierung. Durchdrungen von dieser Wahrheit, werden Sie die bestehenden Gesetze, so weit sie der neuen Ordnung der Dinge nicht zuwider-

laufen, in Ausübung erhalten. Die Vollmachten, welche Ihnen übertragen worden, stellen Sie nur so weit über sie, als die politische Organisation in Betracht kommt, deren thätige und ergebene Werkzeuge Sie sein müssen.

Sie haben sich bei Ihrer Ankunft mit den einflußreichsten Patrioten umgeben müssen; ihre Rathschläge werden immer großes Gewicht bei Ihnen haben; aber vergessen Sie nicht, daß das beste Mittel, sie und mit ihnen die ganze Bevölkerung zu gewinnen, darin besteht, daß Sie allen Zweigen der Verwaltung das Gepräge unermüdlicher Thätigkeit aufdrücken. Wir sind die Diener des Volks, und wir wollen ihm durch unser Handeln und durch unsern Eifer den Beweis liefern, daß wir seines Vertrauens würdig sind. Geben Sie deshalb überall das Beispiel der Wachsamkeit und Arbeit; möge Ihre Sorgfalt dahin gerichtet sein, daß kein Interesse durch die augenblickliche Störung leide, welche der Sturz einer verabscheuten Regierung hervorgebracht, und Sie werden Ihr Mandat nützlich ausgerichtet haben.

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß Ihre Aufmerksamkeit in ganz besonderer Art sich für die Organisation der Nationalgarde lenken muß. Zusammengesetzt, wie es der Fall sein wird, aus sämmtlichen Bürgern, ist sie die Stärke und der Ruhm des Landes, die Garantie unserer Freiheiten.

Seien Sie endlich bedacht, mit Präzision und Klarheit Alles zusammenzustellen, was sich auf das Loos der Arbeiter in Ihrem Departement bezieht. Durch sie und für sie ist die Republik gegründet, deren Mission es ist, ihren Leiden ein Ende zu machen und ihre Rechte zu heiligen.

Dieses waren die Grundsätze, welche Ledru-Rollin den Kommissären, welche er in die Departements schickte, zur Richtschnur mitgab. Sie waren die einzigen, durch welche die Reaktion dauernd niederzuhalten war. Es mußte von unten auf geräumt werden. Das merkten die Reaktionäre. Ihre Existenz war bedroht. Darum ließen sie jetzt alle Minen springen.

Die zweite Maßregel der provisorischen Regierung, die den Haß der reaktionären Bourgoisie entflammte, war die Auflösung der sogenannten Elitenkompagnien, d. h. der Grenadier- und Voltigeurkompagnien, welche früher den einzelnen Legionen der Nationalgarde beigegeben waren. Die provisorische Regierung hatte das Prinzip der allgemeinen Volksbewaffnung proklamirt. Sie konnte daher jene Elitenkompagnien als durchaus undemokratisch und als Pflanzschulen eines aristokratischen Korpsgeistes nicht dulden.

Gegen diese beiden Maßregeln agitirte nun die reaktionäre Partei. Ehemalige Pairs, Deputirte, Generäle, Fabrikanten und Handelsleute gründeten einen „Republikanischen Klub für die Freiheit der Wahlen," der trotz dieses Namens doch der Heerd der Reaction war. Denn als diese Freiheit verlangten sie, daß man die alten Beamten bei den Wahlen frei schalten und walten lasse, damit das betrogene Volk der Republik feindliche Männer erwähle.

Die Nationalgardisten, über die Auflösung ihrer aristokratischen Kompagnien erboßt, unternahmen es am 16. März eine Demonstration bei der provisorischen Regierung gegen diese Maßregel zu machen. Etwa 15- bis 1800 derselben fanden sich auf dem Platze des Stadthauses ein. Andere gelangten gar nicht bis dahin, sondern wurden schon auf

den Wege durch das andrängende Volk zurückgehalten. Auf dem Platze des Stadthauſes ſelbſt war das Volk in ſolcher Mehrheit vorhanden, daß es die Nationalgarden umringte und vollſtändig einſchloß. „Laßt Euren Weibern Muffe machen aus Euren Bärenkappen," rief man den Geldariſtokraten zu, und ſchallendes Gelächter begleitete die grimmigen Helden, denen das Volk jetzt den Abzug geſtattete. Viele der Grenadiere mußten ihre Bärenmützen abnehmen. Erbittert und beſchämt zogen ſie heim. Sie hatten der Regierung ihr Verlangen durch eine Deputation ſchriftlich mittheilen laſſen, erhielten aber von Marraſt einen ablehnenden Beſcheid und dieſe Mißbilligung wurde von dem Generalkommandanten Courtais in einem Tagesbefehl der ganzen Nationalgarde mitgetheilt. Die Nationalgarde, antwortete man den Bärenmützen, ſei ein brüderlicher Verein aller Bürger, in dieſem könnten keine beſonderen Auszeichnungen beſtehen. Auch würden die auf einer großen Ausdehnung der Stadt zerſtreuten Grenadier- und Voltigeur-Compagnien mehr Zeit brauchen als die andern, um ſich zu ſammeln, wenn man ihrer Dienſte benöthigt wäre.

Arago und Marraſt hatten der Deputation der Nationalgarde auf dem Stadthauſe vorhergeſagt, ihr Schritt werde eine ungeheure Erregung des Volkes nach ſich ziehen. „Der böſe Wille," ſchrieb das Klubblatt „La voix des clubs," „ſcheint mit Schuld an gewiſſen Gerüchten zu ſein. Man bedroht uns mit einer Reaktion der Patrizier gegen die Plebejer der Barrikaden. Man ſpricht uns von einer „Chouannerie" der Bourgeois, von unklugen Weißen und Blauen, die auf die Zernichtung der Republik hinarbeiten ſollen."

Das war hinreichend. Die Bourgeois der Nationalgarde hatten sich der Republik feindlich gezeigt. Wollten sie die Republik stürzen und die Monarchie wieder rehabilitiren? Ein Theil derselben mochte wohl auch diesen Gedanken hegen. Der größere Theil aber fürchtete die soziale Republik, fürchtete, die Privilegien des Geldsackes würden aufgehoben. Das Volk von Paris, das die Revolution gekämpft hatte, wollte aber die sociale Republik, es wollte die Garantie der Arbeit, es wollte sich nicht abspeisen lassen mit einem Paar Freiheiten und dabei nach wie vor hungern, nach wie vor von den Geldsäcken sich aussaugen lassen. In der provisorischen Regierung erblickte es den Repräsentanten seines Willens. Und wenn es auch nur theilweise der Fall war, wenn auch nur Ledru-Rollin, Caussidière und Louis Blanc, wie sich später gezeigt hat, die ganze Befreiung und Errettung des Volkes wollten, so wollte doch das Volk um jeden Preis diese Regierung erhalten. Es wollte seine Macht entfalten. Die aristokratische Nationalgarde hatte es am 16. Mai versucht, am 17. hielt die Volkspartei Heerschau.

Die ganze Nacht vom 16. zum 17. Mai war Paris in Bewegung. Die Häupter der Clubs trafen die Vorbereitungen. Boten eilten bis auf 6 Stunden in der Umgegend von Paris, um das Volk zur beabsichtigten Demonstretion einzuladen. Am Morgen des 17. zogen von allen Seiten die Volksmassen in die Stadt. Um 1 Uhr Nachmittags setzte sich eine Riesenkolonne von 200,000 Menschen, alle geordnet in Reih und Glied, mit flatternden Fahnen von dem Revolutionsplatz in Bewegung. An ihrer Spitze ging eine Deputation von 40 Delegirten der Clubs und der verschiedenen Corporationen. Sie sollten der proviso-

rischen Regierung die Wünsche des Volkes überreichen. Zug auf Zug folgten in der größten Ordnung. Unter dem unaufhörlichen Ruf: „Es lebe die Republik! Es lebe Ledru-Rollin! Nieder mit den Geldaristokraten! Nieder mit den Karlisten! Nieder mit der Regentschaft!" bewegte sich der Zug nach dem Bastillenplatz und dann über die Boulevards nach dem Stadthause. Bei der Börse angelangt, umzog er dieselbe mit anspielenden Rufen auf die Börsenmänner. Sobrier, der Freund des Polizeipräsidenten und rothen Republikaners Caussidiere, mit dem er ehemals als Angeklagter vor der Pairskammer gestanden hatte, leiteten das Ganze.

Gegen 2 Uhr empfing die versammelte Regierung auf dem Stadthause die Volksdeputation. Sie überreichte die Adresse mit den drei Wünschen des Volkes: 1) Die Truppen von Paris entfernt zu lassen; 2) die Wahlen der Nationalgarde bis zum 5. April und 3) die Wahlen zur Nationalversammlung bis zum 3. Mai zu verschieben. Man wollte die Truppen von Paris entfernt gehalten haben, weil man ihre Mißbrauchung durch die Bourgeoisie gegen die Republik fürchtete. Man wollte die Wahlen verschoben haben, weil man erst die republikanischen Grundsätze im Lande befestigen wollte, um den reaktionären Ausfall der Wahlen unmöglich zu machen.

Der Bürger Gerard verlas die Adresse. Louis Blanc versprach im Namen der Regierung, die Wünsche des Volkes sollten in ernste Erwägung gezogen werden, bemerkte aber, das Volk selbst könne nicht wollen, daß die Regierung, die es zu seinen Vertretern erkoren, einer Drohung nachgebe. Die Regierung habe den festen Willen, mit dem Volke zu gehen, mit ihm zu leben, wenn es sein müsse, für es zu sterben.

Mit Recht bemerkte darauf einer der Volksdeligirten, das seien Redensarten, das Volk verlange eine bestimmte Antwort. Die Regierung möge sich Zeit nehmen und sich bedenken, aber ohne Antwort würden sie das Stadthaus nicht verlassen. Ledru-Rollin erwiederte, daß die Deligirten zwar Paris repräsentirten, daß sie aber begreifen würden, daß Frankreich aus der Gesammtheit aller Bürger bestehe. Die Regierung habe sich an alle Kommissäre der Departements mit der Frage gewendet, ob die Wahlen bis zum 9. April möglich und ob es im Interesse der Republik sei, daß sie am 9. April stattfänden. Von dieser Antwort müsse die Entscheidnng der Regieruug abhängen. Paris sei allerdings die thätigste und darum intelligenteste Stadt von Frankreich, aber sie könne doch nicht den Anspruch machen, ganz Frankreich zu repräsentiren. Die Departements müßten sich aussprechen.

Nun forderte Cabet, der sich unter der Deputation befand, zum Weggehen auf, damit die Regierung berathen könne. Aber ein anderer Deligirter sagte, zwei Fragen seien es, auf welche man unmtteelbar Antwort erhalten könne, denn sie beträfen nur Paris — die Entlassung aller besoldeten Truppen und den Aufschub der Wahlen der Nationalgarde. Louis Blanc verlangte abermals einen Tag Bedenkzeit. Hierauf versicherte ein Deligirter, Sobriet, sie hätten volles Vertrauen und wollten der provisorischen Regierung keine Gewalt anthun. Das Volk sei bereit zu warten, aber es entbehre oft des Nothwendigsten. Die Regierung dürfe keinen Augenblick vergessen, daß sie für die Subsistenz aller Bürger zu sorgen habe. Wer heimlich oder offen die Republik angreife, begehe ein Verbrechen der beleidigten

Menschheit. Das Volk begreife sein Recht und seine Pflichten. Es sei berufen, dem Lande die hohe moralische und soziale Leitung zu geben, und verirrte Menschen, die es noch einmal versuchten, Privilegien zu errichten, in den Schooß der Gleichheit zurückzuführen. Das Umlaufschreiben des Bürgers Ledru-Rollin habe den Beifall des Volkes.

Als nun einige Delegirte zu wissen verlangten, ob die ganze provisorische Regierung jenes Umlaufschreiben billige, ergriff Lamartine das Wort. Es fühle das Volk, sagt er, daß keine Regierung möglich sei: als unter der Bedingung, daß es ihr eine moralische Autorität übertrage. Diese Autorität bedürfe die Regierung nicht blos für sich, sondern für das Volk, für die Departements, für Europa. „Was könnten wir Euch entgegensetzen?" rief er, „nur Eines, Eure eigne Vernunft, die sich hier allein zwischen Euch und uns stellt, diese unsichtbare, allmächtige moralische Kraft, die uns Ruhe einflößt und uns unabhängig und würdig macht gegenüber der Masse, die diesen Palast des Volkes umsteht, der nur durch seine Unverletzlichkeit vertheidigt wird. Diese letzte Schranke unserer Unabhängigkeit als Regierung und als Menschen, wir werden sie vertheidigen bis zum Tod, wenn der Druck der Menge sie überschreiten wollte. Nicht für uns, sondern zumeist für Euch wird es sein, wenn wir in ihrer Vertheidigung umkommen." Um keinen Preis, erklärte er, werde er einwilligen, seine Meinung oder die seiner Kollegen zu verpfänden, um sich ein Dekret entreißen zu lassen, das so viel heiße, als der Nation sagen, daß Paris das Monopol der Freiheit und der Republik anspreche, und daß sie im Namen der Hauptstadt und unter dem Druck einer wohlgesinnten, aber durch ihre Zahl gebieterischen Masse

die Diktatur der Freiheit ausüben wollten. Wenn sie ihm befehlen wollten, im Zwang zu berathen und die ganze Nation außer Paris gleichsam außer dem Gesetz zu erklären, auf drei, sechs oder mehr Monate von ihrer Repräsentation und ihrer Verfassung auszuschließen, so würde sie ihm nicht eher dieses Votum entreißen, als nachdem sie seine Brust mit Kugeln durchbohrt hätten.

Diese Rede, im Angesicht von 200,000 Menschen, die um das Stadthaus wogten, gesprochen, verfehlte ihren Eindruck nicht. Mehrere Mitglieder der Deputation drückten Lamartine die Hand, und Einer betheuerte, das Volk sei nur da, um die provisorische Regierung zu unterstützen. In dem Augenblick, als die Deputation abtrat, begehrte das unten versammelte Volk mit lautem Geschrei die Mitglieder der Regierung zu sehen. Diese gingen hinab und stiegen auf ein vor dem Stadthause errichtetes Gerüst. Noch einmal nahm Louis Blanc das Wort, um dem Volke für den Ausdruck seiner Wünsche zu danken und um es zu bitten, sich jetzt in Ordnung zu entfernen.

Unter dem donnernden Ruf: „Es lebe die Republik!" „Es lebe die provisorische Regierung!" brach der Zug in der Richtung der Bastillesäule auf, und noch gegen 5 Uhr sah man die letzten der 200,000 an dem Stadthause vorbeidefiliren. Am Abende durchzog das Volk unter Gesang die Straßen. Um 10 Uhr war ganz Paris beleuchtet.

Die Demonstration des Volkes verfehlte nicht, ihre Wirkung sowohl auf die Regierung, als auf die Reaktion zu zu üben. Die Reaktion bebte vor dem Zorn dieses einigen und kampfbereiten Volkes und zog sich fürs erste wieder zurück. Die Regierung aber erließ ein Dekret, welches

die Wahlen der Offiziere der Nationalgarde von Paris und ihren Weichbild auf den 5. April verschob. Es wurden keine Truppen nach der Stadt gezogen. Die Wahlen zur konstituirenden Nationalversammlung aber wurden schon auf den 23. April, und die Eröffnung der Versammlung auf den 4. Mai festgesetzt. Hätte die Regierung in diesem letzteren Punkte dem Willen des Volkes, welches die Wahlen auf den 31. Mai verschoben haben wollte, Folge geleistet — unendlich viel Blut wäre unvergossen geblieben und die Nothwendigkeit einer neuen, fürchterlichen Revolution wäre nicht entstanden.

Wir schließen hier für jetzt die Geschichte Frankreichs, um uns nach Deutschland zu wenden. Obgleich wir gern die folgenden so höchst wichtigen Ereignisse, welche sich mit Paris zutrugen, schon jetzt erzählt hätten, müssen wir doch für den Augenblick damit noch zögern, da wir in denselben noch nicht klar genug sehen. Erst wenn die Untersuchung über die blutige Junirevolution beendet sein wird, erst dann können wir es wagen, ein klares und anschauliches Bild der letzten Tage zu liefern. —

Zweite Abtheilung.

Die deutschen Bewegungen.

Cap. I.

Einleitung.

Nachdem sich Deutschland mit unendlichem Heldenmuthe von dem Joch der französischen Unterdrückung befreit hatte, waren in allen Deutschen Staaten Freiheits-Ideen rege geworden, überall hoffte man auf die Erfüllung derselben, denn die durch Napoleon unterdrückten Fürsten hatten überall den Völkern heilige Versprechungen gegeben, und damals vertraute man in Deutschland noch den Fürsten; aber wie immer in dem Staatenleben wurde dies Vertrauen furchtbar getäuscht.

Das alte deutsche Kaiserreich war untergegangen, weil es den Verhältnissen der Zeit nicht mehr entsprach, weil ihm der Keim des Lebens fehlte. An seine Stelle war eine Verbindung sämmtlicher deutscher Fürsten getreten, der sogenannte Deutsche Bund. Aber dieser deutsche Bund war eben nichts Anderes als ein Fürstenbund, bei welchem den Völkern keine Stimme verstattet war.

In der ersten Zeit nach dem Jahre 1815 lebten die Völker Deutschlands noch immer in der glücklichen Hoffnung, daß ihnen wenigstens einige Freiheiten gewährt werden sollten, sie dachten noch in keiner Weise an die Erfüllung der radikalen Forderungen, welche erst ein Zeitraum von 33 Jahren ausgebildet hat; sie wollten nichts, als eine Beschränkung der absoluten Fürstenmacht durch Landstände, denen ein Steuerbewilligungs- und Verweigerungs-Recht zustehen sollte, eine gemäßigte Freiheit der Presse und der Association, eine Verbesserung des Gerichtsverfahrens u. s. w. Aber auch diese billigen und gemäßigten Forderungen sollten nicht erfüllt werden.

In Süddeutschland allerdings gaben die kleinen Fürsten den Wünschen ihrer Völker nach; so erhielt Württemberg z. B. eine Verfassung, welche, wenn auch nicht demokratisch, doch wenigstens, den damaligen Zeitverhältnissen nach, freisinnig zu nennen war. Dagegen blieben aber die beiden Großmächte Deutschlands, Oesterreich und Preußen, weit hinter den Versprechungen zurück, die sie den Völkern in der Zeit der Gefahr geleistet hatten.

Die freisinnigen Männer, welche damals an der Spitze des Staates gestanden hatten, mußten nach und nach zurücktreten; an ihre Stellen kamen andere, welche ganz im Geiste der strengsten Despotie, der unbedingtesten Polizei-Willkür herrschten.

Besonders that sich in dieser Beziehung auch Preußen hervor.

Die Preußische Regierung erlaubte sich, unter dem Anschein einer gewissen Freisinnigkeit und Humanität, eine sichtbare Willkür; in keinem anderen Staate war das

Polizeiwesen so systematisch geordnet und erstreckte sich bis in die innersten Familienverhältnisse hinein, als gerade hier, in keinem andern Staate wurde dem Beamtenthume eine so grenzenlose Macht, ein so großer Einfluß eingeräumt, als in Preußen. Dabei legte aber immer die Regierung einen Werth darauf, den Schein des Fortschritts für sich zu haben, indem sie das Schulwesen verbesserte und den Zolleinrichtungen eine gewisse Freisinnigkeit zu geben bemüht war.

Aehnlich war es in Oesterreich, nur daß hier selbst der Schein der Freisinnigkeit fortfiel, indem Metternich mit eiserner Consequenz, ohne alle Rücksicht auf die Schicklichkeit, dieselben Prinzipien, die auch in Preußen galten, aber anständiger gehandhabt wurden, zur Ausführung brachte.

Während in Preußen die Polizei im Allgemeinen eine Art Redefreiheit gestattete, indem sie sich um einzelne tadelnde Aeußerungen gegen die Regierung, sobald dieselben ungefährlich erschienen, nicht bekümmerte, war in Oesterreich ein vollständiges System der geheimen Spionage eingeführt, welche jedes freie Wort verhinderte. Auch die Censur wurde dort noch drückender und rücksichtsloser gehandhabt, wie in Preußen; es herrschte ferner in dem Beamtenthum nicht die strenge geschäftsmäßige Ordnung, wie in jenem Lande, und dieses ließ die Willkür desselben noch greller und unangenehmer hervortreten. In Preußen hatte das Beamtenthum sich im Allgemeinen wenigstens den Ruhm der Unbestechlichkeit und Rechtlichkeit erworben, während in Oesterreich die unverschämteste öffentliche Bestechung ihren Platz fand und demoralisirend in allen Schichten der Beamtenwelt wirkte.

Bis zum Jahre 1830 traten dieſe und tauſend andere Uebelſtände noch nicht ſo grell hervor. Die Regierungen ſchämten ſich, ſo wenige Jahre nach den Freiheitskriegen, noch immer, einigermaßen ihre Verſprechungen zu brechen; nach und nach aber, als ſie ſahen, daß die Völker jeden Rückſchritt geduldig ertrugen, gingen ſie in ruhiger Reihenfolge nach und nach zu einem ſtrengeren Despotismus über.

Um die freiſinnigen ſüddeutſchen Staaten ebenfalls zu ihrem Syſteme zu zwingen, wurde der Bundestag benutzt, und die Großmächte wußten es zu bewirken, daß die freiſinnigen Geſandten der kleinen Staaten zurückberufen und durch Männer erſetzt wurden, die ganz im Geiſte der Großmächte wirkten. Sie wußten ferner auch auf die Univerſitäten einzuwirken, auf denen damals in den ſogenannten Burſchenſchaften, Verbindungen von Studenten zur Ausbildung der politiſchen Freiheiten, ein Geiſt wehte, der den Beſtrebungen der Regierungen zuwider war. Beſonders zeichnete ſich in dieſer Beziehung Preußen aus, welches mit ſichtbarer Strenge alle jene Verbindungen verfolgte und in den Carlsbader Beſchlüſſen durchzuſetzen wußte, daß von den Regierungen Curatoren für die Univerſitäten ernannt wurden, welche den auf denſelben herrſchenden Geiſt zu beaufſichtigen hatten.

So verging in langſamem aber ſicherem Rückſchritt die Zeit bis zum Jahre 1830, in welchem Jahre die Juli-Revolution in Frankreich auch in Deutſchland ihren Widerhall fand.

Ueberall in allen Staaten zeigten ſich unruhige Bewegungen, in Dresden, Altenburg u. ſ. w. ſogar kleine Revolutionen, durch welche die Völker die ihnen lange ver-

sprochenen constitutionellen Regierungsformen durchzusetzen wußten. In Braunschweig wurde der Herzog verjagt und der Bruder desselben auf den Thron gesetzt.

Aber jene Bewegungen hatten keinen Erfolg, eben so wenig, wie die Juli-Revolution in Frankreich von einem großartigen Einfluß auf die Volksfreiheit in diesem Lande gewesen war; nur eins bewirkten sie, nämlich ein noch festeres Aneinanderschließen der Fürsten in Deutschland und das gegenseitige Versprechen, sich durch schnelle militairische Hülfe bei entstehenden Unruhen einander zu helfen.

Selbst in denjenigen Ländern, welche sich durch Aufstände eine Constitution erworben hatten, blieb diese nichts Anderes, als ein beschriebenes Blatt Papier, von dessen Inhalte nur die Bestimmungen in Wirksamkeit traten, welche den Fürsten genehm waren.

Von jener Zeit an traten die Großmächte noch schärfer und energischer auf. Durch die Bundestagsbeschlüsse vom 28. Juni und 5. Juli 1832 vernichteten sie alle die noch bestehenden Freiheiten des Volkes vollständig und legten der freien Entwickelung desselben unübersteigliche Hindernisse in den Weg. Die Bestimmungen jener Bundestagsbeschlüsse sind im Wesentlichen etwa folgende:

1) Die deutschen Fürsten sind berechtigt und sogar verbunden, alle Anträge der Stände zu verwerfen, welche dem Satze der Bundes-Akte widersprechen, nach dem die gesammte Staatsgewalt in den Fürsten vereinigt bleiben muß, und nur in der Ausübung bestimmter Rechte an die Zustimmung der Stände gebunden werden kann.

2) Die Steuerverweigerung zur Durchsetzung anderer Wünsche und Anträge soll einem offenen Aufruhr oder

wenigstens einer gefährlichen Bewegung gleich geachtet werden, gegen welche der Bund einschreiten kann.

3) Die Gesetzgebung der einzelnen Staaten darf dem Zwecke des Bundes oder den Bundespflichten nicht entgegen sein. Die Gesetze der einzelnen Staaten, z. B. das badische über Preßfreiheit, können somit vom Bunde kassirt werden.

4) Eine bleibende Kommission von Bundestags-Gesandten soll eine stete Aufsicht über die Verhandlungen der Landstände üben und Anträge stellen, wenn darin etwas Bundeswidriges vorkommt.

5) In den öffentlichen landständischen Verhandlungen soll eine Grenze der freien Aeußerung festgestellt und durch Anordnungen der Regierung, nach Maßregeln ihrer inneren Landesverfassung, aufrecht erhalten werden, damit die öffentliche Ruhe nicht gefährdet wird und Angriffe auf den Bund verhütet werden.

6) Die Auslegung der Bundesgesetze gebührt ausschließlich der Bundesversammlung.

7) Die in auswärtigen Staaten erscheinenden Zeitschriften und Schriften unter 20 Bogen in deutscher Sprache sollen in den Bundesstaaten ohne vorgängige Erlaubniß der Regierung nicht ausgegeben werden.

8) Vereine zu politischen Zwecken werden verboten und bestraft.

9) Volksversammlungen und Volksfeste, außer den bereits erlaubten und herkömmlichen, werden ohne Erlaubniß der Regierung nicht unternommen.

10) Abzeichen, Farben, Fahnen werden nicht geduldet.

11) Die Beschlüsse wegen der Universitäten werden erneuert und eingeschärft.

12) Die Bundesstaaten verpflichten sich zu genauer Aufsicht ihrer Unterthanen, zu gegenseitigem, schnellem, militairischem Beistand bei Unruhen.

13) Die Beschlüsse in Betreff der Universitäten von 1819 werden eingeschärft.

Als der Inhalt dieser Beschlüsse in Deutschland bekannt wurde, gab sich überall eine große Mißstimmung kund, in den süddeutschen Staaten traten die wenigen Stimmführer der radikalen und liberalen Partei mit Heftigkeit auf, aber auch mit eben so großer Unvernunft, sie hielten Volksversammlungen und sprachen dort wie auch in den liberalen Zeitungen ihre Meinungen mit Entschiedenheit aus. Die Folgen davon waren zahllose Verhaftungen, durch welche die Gefängnisse in allen deutschen Ländern überfüllt wurden. Mit der rücksichtslosesten Strenge bestraften die Regierungen jede derartige Aeußerung. In Baiern ging man in der Schamlosigkeit sogar so weit, die politischen Verbrecher zu einer schimpflichen und entwürdigenden Abbitte vor dem Bilde des Königs zu zwingen.

Selbst in Baden, welches sich damals durch Freisinnigkeit seiner Verfassung und seiner Behörden vor den übrigen deutschen Staaten vortheilhaft auszeichnete, hatten jene Beschlüsse ihre Wirkungen; Baden war längst dem deutschen Bunde ein Dorn im Auge gewesen, und jetzt wußten es die Großmächte zu bewirken, daß das dort herrschende freisinnige Preßgesetz zurückgenommen werden mußte. Mit der äußersten Strenge wurden durch den deutschen Bund alle Kundgebungen des Liberalismus verfolgt und eine vollständige Polizei, nicht nur über die Schriften und Worte der Stimmführer, sondern auch über die Persönlichkeiten derselben

[illegible] So wurde z. B. über den badischen Deputirten [illegible]stein, der schon damals sich durch Freisinnigkeit auszeichnete, folgender Bericht erstattet:

„Hier in Baden wird es indessen doch nicht ruhig, so lange Itzstein hier wohnt, er schleicht umher wie die Pestilenz im Finstern, macht Alles durch seine Agenten, damit man nicht an ihn kommen kann, und ungeachtet ich schon oft darauf angetragen, ihn des Landes zu verweisen, habe ich doch immer die Antwort erhalten, er habe, obgleich ein geborener Mainzer, doch das Heimathsrecht im Badischen erlangt. Da er nun in Mainz auch seinen Club hat und immer zu und ab reist, so wäre es für uns wünschenswerth, wenn man ihn dort ertappen und festhalten könnte, denn hier macht er Alles durch seine Advokaten und denkt zu kleinlich, am wenigsten an das: salus reipublicae suprema lex esto." (Das Heil des Staates sei das höchste Gesetz.)

Solche Berichte gingen massenweis dem deutschen Bunde ein, der eine vollständig organisirte Polizei in den verschiedenen Staaten unterhielt und eine besondere Kommission zur Erforschung von Preßvergehen u. dergl. niedergesetzt hatte, in der sich Herr v. Nagler, der Preußische Bundestags-Gesandte, durch unermüdlichen Eifer rühmlichst auszeichnete.

Vergeblich war der Widerstand der Kammern in den kleinen Staaten, sie wurden unweigerlich aufgelöst, wie die Würtembergische Deputirtenkammer im Jahre 1833, welche die verfassungsmäßige Preßfreiheit forderte.

In einer Wiener Ministerialkonferenz am 12. Juli 1834 wurden folgende Beschlüsse gefaßt, welche wir gern

den Lesern ganz mittheilen würden, wenn der Raum es uns gestattete, da sie wirklich ein eclatantes Beispiel von der Nichtswürdigkeit der deutschen Regierungen geben. Wir können es nicht und heben daher nur einzelne hauptsächliche Bestimmungen heraus, indem wir noch vorher bemerken, daß die betreffenden Aktenstücke geheim gehalten und erst im Jahre 1845 plötzlich von einem Unbekannten der Oeffentlichkeit übergeben wurden.

Die Wiener Ministerialkonferenz wurde durch folgende interessante Rede des Fürsten Metternich eröffnet:

„Aus den Stürmen der Zeit ist eine Parthei entsprossen, deren Kühnheit wenn nicht durch Entgegenkommen, so doch durch Nachgiebigkeit, bis zum Uebermuth gesteigert ist. Jede Autorität aufeindend, weil sie selbst sich zur Herrschaft berufen wähnt, unterhält sie mitten im allgemeinen politischen Frieden einen inneren Krieg, vergiftet den Geist und das Gemüth des Volkes, verführt die Jugend, bethört selbst das reifere Alter, trübt und verstimmt alle öffentlichen und Privatverhältnisse, stachelt mit voller Ueberlegung die Völker zum systematischen Mißtrauen gegen ihre rechtmäßigen Herrscher auf und predigt Zerstörung und Vernichtung gegen Alles, was besteht.

Diese Parthei ist es, welche sich der Formen der in Deutschland eingeführten Verfassung zu bemächtigen gewußt hat. Ob sie diesen scheinbar gesetzlichen, langsamen und sichern Weg, oder den des offenen Aufruhrs einschlagen mag, immer verfolgt sie den nämlichen Zweck. Planmäßig vorschreitend, begnügte sie sich zuerst damit, in den ständischen Kammern den Regierungen gegenüber eine Positiou zu gewinnen. Allmälig ging ihr Streben weiter; die

gewonnene Stellung sollte thunlichst verstärkt werden. Dann galt es, die Regierungsgewalt in möglichst engen Grenzen einzuschließen, endlich sollte die wahre Herrschaft nicht länger in dem Staatsoberhaupt koncentrirt bleiben, sondern die Staatsgewalt in die Omnipotenz der ständischen Kammern verpflanzt werden. Und in der That dürfen wir uns nicht verhehlen, daß die Parthei mit größerem oder geringerem Erfolge leider ihren Zweck hier und da zu erreichen gewußt hat — weiter, daß, wenn nicht bald dem überfluthenden Strom dieses Geistes ein hemmender und rettender Damm entgegengesetzt, und in dem mächtigen Entwickelungsgange jener Fortschritte der Faction ein Abschnitt gemacht wird, in Kurzem selbst das Schattenbild einer monarchischen Gewalt in den Händen mancher Monarchen zerfließen könnte."

Die ersten Artikel lauten folgendermaßen:

1.

Das im Artikel 57 der Wiener Schlußakte anerkannte Grundprincip des deutschen Bundes, gemäß welchem die genannte Staatsgewalt in dem Oberhaupte des Staats vereinigt bleiben muß, und der Souverän durch eine landständische Verfassung nur in der Ausübung bestimmter Rechte an die Mitwirkung der Stände gebunden werden kann, ist in seinem vollen Umfange unverletzt zu erhalten. Jede demselben widerstrebende, auf eine Theilung der Staatsgewalt abzielende Bestrebung ist unvereinbar mit dem Staatsrecht der im deutschen Bunde vereinigten Staaten, und kann bei keiner deutschen Verfassung in Anwendung kommen. Die Regierungen werden daher eine, mit den Souveränetätsrechten unvereinbare Erweiterung ständischer Befugnisse in keinem Falle zugestehen.

2.

Wenn Stände in der Absicht, ihre Befugnisse zu erweitern, Zweifel über den Sinn einzelner Stellen der Verfassungsurkunde erheben sollten, so werden die Regierungen die den obigen Grundsätzen entsprechende Deutung aufrecht erhalten. Sollten die Stände sich bei dieser Deutung nicht beruhigen, so wird die betreffende Regierung den erhobenen Aufstand auf dem im folgenden Artikel zur Entscheidung solcher Irrungen bezeichneten Wege zur Erledigung bringen.

Bundesschiedsgericht.

3.

Für den Fall, daß in einem Bundesstaate zwischen der Regierung und den Ständen über die Auslegung der Verfassung, oder über die Grenzen der bei Ausübung bestimmter Rechte des Regenten den Ständen eingeräumten Mitwirkung, namentlich durch Verweigerung der zur Führung einer den Bundespflichten und der Landesverfassung entsprechenden Regierung erforderlichen Mittel Irrungen entstehen, und alle verfassungsmäßigen und mit den Gesetzen vereinbarlichen Wege zu deren genügender Beseitigung ohne Erfolg eingeschlagen worden sind, verpflichten sich die Bundesglieder als solche gegen einander, ehe sie die Dazwischenkunft des Bundes nachsuchen, die Entscheidung solcher Streitigkeiten durch Schiedsrichter auf dem in den folgenden Artikeln bezeichneten Wege zu veranlassen.

Es folgt nun die Bildung des Schiedsgerichts, welches, wie natürlich, von der Bundesversammlung ernannt wurde. Dann folgen §. 16 und 17, welche wohl das non plus ultra von Verfassungsverletzung durch die Regierungen selbst sind.

16.

Verordnungen, welche von der Regierung vermöge der Regierungsgewalt verfassungsmäßiger [illegible] erlassen worden sind, haben für die Unterthanen verbindliche Kraft, und werden von ersterer mit Nachdruck gehandhabt werden. Den etwa gegen solche Verordnungen gerichteten Competenzübergriffen der Gerichte werden die betreffenden Regierungen auf jede mit den Gesetzen vereinbare Weise standhaft begegnen. Ein Nichtanerkennen solcher Verordnungen durch die Stände, kann die Regierung in Handhabung derselben nicht hemmen, so lange die ständische Beschwerde nicht auf verfassungsmäßigem Wege als begründet anerkannt worden ist. Ueberhaupt kann der Gang der Regierung durch ständische Einsprüche, in welcher Form diese nur immer vorkommen mögen, nicht gestört werden, sondern dieselben haben ihre Erledigung in gesetzlichem Wege zu erwarten. Die Regierungen werden in den Gesetzesentwürfen, welche von ihrer Seite den Ständen vorgelegt werden, die eigentlich gesetzlichen Bestimmungen sorgfältig von eigentlichen Vollzugsbestimmungen trennen.

17.

Die Regierungen werden nicht gestatten, daß die Stände über die Gültigkeit der Bundesbeschlüsse berathen und beschließen.

Die Beschlüsse gehen nun über auf das Recht der Steuerbewilligung und bestimmen ausdrücklich, daß dasselbe nicht gleichbedeutend sei mit dem Recht, das Ausgaben-Budget zu regeln, daß ferner bereits erfolgte Ausgaben nur durch beide Kammern nicht anerkannt werden könnten, daß aber auch dann von einem Ersatz der Regierung keine Rede sein dürfe.

Artikel 22, 23 und 24 lauten:

22.

Die verbündeten Souveräne werden sich bemühen, zu bewirken, daß da, wo das Einkommen des Regenten nicht verfassungsmäßig auf andere Weise gesichert ist, die Civillisten auf Dominialgefälle gegründet nnd jedenfalls in der Art mit den Ständen fixirt werden, daß sie sowohl während der Lebenszeit jedes Regenten, als bei einem neuen Regierungsantritt nicht ohne des Landesherrn Einwilligung vermindert, aber auch nicht ohne Zustimmung der Stände erhöht werden können.

23.

Man wird den Grundsatz festhalten, daß Staatsbeamte zu ihrem Eintritt in ständische Kammern der Genehmigung des Landesherrn bedürfen.

Die Regierungen werden eine Beeidigung des Militärs auf die Verfassung nirgends, und zu keiner Zeit stattgeben.

und Artikel 26, 27, 28, 20, 30 und 31:

26.

Man wird insbesondere darüber wachen, daß die Präsidenten der ständischen Kammern nicht verabsäumen, die Redner wegen Mißbrauch des Wortes (sei es zu Angriffen auf den Bund, oder einzelne Bundesregierungen, sei es zur Verbreitung, die rechtmäßige Staatsordnung untergrabender, oder ruhestörender Grundsätze und Lehren) zur Ordnung zu verweisen, und nöthigenfalls die weiteren verfassungsmäßigen Einschreitungen veranlassen.

Sollte eine Ständeverſammlung in ihrer Mehrheit ſolche ahndungswürdige Ausfälle einzelner Mitglieder billiger oder denſelben nicht entgegentreten, ſo werden die Regierungen nach erfolgloſer Anwendung anderer ihnen zu Gebote ſtehender Mittel, die Vertagung und ſelbſt die Auflöſung der Kammer, unter ausdrücklicher Anführung des Grundes verfügen.

27.

Jedesmal, wenn die Berathung in öffentlicher Sitzung über die Mittel zur Ausführung von Bundesbeſchlüſſen, inſoweit ſtändiſche Mitwirkung dazu verfaſſungsmäßig nöthig iſt, von nachtheiligem Einfluſſe auf die Bundesverhältniſſe als die auswärtige Politik des deutſchen Bundes ſein könnte, werden die Regierungen auf geeignetem Wege dahin wirken, daß die öffentlichen Sitzungen in geheime verwandelt werden.

28.

Um die zur Ruhe Deutſchlands übernommenen gegenſeitigen Verpflichtungen einer wachſamen und ſtrengen Aufſicht über die in den verbündeten Staaten erſcheinenden Zeitungen, Zeit- und Flugſchriften in gleichem Sinne vollſtändig zu erfüllen, und die dem proviſoriſchen Preßgeſetze gemäß beſtehende Cenſur auf die zweckmäßigſte Weiſe gleichförmig zu handhaben, werden die Regierungen:

1) das Cenſoramt nur Männern von erprobter Geſinnung und Fähigkeit übertragen, und dieſen eine dem ehrenvollen Vertrauen, welches daſſelbe vorausſetzt, entſprechende Stellung, ſei es in ſelbſtſtändiger Eigenſchaft oder in Verbindung mit andern angeſehenen Aemtern ſichern,

2) den Cenſoren beſtimmte Inſtruktionen ertheilen,

3) Cenſurlücken nirgends dulden.

29.

Von den Nachtheilen einer übermäßigen Anzahl politischer Tagblätter überzeugt, werden die Regierungen auf eine allmälig herbeizuführende Verminderung solcher Blätter, so weit dieses ohne Kränkung erworbener Rechte thunlich ist Bedacht nehmen.

30.

Kraft der ihnen zustehenden oberpolizeilichen Aufsicht werden die Regierungen die Herausgabe neuer politischer Tagblätter ohne die vorgängige Einwirkung einer diesfallsigen Concession nicht gestatten. Es wird diese nur mit Rücksicht auf vorstehenden Artikel 29 nach gewonnener Ueberzeugung von der Befähigung des Redacteurs und nur mit der Klausel völlig uneingeschränkter Widerruflichkeit ertheilt werden.

31.

Das in einem Bundesstaate einer Druckschrift von einem Censor ertheilte Imprimatur befreit diese Schrift nicht von den in anderen Bundesländern bestehenden Aufsichtsregeln.

Von besonderem Interesse ist auch Artikel 33.

33.

Es wird auf geeignetem Wege dafür Sorge getragen werden, daß beim Druck der ständischen Protokolle, wo solcher Statt findet, alle jene Aeußerungen hinweggelassen werden, welche nach Bestimmung des Artikel 26 eine Verweisung zur Ordnung veranlaßt haben. Wenn die ständischen Protokolle in Zeitungen oder sonstigen periodischen Schriften abgedruckt werden, so unterliegt dieser Abdruck allen für die Redaction, Censur und Beaufsichtigung dieser

letzteren bestehenden Vorschriften. Gleiches gilt von der auszugsweisen Bekanntmachung ständischer Verhandlungen in periodischen Blättern.

In den folgenden Paragraphen beschäftigt sich der Entwurf mit den Universitäten. Es werden über dieselben viele spezielle Bestimmungen gegeben und unter andern die, daß die Immatriculation verweigert werden soll: wenn sich gegen den Ankommenden ein dringender Verdacht ergiebt, daß er einer verbotenen Verbindung angehört, und er sich von demselben auf eine befriedigende Weise nicht zu reinigen vermag. Die Regierungscommissäre werden darüber wachen, daß die Universitäten jede Wegweisung eines Studirenden von der Universität, nebst dem genau zu bezeichnenden Verdacht und einem Signalement des Weggewiesenen, sich gegenseitig mittheilen, zugleich aber auch die Eltern des Weggewiesenen oder deren Stellvertreter davon benachrichtigen.

Um aber verbotene Verbindungen noch besser zu verhindern, wurde beschlossen, jeden angehenden Studenten folgenden Revers unterschreiben zu lassen:

„Ich Endesunterschriebener verspreche mit meiner Namensunterschrift auf Ehre und Gewissen:

1) daß ich an keiner verbotenen oder unerlaubten Verbindung der Studirenden, insbesondere an keiner burschenschaftlichen Verbindung, welchen Namen dieselbe auch führen mag, Theil nehmen, mich an dergleichen Verbindungen in keiner Beziehung näher oder entfernter anschließen, noch solche auf irgend eine Art befördern werde;
2) daß ich weder zu dem Zwecke gemeinschaftlicher Berathschlagungen über die bestehenden Gesetze und Ein-

richtungen des Landes, noch zu jenem der wirklichen Auflehnung gegen obrigkeitliche Maßregeln mit Anderen mich vereinigen werde. Insbesondere erkläre ich mich für verpflichtet, den Forderungen, welche die diesem Reverse vorgedruckten Bestimmungen enthalten, stets nachzukommen, widrigenfalls aber mich allen gegen deren Uebertretung daselbst ausgesprochenen Strafen und nachtheiligen Folgen unweigerlich zu unterwerfen."

Erst nachdem dieser Revers unterschrieben worden ist, findet die Immatriculation statt. Wer diese Unterschrift verweigert, ist sofort und ohne alle Nachsicht von der Universität zu verweisen.

Eine Menge strenger Strafen gegen die Theilnahme an verbotenen Verbindungen und andere, das freie Universitätsleben lähmende Bestimmungen, welche sämmtlich in Ausführung gebracht worden sind, füllen die folgenden Paragraphen. Der Schluß-Paragraph aber setzt dem Ganzen die Krone auf, denn er giebt den Beweis einer geheimen Fürsten-Verschwörung gegen die Völker; er lautet folgendermaßen:

Die Regierungen werden sich gegenseitig an vorstehende Artikel, als das Resultat einer Vereinbarung zwischen den Bundesgliedern, ebenso gebunden erachten, als wenn dieselben zu förmlichen Bundesbeschlüssen erhoben worden wären. Die Artikel 3—14 werden sofort mittelst Präsidial-Vortrages an den Bundestag gebracht und dort in Folge gleichlautender Erklärungen der Bundesregierungen zu Bundesbeschlüssen erhoben werden. Hinsichtlich der übrigen, in gegenwärtigem in das geheime Bundespräsidialarchiv niederzulegenden

Schlußprotocolle enthaltenen, derzeit zur Verlautbarung nicht bestimmten Artikel werden die Regierungen ihren Gesandtschaften am Bundestage, unter Aufbietung strenger Geheimhaltung, sowohl zur Bezeichnung der allgemeinen Richtung, als zur Anwendung auf vorkommende specielle Fälle, die geeigneten, mit den durch Gegenwärtiges übernommenen Verpflichtungen übereinstimmenden Instructionen ertheilen.

Es ist wohl kaum nöthig, einige Worte über dieses Schandstück zu sagen. Wir haben es im Auszuge mitgetheilt als einen Beweis, von welchem edlen Geiste jene edlen Regierungen beseelt sind, welche fortwährend das Vertrauen der Völker verlangen und jetzt über Undankbarkeit und Verrath schreien, jetzt, wo die Völker endlich der lange geduldig ertragenen Knechtschaft müde sind, wo sie sich erhoben haben, um die gewaltsame Unterdrückung mit Gewalt von sich zu weisen.

Das Schlußprotocoll des Bundestages, welches wir so so eben eröffnet haben, giebt uns schon an und für sich ein treffliches Bild von der furchtbaren Knechtschaft, in welcher Deutschland trotz der Versprechungen seiner Fürsten in den dreißiger Jahren geschmachtet hat.

Alle Anstrengungen der liberalen Partei, dieses Joch abzuschütteln, waren völlig vergebens, denn in allen deutschen Ländern wurde eine unverhältnißmäßig große Militair-Macht gehalten, welche jede Bewegung im Volke augenblicklich niederzudrücken bereit war. Besonders zeichnete sich

Preußen in dieser Beziehung aus, denn Preußen war ganz eigentlich ein vollständiger Militairstaat.

Die Ohnmacht der Völker, ihren Fürsten gegenüber, wurde dadurch noch um so bedeutender, daß diese im Bundestag ein festes Schutz- und Trutz-Bündniß gegen alle Freiheitsbestrebungen geschlossen hatten, und daß sie in Uebereinstimmuug mit einander in den Armeen einen Kastengeist zu erwecken wußten, der das Heer von dem Bürgerstande vollständig abschloß, ja es demselben feindlich gegenüberstellte. Einen deutlichen Beweis hiervon gab eine schmachvolle That des Königs von Hannover.

Als nämlich Ernst August den Thron dieses Landes, welches bisher mit England verbunden gewesen war, bestieg, warf er plötzlich ohne Weiteres am 1. November 1837 das Staatsgrundgesetz willkürlich um und führte eine fast absolutistische Regierungsform in dem bisher unter constitutionellen Formen regierten Lande ein.

Ein Schrei der Entrüstung tönte durch ganz Deutschland, Hannover hatte bisher eine verhältnißmäßig ziemlich freisinnige Verfassung gehabt, da König Wilhelm von England an Uebergriffe nicht gedacht hatte, um so mehr mußte die despotische Willkühr des neuen Königs alle Gemüther erregen, selbst die süddeutschen Höfe mißbilligten diesen Schritt.

Aber was war zu thun? An der Grenze standen Preußische Truppen, iu jedem Augenblick bereit, das Volk von Hannover, wenn es etwa zur Vertheidigung seiner Rechte aufstehen sollte, mit Waffengewalt zu unterdrücken, und an Hülfe von den kleinen Fürsten in Süddeutschland war nicht zu denken. So mußten sich denn die Hannovera-

nur, wenn auch mit blutendem Herzen, mit knirſchenden Zähnen der ſchändlichen Unterdrückung fügen.

Allerdings wurde von vielen Seiten in Hannover proteſtirt; in Göttingen z. B. legten ſieben Profeſſoren einen energiſchen Proteſt gegen die Willkür des Königs ein, aber ohne Erfolg, ſie wurden dadurch ſogar zu Märtyrern der guten Sache, denn Ernſt Auguſt ließ ſie unbarmherzig des Landes verweiſen. Einige Städte, wie Osnabrück und andere beklagten ſich beim deutſchen Bund, aber auch dies nützte nichts, denn der deutſche Bund, der ein Schiedsgericht ſein ſollte, wo Streitigkeiten zwiſchen Fürſten und Völkern vorkamen, war längſt nichts anderes mehr, als das gemeine, feile Werkzeug der Fürſtengewalt zur Unterdrückung der Völker. So blieben denn alle jene Schritte erfolglos.

Aber doch nicht ganz erfolglos, denn eines bewirkten ſie, ſie erweckten das Bewußtſein des deutſchen Volkes, zeigten es demſelben klar und deutlich, wie ſchmählich es von ſeinen Fürſten betrogen und geknechtet werde.

Ueberall in Deutſchland traten jetzt nach und nach freiſinnige Männer auf, welche ſich offen erklärten gegen die Fürſtenwillkür. Beſonders zeichnete ſich der Süden und im Norden die Städte Königsberg und Breslau aus.

Allerdings wurden, wie immer bisher, dieſe Männer von den Regierungen unbarmherzig verfolgt und gar viele mußten landesflüchtig nach der Schweiz, nach Frankreich und nach Belgien auswandern, aber auch von da aus wirkten ſie zurück auf ihre deutſchen Brüder. Revolutionaire Schriften wurden in der Schweiz und Frankreich in hunderttauſenden von Exemplaren gedruckt und nach Deutſchland

heimlich eingeführt, wo sie den fruchtbarsten Boden fanden und von Hand zu Hand gingen, ohne daß selbst die ernergischsten Maßregeln der Regierungen ihre Verbreitung zu unterdrücken vermochten.

Durch diese Schriften wurde das Volk schon mehr und mehr aufgeklärt, schon mehr und mehr vorbereitet auf die Bestrebungen, welche das Jahr 1848 zur Reife bringen sollte. Aber es gab noch einen anderen wichtigen Hebel der freiheitlichen Ideen in Deutschland. Dies waren die religiösen Bewegungen, welche besonders in Preußen und Sachsen in den letzten dreißiger Jahren aufgetaucht waren.

Der König von Preußen Friedrich Wilhelm IV. hatte von seinem Regierungsantritte im Jahre 1840 an ganz besonders die streng orthodoxe Glaubenspartei begünstigt, das sogenannte Muckerthum hatte deshalb in Preußen mit jedem Tage mehr Anhänger gewonnen, besonders in dem Beamtenstande und in den vornehmen adligen Familien des Landes. Es war dies natürlich, denn gerade unter diesen vornehmen Familien, welche die meisten Vorrechte in Anspruch nahmen, war der Geist der Schmeichelei, des heuchlerischen Servilismus am meisten zu Hause; gerade in dieser auserwählten Klasse der Gesellschaft fand die Frömmelei ihren festesten Boden. Es war ja jeder Staatsdiener, der sich den Lehren eines Hengstenberg und Anderer hingab, einer Beförderung ziemlich gewiß, während andere freisinnigere Männer von der frommen Regierung mißachtet und übergangen wurden.

Während einerseits in den höheren Schichten der Gesellschaft dieser Geist der Heuchelei immer mehr und mehr um sich griff, fand er andererseits im Volke wenigen oder

gute Feinde Boden, denn der Norddeutſche iſt im Allgemeinen zu vernünftig, um ſich dem myſteriöſen Aberglauben aus vollem Herzen hinzugeben, und zu ehrlich und wahr, um zu heucheln. Das Preußiſche Volk ſah der großen Mehrzahl nach ſehr wohl ein, daß die frömmelnde Richtung der Regierung nur darauf berechnet war, es im alten Aberglauben zu verdummen und dadurch zu gehorſamen Fürſtenknechten zu machen. Er blickte deshalb mit Mißtrauen auf die Regierung hin und die Liebe und Popularität, welche Friedrich Wilhelm IV. bei Antritt ſeiner Regierung gehabt hatte, verlor ſich mit jedem Tage mehr und mehr und machte einer faſt allgemeinen Abneigung Platz.

Auch mehrere freiſinnige Prediger fanden ſich, wie König, Uhlich, Wislicenus und Andere, welche das Volk warnten vor den Umtrieben jener Finſterlinge, und ihm die reine chriſtliche Religion lehrten. Freilich fanden jene Männer in der Regierung eine unverſöhnliche Feindin, freilich mußten ſie mancherlei Verfolgungen ausſtehen, aber die Liebe des Volkes, der Dank deſſelben ließ ſie den Haß der Mächtigen leicht ertragen.

Die religiöſen Bewegungen hatten auch einen weſentlich politiſchen Charakter, denn als die religiöſen Parteien ſich mehr und mehr ſonderten, da zeigte ſich täglich klarer, und deutlicher, daß die frömmelnde Partei gerade die dem ſtärkſten Abſolutismus anhängende war, während die rationaliſtiſche, die Partei der Lichtfreunde genannt, dem Fortſchritt und der Freiheit, ſowohl in der Religion als in der Politik anhing.

Faſt noch mehr als die Partei der Lichtfreunde wirkte eine Sekte der Katholiken, welche im Jahre 1844 zuerſt

auftrat. In diesem Jahre hatte nämlich der Bischof von Trier eine Wallfahrt nach dem heiligen Rock veranlaßt, um durch die abergläubische, dem Tempel zuströmende Menge das Kirchen-Vermögen zu heben; und die Preußische Regierung war schamlos genug gewesen, diese religiöse Betrügerei nicht nur zu dulden, sondern sogar zu begünstigen. Viele Tausende von armen Bauern waren im frommen Aberglauben nach Trier gewallfahrtet und hatten dort die sauer erarbeiteten Spaarpfennige in die Hände heuchlerischer Pfaffen gelegt.

In ganz Deutschland erregte diese, des 19. Jahrhunderts unwürdige Posse allgemeine Entrüstung, welche noch erhöht wurde, da das schamlose Gaukelspiel durch eine Gräfin von Droste-Vischering noch weiter ausgebildet wurde, indem diese Person sich nämlich von den Pfaffen dazu gebrauchen ließ, öffentlich in den Zeitungen zu behaupten, sie sei durch die Wallfahrt zum heiligen Rock in Trier von schweren körperlichen Leiden genesen.

Alle Zeitungen posaunten diese Wunderthat aus und von allen Gegenden Deutschlands strömten nun abergläubische Katholiken nach Trier, um dort Krankheiten durch den unschuldigen, heiligen Rock kuriren zu lassen.

Die Landstraßen rings um die alte Stadt waren mit Wallfahrern bedeckt und es wiederholten sich im 19. Jahrhundert dort alle jene Scenen der Unzucht des Pfaffentrugs und der Pfaffenlüge, von denen uns die Kirchengeschichte des Mittelalters erzählt.

Diesem schändlichen Gaukelspiele vermochte ein tüchtiger katholischer Pfarrer, Johannes Ronge in Schlesien, nicht länger ruhig zuzuschauen. Er ließ in den Zeitungen einen

Brief an den Bischof von Trier veröffentlichen, in welchem er diesem mit wahren derben Worten die Schändlichkeit des unwürdigen Mißbrauchs der Religion darstellte.

Ronge's Brief fand allgemeinen Anklang und erregte ungeheures Aufsehen. Es bildete sich sofort unter den Katholiken selbst eine Partei für den Pfarrer, der es gewagt hatte, seinem hohen Vorgesetzten so energisch die Wahrheit zu sagen, und damit war der Grund gelegt zu der Secte der Deutsch-Katholiken, welche bald in Deutschland Anklang fand, und ebenso wie die Lichtfreunde, welche die evangelische Kirche von Mißbräuchen reinigen wollten, gegen die Mißbräuche der katholischen zu Felde zog. Aber auch die Deutsch-Katholiken beschränkten sich nicht allein auf Aufklärung in der Religion, sondern suchten auch die Aufklärung in der Politik zu verbreiten und zogen sich dadurch, ebenso wie die Lichtfreunde, den Haß der Regierungen zu, welche ihnen überall hindernd in den Weg zu treten versuchten.

Der Gedanke läßt sich indessen nicht fesseln; jemehr die Regierungen darauf hinarbeiteten, die Ausbreitung der Lehre des Deutsch-Katholicismus und der Lichtfreunde zu unterdrücken, um so sicheren und allgemeineren Boden gewannen dieselben im Volke.

Ueberall in Deutschland erhoben sich jetzt Stimmen, die mit jedem Tage lauter und lauter wurden, um Gewährungen von Freiheiten, so daß die Regierungen sich endlich gezwungen sahen, wenigstens kleine Concessionen zu machen, um dem allgemeinen Unwillen der Völker auszubeugen; so wurde in Preußen eine Art von Preßfreiheit gegeben, indem Bücher über 20 Bogen stark von der Censur entbunden

waren, öffentliches Gerichtsverfahren eingeführt und eine Art von Religionsfreiheit gewährt, ohne indessen die Juden insofern an derselben Theil nehmen zu lassen, daß dieselben gleiche politische Rechte mit den Christen bekamen.

Aber alle diese Maßregeln waren sehr kleinlich und ungenügend, obgleich sie immer wenigstens etwas zur politischen Fortbildung des Volkes gethan haben mögen.

In Preußen besonders war schon seit dem Regierungs-Antritt Friedrich Wilhelms IV. der allgemeine Wunsch nach Erfüllung der Versprechungen, welche Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1815 seinem Volke gegeben hatte, allgemein laut geworden. Vor allen anderen Provinzen hatten die Rheinlande, Sachsen und Ostpreußen dringende Bitten um die Gewährung einer constitutionellen Regierungsform oft, aber immer vergeblich, wiederholt.

Endlich im Februar 1847 gab der König den allgemeinen Wünschen einigermaßen nach, indem er die Landstände zum 11. April 1847 berief und ihnen einige unbedeutende Rechte einräumte.

Der erste allgemeine Landtag kam zusammen und debattirte viel hin und her, ohne eigentlich etwas zu thun. Aber so unbedeutend er auch in Hinsicht auf den unmittelbaren Erfolg gewesen sein mag, um so mehr Bedeutung hat er andererseits deshalb, weil er zum ersten Male dem preußischen und dem deutschen Volke den tiefen Abgrund recht deutlich schauen ließ, an welchen dasselbe durch die Despotie seiner Fürsten geführt worden war. Zum ersten Male sahen die Völker, wie unverantwortlich die durch ihren sauern Schweiß erarbeiteten Steuern zum Besten der bevorrechtigten Klassen verschwendet wurden, welche

Macht und Willkühr in die Hände des Beamtenthums gelegt war, mit welchem Leichtsinn, mit welcher Unfähigkeit die Regierung für die Bedürfnisse ganzer Provinzen gesorgt hatte, wie sie in Schlesien Tausende verhungern ließ, ohne ihnen im Geringsten zu helfen.

Alles trat durch die Discussionen des vereinigten Landtags klar hervor, und eben so klar auch der Eigensinn, die Eigenmächtigkeit des Königs, der die meisten der sehr bescheidenen Wünsche und Forderungen des Landtags, als zu weit gehend, verwarf. So hat denn der erste Preußische Landtag dennoch eine hohe politische Bedeutung gehabt und ganz wesentlich die preußische Bewegung des Jahres 1848 angebahnt.

Aber noch ein gewaltiger Hebel für diese Bewegungen war die allgemeine Noth, welche durch zwei Mißernten in Deutschland erwachsen war.

Waren schon früher durch eine sichtbar kostspielige Regierung, indem das deutsche Volk mehr als 200 Fürsten und Fürstenkindern die Mittel zum üppigen und schwelgerischen Leben geben mußte, indem es Heere von Beamten, welche nichts thaten, große Armeen, die nur verzehrten, ohne zu arbeiten, ernähren mußte, ungeheure Summen vergeudet worden, war schon dadurch der kräftigste Stand der Bevölkerung, der Arbeiterstand, in Noth und Armuth gebracht worden, so war dies doch noch nicht so grell hervorgetreten, indem bei den früheren fruchtbaren Jahren die Arbeiter trotz ihres kärglichen Tagelohns doch wenigstens noch eben das Leben sich erhalten konnten, wenn auch freilich nur eben das Leben.

Jetzt aber zeigte es ſich durch die Theuerung aller Lebensmittel plötzlich in einem grauſigen Lichte, wie furchtbar das Proletariat angewachſen war, welche gräßliche Armuth unter dem Arbeiterſtande in Deutſchland herrſchte, da gab es Hunderttauſende, die trotz kräftiger Arme, trotz des Willens und der Geſchicklichkeit zu arbeiten, doch nicht im Stande waren, auch nur das trockene Brod zur Sättigung für ſich und ihre Kinder zu erwerben. In Schleſien brach eine Hungerspeſt aus, welche Tauſende fortraffte, und mit Bajonetten ließ die preußiſche Regierung jene armen Weber ſättigen.

Ueberall in ganz Deutſchland zeigten ſich ſchon im April und Mai des Jahres 1847 unruhige Bewegungen der Arbeiter, welche nicht verhungern wollten und deshalb von der Regierung, die ſie ſo lange Jahre durch ihre Steuerzahlung unterhalten hatten, jetzt Hülfe in ihrer drückenden Noth forderten.

Die ſcheußliche, klaffende Wunde, welche allen Staaten Deutſchlands eigen war, trat jetzt offen an das Tageslicht, in allen Ländern zeigte es ſich, wie fühlbar unterdrückt der Arbeiterſtand war, wie er überall unverhältnißmäßig beſteuert wurde, wie man ihm überall das Blut aus den Adern ſaugte, um den Adel, die Fürſten und andere bevorrechtigte Stände in ſchwelgeriſcher Ueppigkeit damit zu ernähren.

Je offener alle dieſe Uebelſtände hervortraten, um ſo mehr mußten ſie natürlicher Weiſe den Unwillen des ganzen Volkes erregen, welches ja ſeiner großen Mehrzahl nach, eben aus jenem ſo ſchmählich gedrückten und gemißhandelten Arbeiterſtande beſteht. Es konnte daher nicht fehlen, daß

in ganz Deutschland eine allgemeine Gährung sich zeigte, welche besonders im Süden zuerst laut wurde, denn die sogenannten Kartoffel-Unruhen hatten, obgleich sie schnell unterdrückt worden waren, doch in allen Gemüthern eine große Mißstimmung zurückgelassen.

Die eigenthümlichen staatlichen Verhältnisse in den verschiedenen Ländern Deutschlands kamen hinzu, um die anfangs unbedeutenden Unruhen bedeutungsvoller zu machen und durch sie den Grund zu legen zu den Bewegungen des Jahres 1848.

Capitel II.

Von den Bewegungen des Jahres 1847 in Deutschland sind die in Baiern von eigenthümlichem Intereſſe.

In Baiern regierte König Ludwig, dem vielfach der Beiname „der Dichter" wegen seiner, durch ihre ausgezeichnete Unsinnigkeit die deutsche Sprache auf das Abscheulichste zermarternden Gedichte gegeben worden ist.

Der König Ludwig war, oder vielmehr ist ein Mann von ganz eigenthümlichem Charakter. Ein Original, wie sich deren in unserem abgeschliffenen Jahrhundert nur sehr wenige finden. Er ist nicht ohne Talente, sogar ein gewisser Geist ist ihm nicht abzusprechen, aber er ist so durch und durch verschroben, so jeder tieferen Bildung des Geistes und des Gemüthes entbehrend, ein so ganz energieloser Schwächling, daß selbst seine guten Seiten fast nur dann an das Tageslicht treten, wenn er sich eben durch dieselben lächerlich machen muß.

Vielleicht der eitelste Fürst von Deutschland, setzt König Ludwig einen eigenthümlichen Stolz darauf, ein Beschützer der Musen zu sein. Er glaubte ja selbst ein ausgezeichnetes Dichtertalent zu haben, da er schlechte Verse in dicken Bänden schrieb.

Um die Regierung seines Landes bekümmerte er sich im Allgemeinen wenig, er überließ dieselbe seinen Ministern und gab sich fast lediglich und allein den Studien, den Vergnügen hin, welche seine Leidenschaft für Kunst und Poesie ihm zu Quellen des Genusses machte.

Aber auch selbst bei dieser Liebhaberei ließ er seiner Wunderlichkeit freien Lauf.

Eine zweite ganz besondere Leidenschaft des Königs war die für das schöne Geschlecht. Ein schönes Gesicht entzückte den alten König, wenn es ihn auch im Allgemeinen nicht für lange Zeit fesselte, denn er war eben so leichtfertig, als er im Allgemeinen schwach und lenksam war. Einen Beweis von der eigenthümlichen Leidenschaft des Königs giebt unter Anderem die Gallerie schöner Mädchen, welche er auf einem seiner Schlösser in trefflich gemalten Bildern angelegt hat. Sein Stolz war es nämlich, die größten Schönheiten des an schönen Gesichtern reichen Baiernlandes zu seinen Maitressen gehabt zu haben, und jede dieser Damen wurde dann von geschickter Künstlerhand gemalt und ihr Bildniß in der berühmten Gallerie zur Freude und Lust des Königs aufgehängt.

Dieser Mann stand an der Spitze des Baierischen Königreichs. Welche Regierung von einem Charakter, wie wir ihn eben geschildert haben, zu erwarten ist, braucht wohl kaum noch näher erläutert zu werden; in der That

machte auch König Ludwig seinem allbekannten Charakter durch seine Regierung alle Ehre.

Früher war er freisinnig gewesen, seine Eitelkeit, seine gewisse natürliche Gutmüthigkeit hatte ihn dazu veranlaßt, für den Fortschritt zu wirken; aber das war schon lange her, denn wie sich Ludwig überhaupt von seinen Regierungen überall leiten ließ und sich wenig um die Regierungsgeschäfte selbst bekümmerte, so hatte er auch seit Jahren seinem Ministerium fast überall den Willen gethan.

Bei Beginn des Jahres 1847 stand an der Spitze dieses Ministeriums der berüchtigte Minister Abel, ein Mann von großem Ehrgeiz, von Energie und nicht unbedeutenden Talenten, aber zu gleicher Zeit auch ein Mann, der dem strengsten ultramontanen Katholicismus mit voller Seele angehörte.

Seit der Regierung Abel's hatte sich ein düsterer Schleier über das Baiernland gelegt, denn Abel herrschte mit fühlbarer Strenge ganz im Sinne jener jesuitischen Parthei, welche wir bereits in der Schweiz in den Sonderbundcantonen kennen gelernt haben. Alle seine Regierungsmaßregeln waren darauf berechnet, dem Katholicismus in Baiern eine festere Basis zu geben. Man bekümmerte sich nicht darum, ob bei diesen Maßregeln der Wohlstand des Landes zu Grunde ginge, ob die Freiheit der Personen dabei verletzt werde.

Während in ganz Deutschland überall die Klöster, die Ruhestätten des Lasters und des Müßigganges, aufgehoben wurden, war das Ministerium Abel unermüdlich thätig, in Baiern neue Klöster zu gründen, und zwar gerade solche von den strengsten fanatischen Orden. Das Unterrichtswesen

wurde vernachläſſigt, denn es lag ja dem Miniſterium daran, das Volk in jener Dummheit zu erhalten, welche dem Aberglauben Thür und Thore öffnet, und bei welcher allein der fanatiſche Katholicismus einen fruchtbaren Boden finden kann. Die Proteſtanten wurden in jeder Weiſe unterdrückt; eine Religionsfreiheit beſtand in Baiern nicht mehr. Man ging ſo weit, daß man ſogar den evangeliſchen Gottesdienſt beſchränkte, daß man die evangeliſchen Soldaten zwang, bei den katholiſchen Proceſſionen mit niederzuknien und ſich den Gebräuchen der katholiſchen Soldaten zu fügen.

Dagegen war das Miniſterium in anderer Beziehung furchtſam, indem es den kleinen Leidenſchaften des Baieriſchen Volkes willig fröhnte, um dadurch ſich ſeine Exiſtenz zu erhalten. So kam es denn, daß vielleicht keine Stadt in ganz Deutſchland berüchtigter durch ihre Unſittlichkeit war, als gerade München, die Hauptſtadt des Baiernlandes.

Eine natürliche Folge der Handlungsweiſe des Miniſteriums Abel war die, daß es den Haß und die Verachtung aller aufgeklärten Köpfe im Lande ſich zuzog, daß ganz Deutſchland mit Staunen und Verachtung auf Baiern ſchaute, wo die Gebräuche des finſterſten Mittelalters wieder aufzuleben ſchienen. Man hätte glauben ſollen, daß ein ſolches, dem Geiſte der Zeit ſo ganz entgegenſtehendes Miniſterium ſich nicht lange am Staatsruder hätte halten können, aber dennoch war dies der Fall, denn die Miniſter waren klug genug, dem König bei allen ſeinen kleinen Eigenheiten Nachſicht zu ſchenken, ſeiner Eitelkeit zu fröhnen und ihn ſo zu leiten, daß er ſelbſt in den meiſten Fällen es kaum fühlte. Alle Anſtrengungen der liberalen und auf-

gelärten Partei, dies bigotte Miniſterium zu ſtürzen, waren daher vergeblich.

Aber dennoch ſollte es bald geſtürzt werden und auf eine Weiſe, welche ein Scandal für Europa war, welche den König von Baiern in ſeiner ganzen Jämmerlichkeit bloß ſtellte.

König Ludwig hatte nämlich eine ſchöne Tänzerin kennen gelernt, eine Spanierin, Namens Lola Montez, und dieſer ſollte es gelingen, den allmächtigen Miniſter Abel zu ſtürzen, für die Baieriſche Regierung eine freiſinnigere Richtung zu begründen und dadurch tief einzugreifen in die Geſchichte dieſes Landes.

Wir müſſen einige Worte zur Schilderung dieſer merkwürdigen Frau ſagen, welche einen ſo ungeheuren Einfluß auf die Schickſale des Baiernlandes gehabt.

Lola war eine reizende Spanierin von üppigem Wuchſe und außerordentlich ſchönen Geſichtszügen, beſonders ausgezeichnet durch die herrlichen ſchwarzen Augen, welche in einem faſt verzehrenden Feuer glühten, ſie war, oder vielmehr ſie iſt noch jetzt vielleicht eine der ſchönſten Frauen Europa's.

Ueber Lola's früheren Schickſalen liegt noch ein Schleier; man weiß von ihr nur mit Beſtimmtheit, daß ſie in Spanien geboren und erzogen, daß ſie dies Land verlaſſen mußte, aus welchem Grunde aber, iſt unbekannt; es wird erzählt, ſie habe in einem Anfalle von Eiferſucht ihren Geliebten ermordet, oder wenigſtens zu ermorden verſucht und habe ſich deshalb aus der Heimath flüchten müſſen.

Plötzlich trat Lola als eine kühne Abentheuerin in Deutſchland auf. Sie durchreiſ'te die Hauptſtädte Deutſch-

lands und der Nachbarländer, überall die leichtsinnige junge Männerwelt durch ihre wunderbare Schönheit entzückend, aber auch überall durch ihre unverschämte Frechheit, durch ihr keckes unweibliches Benehmen Aufsehen und Entrüstung erregend.

Bald wurde ihr Name in allen Zeitungen genannt. Sie hatte sich berühmt gemacht durch ihr merkwürdiges Auftreten, nicht durch ihren Tanz, denn dieser war höchst mittelmäßig; obgleich sie auf den verschiedensten Bühnen in den großen Städten zu Gastrollen zugelassen wurde und überall vor überfüllten Häusern tanzte, erwarb sie sich doch nirgends eigentlich Beifall; als Künstlerin war sie im höchsten Grade unbedeutend, aber dennoch strömten die Neugierigen hinzu, nur um die schöne kecke Spanierin zu sehen, deren Namen überall mit einer Art von Bewunderung genannt wurde.

Lola hatte dazu in der That auch hinreichende Veranlassung gegeben. Wohin sie auch kam, da machte sie sich bemerkbar durch ihr ungenirtes, der deutschen Sitte durchaus fremdes Cigarrenrauchen und ihr keckes Wesen; überall wußte sie durch eine Art Zauberkraft die reichsten und vornehmsten Wüstlinge augenblicklich an sich zu ziehen und sie gehörig auszubeuten, überall legte sie die grenzenloseste Verachtung gegen jedes weibliche Schicklichkeitsgefühl offen an den Tag. Aus Berlin wurde sie verwiesen, weil sie einen Gensd'armen mit der Reitpeitsche durchgeprügelt hatte. Aehnliche Gründe veranlaßten ihre Ausweisung aus Petersburg, ihre Flucht aus Warschau. In Paris, wo sie auf dem Theater vollständig ausgepfiffen worden war, lebte sie längere Zeit als die anerkannte Maitresse des Journalisten

Dujarrier, welcher, wie wir bereits in der Geſchichte Frankreichs erzählt haben, durch Beauvallon im Duell erſchoſſen wurde. In dem Prozeß wegen dieſes Duells, der eine europäiſche Berühmtheit erlangt hat, trat auch Lola Montez als Zeugin auf und erzählte hier mit einer wunderbaren Naivetät die geringſten Specialitäten ihres Verhältniſſes zu Dujarrier, ohne ſich um den dadurch entſtehenden öffentlichen Scandal im Geringſten zu kümmern; die Meinung der Welt war ihr nicht nur gleichgültig, ſie ſetzte im Gegentheil gewiſſermaßen eine Art Ehre in die Verhöhnung jedes Schicklichkeitsgefühls, in den Ruhm, die kühnſte und unverſchämteſte Abentheuerin auf dem Continent zu ſein.

So war Lola Montez, jung, reizend ſchön, keck, auf's Aeußerſte ſchamlos, aber dabei geiſtreich und herrſchſüchtig. Ein Weib, ganz geſchaffen, einen alten, verliebten, eiteln und charakterſchwachen Mann zu beherrſchen.

König Ludwig von Baiern lernte ſie kennen, und vielleicht war es außer ihrer ungewöhnlichen Schönheit ſogar der eigenthümliche ihr vorausgehende Ruf, welcher ihn zu der ſchönen Tänzerin hinzog. Er verliebte ſich ſterblich in ſie, und Lola, welche des unſtäten Umhertreibens müde war, deren Ehrgeiz durch den Gedanken, die Maitreſſe eines Königs zu werden und dadurch einen bedeutenden Einfluß auf die Geſchicke des Staates zu erhalten, angeſtachelt wurde, ließ, ſich gerne die Zärtlichkeit des alten verliebten Königs gefallen ohne ſich indeſſen dadurch von ihrer gewohnten Lebensweiſe abhalten zu laſſen.

Das Verhältniß Lola's zu König Ludwig war ein im höchſten Grade eigenthümliches, ſie gab ſich ihm offen als Maitreſſe hin und beherrſchte ihn vollſtändig, aber eben

so offen nahm sie auch außer dem Besuche des Königs noch die Besuche anderer und zwar besonders junger und schöner Männer an, durch welche sie sich für die ihr ekelhaften kraftlosen Umarmungen des alten Königs zu entschädigen wußte. Wenn Ludwig beleidigt ihr Vorwürfe machen wollte, so sagte sie ihm ganz ruhig und entschieden, sie würde sofort das zwischen ihnen bestehende Verhältniß ohne alle Rücksicht abbrechen, wenn der König ihr mit eifersüchtigen Gründen lästig fallen wolle. Gegen eine solche Drohung hatte Ludwig keine Waffen, er kannte die rücksichtslose Energie der Tänzerin, er wußte, daß diese Wort halten würde, und er war so leidenschaftlich in sie verliebt, daß der Gedanke, sie könne ihn verlassen, ihn fast wahnsinnig machte. So mußte er sich denn Alles von ihr gefallen lassen, er mußte selbst seine glücklichen Nebenbuhler protegiren.

Das Ministerium Abel kümmerte sich Anfangs wenig um diese neue Liebschaft des Königs. Es hatte sich zum Grundsatz gemacht, gegen die Schwächen und Laster des Regenten die Augen zu verschließen, sie sogar zu begünstigen, weil es dadurch nur um so fester in der Gunst desselben zu stehen glaubte. Dies war auch wirklich bei den früheren Liebschaften Ludwigs der Fall gewesen. Die früheren Maitressen des Königs waren theils zu unbedeutend gewesen, um einen Einfluß auf die Regierung gewinnen zu können, theils hatten sie auch den Haß der allmächtigen Minister zu sehr gefürchtet, um sich zu Schritten gegen dieselben hinreißen zu lassen, theils endlich war auch Ludwig nicht genug in sie verliebt gewesen, um ihretwegen das süße Nichtsthun aufzugeben und mit einem Ministerium zu brechen,

welches ihn jeder geistigen Anstrengung, jeder Regierungssorge überhob, und ihm überall gefällig war, wo es galt, seiner Eitelkeit und seinen Lüsten zu fröhnen.

Ein ganz anderes Verhältniß trat aber ein, als Lola Montez sich erst in der Gunst des Königs festgesetzt hatte. Die schöne Tänzerin wurde nur deshalb die Maitresse des alten Königs geworden, um Einfluß zu gewinnen auf die Regierung und dadurch ihrem Ehrgeize zu schmeicheln. Sie hegte von ihrer frühesten Kindheit an einen unversöhnlichen Haß gegen alle Pfaffen und Jesuiten, und ließ es sich daher angelegen sein, sobald sie sich der unbegrenzten Liebe und Nachgiebigkeit des Königs sicher war, gegen das früher allmächtige Ministerium zu arbeiten.

Das war freilich ein schwieriges Werk, aber es gelang. Das Ministerium Abel fühlte nach und nach, wie durch die unwiderstehlichen Einflüsterungen der schönen Maitresse ihm die Liebe und Achtung des Königs, der einzige Grund und Boden, auf dem es sichern Fuß fassen konnte, mit jedem Tage mehr und mehr entzogen wurde, und es suchte daher nun seinerseits, aber völlig vergeblich, durch allerlei Ränke und Schliche Lola zu stürzen.

Als der Minister Abel sah, daß ihm dies nicht gelingen würde, da nahm er zu einem kühnen Schritt seine Zuflucht, von dem allein er noch seine Rettung hoffen durfte, oder wenigstens glaubte, in den Lügen der Welt den Schein des Rechtes zu bewahren. Er setzte nämlich mit seinen Collegen ein Memorandum gegen den König auf, in welchem er die Zustände Bayerns in den düstersten Farben schilderte, das Land, als von einer furchtbaren Revolution an den Rand des Abgrunds gebracht, darstellte.

Dieses Memorandum wurde lithographirt und in vielen tausend Exemplaren unter das Publikum gebracht. Es war in der That vollkommen geeignet, die auf die Spitze getriebenen, durch und durch demoralisirten Zustände des Königreichs und die grenzenlose Schwäche des Königs selbst ins hellste Licht zu setzen; das Ministerum hatte gehofft, durch diese Schrift dem König Schrecken einzujagen und ihn zu bewegen, sich von der Tänzerin zu trennen, welche einen so verderblichen Einfluß auf ihn hatte, um sich aufs Neue der Leitung seiner alten Freunde hinzugeben, aber es hatte sich glänzend verrechnet. Eine Trennung von Lola war eine Unmöglichkeit für Ludwig geworden, und jetzt war es eben so unmöglich, daß das Ministerium und die Tänzerin neben einander bestehen konnten. Der Bruch zwischen beiden war vollendet und das Ministerium gestürzt.

Die unmittelbare Ursache zu dem Bruch des Königs mit dem Ministerium war ein Gnadenakt des Königs für Lola. Der König wollte nämlich auf Lola's dringende Bitten diese gern in den Adelstand erheben und zu diesem Zwecke das Baierische Indigenat verleihen. Lola hatte dies längst gewünscht, der König es ihr bisher aber abgeschlagen, weil ihm diese Gunstbezeugung von vielen Seiten mit dem Bemerken abgerathen worden war, daß dadurch sein Verhältniß zu Lola gar zu offenkundig vor den Augen der Welt blos gelegt würde.

Lola ließ indessen mit Bitten nicht nach und bewegte den schwachen König endlich, die Indigenats-Erklärung dem Staatsrath zur Begutachtung vorzulegen. Die Antwort desselben war verneinend und dadurch der Bruch zwischen dem Ministerium und Lola, die offene Feindschaft, erklärt.

Der König hätte nun gern durch ein eigenhändiges Dekret Lola ihren Wunsch erfüllt, aber ein solches Dekret mußte von einem Minister gegengezeichnet sein und schon deßhalb war die Entlassung des Ministeriums eine Nothwendigkeit, welche durch das bereits oben erwähnte Memorandum desselben nur um so dringender wurde. Wir theilen dasselbe hier mit, weil es einen tiefen Blick thun läßt in die durch und durch demoralisirten Zustände des Königreichs Baiern und das wunderbare Verhältniß, in welchem der König zu dem Ministerium stand. Es lautet folgendermaßen:

„Es giebt Augenblicke im öffentlichen Leben, in welchen den Männern, die das unschätzbare Vertrauen ihres Monarchen zur obersten Leitung der Staatsverwaltung in ihren verschiedenen Zweigen berufen hat, nur noch die betrübende Wahl offen steht, entweder der Erfüllung der heiligsten, durch den geleisteten Eid, durch Treue, Anhänglichkeit und heiße Dankbarkeit besiegelten Pflichten zu entsagen, oder, in gewissenhafter Erfüllung dieser Pflichten, die schmerzliche Gefahr des Mißfallens ihres geliebten Monarchen nicht zu beachten.

In dieser Lage sehen die treugehorsamst Unterzeichneten durch den Allerhöchsten Beschluß, der Sennora Lola Montez das Baierische Indigenat durch Königl. Dekret zu verleihen, sich versetzt, und sie alle sind eines Verrathes an den Eurer Königl. Majestät gelobten heiligsten Pflichten unfähig — ihr Entschluß konnte daher nicht schwanken.

Diese Indigenatsverleihung ward in der Staatsrathssitzung vom 8. d. M. von dem Königl. Staatsrathe v. Maurer

als die größte Calamität, die über Baiern kommen kann, laut und oftmals bezeichnet.

Diese Ueberzeugung ward von dem ganzen Staatsrathe getheilt, sie ist der Ausdruck der Gesinnung aller treuen Unterthanen Eurer Königlichen Majestät, und es hat nicht erst einer Staatsraths-Sitzung bedurft, um eben diese Ueberzeugung in den treugehorsamst Unterzeichneten nur zu unerschütterlich zu begründen.

Seit dem Monat October vorigen Jahres sind die Augen des ganzen Landes auf München gerichtet und es haben sich in allen Theilen Baierns über das, was hier vorgeht, und was beinahe den ausschließlichen Gegenstand des Gespräches im Innern der Familien, wie an den öffentlichen Orten bildet, Urtheile festgestellt, und es ist aus diesen Urtheilen eine Stimmung erwachsen, die zu den bedenklichsten gehört.

Die Ehrfurcht vor dem Monarchen wird mehr und mehr in den Gemüthern ausgetilgt, weil nur noch Aeußerungen des bittersten Tadels und der lautesten Mißbilligung vernommen werden; dabei ist das Nationalgefühl auf das tiefste verletzt, weil Baiern von einer Fremden, deren Ruf in der öffentlichen Meinung gebrandmarkt ist, sich regiert glaubt, und so mancher Thatsache gegenüber nichts diesen Glauben zu entwurzeln vermag.

Männer, wie der Bischof von Augsburg, dessen Treue und Anhänglichkeit an Eure Königliche Majestät über jeden Zweifel erhaben sind, vergießen über das, was vorgeht, und über die täglich sich mehr entwickelnden Folgen bittere Thränen, und die treugehorsamst unterzeichneten Minister des Innern und der Finanzen sind selbst Augen- und Ohrenzeugen der heißen Thränen und bitteren Klagen des genannten Bischofs gewesen.

Der Fürſtbiſchof von Breslau hatte kaum von einem hier verbreiteten Gerüchte, er habe ein das fragliche Verhältniß entſchuldigendes Gutachten abgegeben, Kenntniß erlangt, als er augenblicklich einen Brief hierher erließ, mit der Aufforderung, dieſe Sache, wo immer davon geſprochen würde, auf das Beſtimmteſte als unwahr zu erklären, und ſeine entſchiedene Mißbilligung der Vorgänge auszuſprechen. Sein Schreiben iſt hier kein Geheimniß mehr und wird bald im ganzen Lande bekannt ſein, und welches iſt die Wirkung? — Die ausländiſchen Blätter bringen täglich die ſchmerzlichſten Anekdoten und die herabwürdigſten Angriffe gegen Eure Königliche Majeſtät.

Das anliegende Stück Nr. 5. der Ulmer Chronik enthält eine Probe davon. Alle polizeiliche Aufſicht vermag die Einbringung dieſer Blätter nicht zu verhindern. Sie werden verbreitet und mit Gierde verſchlungen. Der Eindruck, der in den Gemüthern lebt, kann nicht zweifelhaft ſein, er erneut ſich täglich und wird bald nie und durch nichts mehr erlöſcht werden können. Eine gleiche Stimmung beſteht von Berchtesgaden und Paſſau bis Aſchaffenburg und Zweibrücken, ja ſie iſt über ganz Europa verbreitet, ſie iſt ganz dieſelbe in der Hütte des Armen, wie im Palaſt des Reichen.

Es iſt nicht blos der Ruhm und das Glück der Regierung Eurer Königlichen Majeſtät, es iſt die Sache des Königthums, die auf dem Spiele ſteht. Daher das Frohlocken Derer, die auf den Umſturz der Throne hinarbeiten, und die es ſich zur Lebensaufgabe gemacht haben, das Königthum in der öffentlichen Meinung zu verderben.

Daher aber auch der tiefe Schmerz und die Verzweiflung aller Derer, die Eurer Königlichen Majestät mit treuer Liebe anhangen und die über den Gefahren, denen das Königthum vielleicht zu keiner Zeit in größerem Maßstabe ausgesetzt gewesen ist, die Augen nicht verschließen. Dabei liegt es außer dem Bereiche menschlicher Kräfte, auf die Länge zu verhüten und verhindern, daß die Rückwirkung dessen, was vorgeht, nicht nach und nach auch auf die bewaffnete Macht übergeht, und wo soll eine Hülfe gefunden werden, wenn auch dieses ungeheure Uebel eintrete? wenn auch dieses Bollwerk schwankte? —

Was die treugehorsamst Unterzeichneten hier mit gebrochenem Herzen in tiefster Ehrfurcht vorzutragen wagen, beruht nicht auf Gespensterseherei, es ist das traurige Ergebniß der Beobachtungen, welche sich Jeder in seinem Wirkungskreise täglich seit Monaten hat machen müssen. Was unter solchen Verhältnissen vom nächsten Landtage zu erwarten sei, liegt offen am Tage. Unberechenbar sind die letzten Folgen seiner Verhandlungen, wenn sie mit solchem Eindrucke gepflogen werden. Jeder der treugehorsamst Unterzeichneten ist bereit, in jedem Augenblicke Gut und Blut für Eure Königliche Majestät freudig zu opfern. Aber deshalb ist es ihnen eine doppelte heilige Pflicht, Eurer Königlichen Majestät die Gefahren offen darzulegen, welche mit jedem Tage wachsen, und Allerhöchstdieselbe zu beschwören, ihre flehentliche Bitte um die Gewährung der einzigen hier möglichen Hülfe zu erhören und dem unseligen Gedanken zu entsagen, als sei es Leidenschaft oder Widerstand, der nur gegen solche Verhältnisse gerichtet ist, durch welche jeder treue Baier untergraben sieht, was ihm vor allem am Herzen liegt: der

Ruhm, die Macht und das Glück, die ganze Zukunft ſeines geliebten Königs. Die treugehorſamſt Unterzeichneten haben die Folgen des Schrittes, zu welchem die treueſte und innigſte Anhänglichkeit an Eure Königliche Majeſtät, die Erkenntniß der unberechenbaren Wichtigkeit des Augenblicks allein ſie vermocht hat, nach allen Richtungen gar wohl erwogen; ſie wiſſen und ſind davon durchdrungen, daß wenn Eure Königliche Majeſtät ihr heißes Flehen nicht zu erhören geruhen, ihre Wirkſamkeit auf der Stelle, zu welcher ſie die Gnade und das Vertrauen ihres geliebten Monarchen berufen hat, beendet, und dann nur noch eine Pflicht auf dieſer Stelle zu erfüllen ihnen übrig iſt, die Pflicht, Eure Königliche Majeſtät um die Enthebung von der Führung der ihnen anvertrauten Miniſterien, wenn auch mit tiefſtem Schmerzgefühle, ehrfurchtsvollſt zu bitten.

In allertiefſter Ehrfurcht und mit unverbrüchlicher Treue und Anhänglichkeit u. ſ. w.

v. Abel, v. Gumppenberg, Graf Seinsheim, v. Schrenk."

Der König gab den Miniſtern v. Abel, Graf Seinsheim und von Schrenk, ſo wie dem Regierungspräſidenten v. Hörmann in ziemlich ſchonender Weiſe ihren Abſchied und ſetzte an ihre Stelle als proviſoriſche Verweſer den Freiherrn Zu-Rhein, Maurer und Zenetti, ſämmtlich Männer, welche eine den früheren Miniſtern gänzlich entgegengeſetzte Richtung verfolgten.

Von dieſem Augenblick an begann in Baiern eine Reihe von Reformen in allen Zweigen der Geſetzgebung, beſonders in dem der Juſtiz und der Geiſtlichkeit. Es wurde der Bau von Eiſenbahnen vermittelt, die vorher furchtbar

unterdrückte Presse bedeutend erleichtert und dadurch für die Bewegung des Jahres 1848 sicher vorgearbeitet.

Am 21. September wurden auch die Stände einberufen, welche sich aufs kräftigste für die Reformen und besonders für die Preßfreiheit aussprachen.

In Folge dieser Landtagsberathungen wurde denn auch durch ein neues Ministerium, an dessen Spitze der Fürst von Oettingen-Wallerstein stand, eine Art Preßfreiheit in Baiern am 1. Januar 1848 eingeführt, indem nämlich eine Censur mit milden Formen nur stehen blieb

1) für Gegenstände der äußern Politik,
2) für Artikel, wodurch ein bestehendes Strafgesetz im Verbrechens- oder Vergehens-Grade übertreten ward,
3) für Angriffe auf die Ehre von Privatpersonen.

2.

Wir sind mit der kurzen Darstellung der in Baiern eingeführten Reformen, welche die Folge von dem Sturze des Ministeriums Abel waren, unserer Erzählung etwas vorausgeeilt, müssen daher jetzt wieder umkehren.

Nachdem das ultramontane Ministerium gestürzt war und Lola einen deutlichen Beweis ihrer ungeheuren Macht über den König erhalten hatte, wurde ihr Auftreten mit jedem Tage immer frecher und schamloser. Sie war nun vollständig eingebürgert in München. Der König ließ ihr ein Palais bauen in der Barrer-Straße, welches er mit dem äußersten Luxus, wahrhaft königlich einzurichten befahl, in einer Zeit, wo in ganz Deutschland fast eine Hungersnoth herrschte (im Frühjahr 1847), wo in allen Ländern, und auch in Baiern, die Armen verzweiflungsvoll nach Brot

ſchrien, aber es nicht erlangen konnten, trotz aller Mühe, trotz der angeſtrengteſten Arbeit; da wurden vom Könige viele Tauſende Gulden verſchwendet zu einer ſchwelgeriſchen Wohnung für eine feile, freche Tänzerin!

Lola's Uebermuth wurde durch die täglich ſich erneuernden Gunſtbezeugungen des Königs täglich vermehrt. Sie fuhr ſtets in einer glänzenden, mit vier prächtigen Rappen beſpannten Equipage, einem Geſchenk des Königs, ſpazieren, ihre Toilette war von ausgeſuchter Koſtbarkeit, ſie glänzte von Edelſteinen, ihre Wohnung war mit wahrhaft fürſtlichem Luxus eingerichtet.

Der König beſuchte ſie täglich, aber auch Lola ging ungenirt ins Schloß, ſie beſaß ſogar einen Schlüſſel zu dem Cabinet, in welchem der König ſeine Mußeſtunden zubrachte, und mit der größten Schamloſigkeit beſtand jetzt das Liebesverhältniß zwiſchen Lola und dem König, ohne daß dabei auf die Königin die geringſte Rückſicht genommen wurde.

Das wurde denn doch den ſonſt in Hinſicht auf Moralität nicht eben allzuſtrengen Münchnern faſt zu viel; hatte man früher über das ſtrenge und ultramontane Miniſterium Abel geſchimpft, ſo ſchimpfte man jetzt noch mehr auf Lola, und wahrlich, man hatte genügende Urſache dazu, denn die Tänzerin war bereits bis dahin gekommen, daß ſie ſich für die unbeſchränkte Herrſcherin des Landes hielt. Einige kleine Züge aus ihrem Leben mögen dies beweiſen:

Schon früher, ſchon ehe Lola nach München kam, hatte ſie eine eigenthümliche Leidenſchaft für das Prügeln bewieſen. In Warſchau hatte ſie einen polniſchen Gens-d'armen mit der Reitpeitſche bearbeitet, in Berlin einen

Preußischen geohrfeigt. In beiden Städten hatte ihr die Polizei bald das Handwerk gelegt; in München aber konnte sie jetzt ihrer Leidenschaft ungestraft vollen Spielraum lassen, und sie that dies denn auch nach Herzenslust.

Erst ohrfeigte sie einen jungen Thierarzt, der ihren Hund nicht schnell genug von einer Krankheit heilen konnte, dann einen Packknecht, welcher die bissige Dogge geschlagen hatte; in beiden Fällen war mit einigen Thalern Schmerzensgeld die Beleidigung abgemacht, und der König lachte, als ihm von den Thaten Lola's erzählt wurde, über seine muthige Geliebte.

Von größeren Folgen war eine Ohrfeige, welche sie einem Postpacker ertheilte, der ihr den Eintritt in ein Postlokal versagen wollte. Der Postpacker verklagte sie bei der Polizei wegen beleidigter Amtsehre und sie wurde dafür vor die Behörde citirt.

Kaum hatte Lola das Citationsschreiben empfangen, als sie es wüthend zerriß und mit den Füßen trat. Dies nahm wiederum der Polizeidirektor, Freiherr von Pechman, als eine Criminalsache auf, aber Lola bekümmerte sich wenig darüber, sie wendete sich mit einer Klage an den König, und dieser ließ den Polizeidirekter zu sich kommen, um mit ihm persönlich über diese Angelegenheit zu verhandeln.

Im Laufe des Gesprächs fragte der König, was das Volk von seinem Verhältniß zu Lola sage. Herr von Pechman erwiederte ihm aufrichtig:

„Majestät! Sie haben die schönste Perle aus Ihrer Krone verloren, die Liebe Ihres Volkes!"

Das war dem König zu viel, er sprang wüthend auf und rief:

„Fort, fort! In Landshut ist auch eine gute Luft."

Herr von Pechman war entlassen.

Der König machte seine Drohung wahr, weil der Polizeidirektor auf die Bestrafung Lola's bestand, er ließ ihn als Landrichter (in einer untergeordneten Stellung) nach Landshut zurückversetzen.

Solche Vorfälle wurden nun natürlich stets gleich bekannt; man erzählte sie in München von Mund zu Mund und von dort breiteten sie sich über das ganze Land aus und erregten allgemeine Entrüstung, denn es erschien als eine schreiende Ungerechtigkeit, daß es einer elenden Tänzerin erlaubt sein sollte, nach Lust und Belieben zu prügeln und geachtete Männer aus ihren Stellen zu entlassen, nur weil sie die Geliebte des Königs war. Aber ein anderer Vorfall gab einen fast noch größeren Scandal:

Lola war nämlich eines Tages in die Schulze'sche Modehandlung in München getreten und ließ dort verschiedene Waaren zur Auswahl vorlegen. Sie wollte eben einen der ihr vorgelegten Artikel behandeln, als ihr der Kaufmann mit höflichen Worten entschuldigend sagte, er könne ihr denselben nicht ablassen, weil er für die Königin bestimmt sei.

„Dann muß ich etwas noch Schöneres haben," fiel Lola schnell ein.

Das überstieg denn doch die Geduld des Kaufmanns, der seit langen Jahren Lieferant der Königin war und eine große Anhänglichkeit an diese besaß, er ergriff die Tänzerin beim Arme und führte sie aus dem Laden, ohne

Rücksicht auf ihr Widerstreben und ihre Drohungen zu nehmen.

In Wuth und Entrüstung eilte Lola augenblicklich zum König, um sich über die erlittene Mißhandlung bei ihm zu beklagen, und Ludwig, schwach und albern, wie er war, ließ sich in der That dazu mißbrauchen, noch am selben Nachmittage sich persönlich in den Laden des Kaufmanns zu verfügen. Er fand diesen nicht zu Hause, sagte aber zu der Frau desselben:

„Sagen Sie Ihrem Manne, daß er ein Flegel sei!"

Solche Geschichten wiederholten sich beinahe täglich und erregten eine immer größere Erbitterung gegen Lola, welche kaum geringer war, als die früher gegen das Ministerium Abel herrschende.

Besonders suchten die Anhänger jener ultramontanen Partei sich für den Sturz des sie beschützenden Ministeriums an Lola zu rächen und diese wiederum zu stürzen, womöglich in der Gunst des Königs, wenn ihnen dies aber nicht gelang, wenigstens in der des Volkes.

Sie bemühten sich, allen ärgerlichen Geschichten eine möglichst große Verbreitung zu geben, und als nun gar auch ein Professor der Universität, der Dr. von Lasaulx, seines Amtes entsetzt wurde, und dies am schwarzen Brett bekannt gemacht hatte, da gab es am 1. März 1847 in München einen allgemeinen Scandal, bei welchem Lola wieder einmal vollkommen Gelegenheit hatte, ihre großartige Frechheit, und König Ludwig, seine bewundernswürdige Schamlosigkeit zu zeigen.

Es hatten sich nämlich schon am Morgen des 1. März einige Studenten zusammengerottet, um sich die Schritte

zu beſprechen, welche ſie gegen die täglich mehr wachſende Macht der Tänzerin zu thun beabſichtigten. Dieſe zogen, durch ungeheure Volkshaufen verſtärkt, am Nachmittage gegen 3 Uhr vor die Wohnung Lola's in der Thereſienſtraße und brachten dieſer hier einige donnernde Vereats; aber damit war dem Eifer der Menge nicht Genüge geleiſtet, ſie begann eine ſolenne Katzenmuſik; tauſende der verſchiedenſten Stimmen heulten und quitſchten durch einander zum erquicklichſten Ohrenſchmaus für Lola.

Der Scandal wurde ſo arg, daß die Polizei ſich zum Einſchreiten bewogen ſah, aber fruchtlos, denn mit jedem Augenblicke wuchſen die Volkshaufen mehr und mehr an, mit jedem Augenblick wurde die Katzenmuſik großartiger, ſchöner und melodiſcher. Eine Wirkung hatte indeſſen doch das Einſchreiten der Polizei, wie es dieſelbe denn überall hat, es machte nämlich den Scandal noch ärger. Hatte das Volk ſich bisher damit begnügt, zu muſiciren, ſo begann es jetzt, die Fenſter des Hauſes einzuwerfen, in deſſen zweiter Etage Lola wohnte.

Freilich trug nicht allein die Polizei die Schuld daran, einen Theil derſelben hatte auch Lola's unverſchämtes Benehmen.

Die Tänzerin befand ſich nämlich gerade mit einer kleinen Geſellſchaft bei Tiſche, als die muſikaliſche Unterhaltung vor ihrem Hauſe begann. Anfangs machte das Ding ihr Spaß, ſie leerte ein Glas Champagner auf das Wohl des Volkes und warf Bonbons und Confekt auf die wüthende, unter ihren Fenſtern ſcandalirende Menge.

Natürlich wurde durch dieſe Verhöhnung die Wuth des Volkes nur vergrößert und andererſeits auch kam Lola

nach und nach selbst in Zorn. Sie ergriff ein geladenes Pistol und wollte dasselbe mitten unter den dichten Haufen hinein abschießen, wurde aber zum Glück durch die ihr zur Seite stehenden Gäste daran verhindert, welche ihr das Pistol trotz ihres Sträubens und Schreiens aus den Händen wanden. Hätten sie es nicht gethan, hätten sie es zugegeben, daß Lola den Einflüsterungen ihrer unvernünftigen Wuth Folge leistete, dann wäre, bei der schon herrschenden Aufregung, die Tänzerin sicherlich in Stücke gerissen worden.

Endlich wurde der Tumult so arg, daß das Einschreiten des Militairs veranlaßt wurde. Die Menge wurde aus der Theresienstraße zurückgetrieben nnd diese von Soldaten besetzt, ohne daß indessen das Volk zerstreut werden konnte. Dies zog vielmehr unter Toben, Schreien und Zischen vor die Residenz, brachte dort der Königin ein Hoch! und warf dann dem Könige die Fenster ein. Der Residenzplatz wurde nun ebenfalls vom Militair besetzt, Cuirassier-Abtheilungen säuberten die Straßen, und erst gegen 11 Uhr war der Tumult beendet, nachdem noch vorher das Volk sich das Vergnügen gemacht hatte, die Scheiben in den meisten Laternen einzuwerfen.

Der König hatte während des Scandals die Schamlosigkeit gehabt, sich zu Fuß mitten durch die Menge nach der Wohnung Lola's zu begeben.

3.

Der oben erwähnte Scandal hatte weiter keine größeren Folgen, als daß er deutlich zeigte, wie tief erbittert das Volk von München, welches sonst für fleischliche Sünden stets eine ziemliche Toleranz bewiesen hatte, über das Benehmen der schamlosen Tänzerin war.

Der König kehrte sich indessen an diese Ausbrüche des Volksunwillens nicht im Geringsten. Lola fuhr fort, ihren Einfluß auf Staats-Angelegenheiten in der ungebührlichsten und schmählichsten Weise zu äußern, sie blieb nach wie vor die allmächtige Maitresse des Königs von Baiern.

Ihre Ernennung zur Gräfin von Landsfeld, welche sie nach vielfachem Widerspruch von Seiten der ganzen Hofpartei und des gesammten Baierischen Adels durchgesetzt hatte, zeigte auf's Neue, wie wenig Willen der König noch besaß, denn dieser hatte wiederholentlich früher geäußert, daß er Lola in den Grafenstand nicht erheben würde. Aber Lola befahl und Ludwig mußte gehorchen. Es war wunderbar, welche Macht die schöne verführerische Tänzerin über den alten, in seinen poetischen Träumereien lebenden König erlangt hatte; sie beherrschte ihn ganz und gar, er durfte nichts thun ohne ihre Einwilligung; zu allen Staatsschritten, zu allen Beförderungen mußte sie zuvor die Genehmigung ertheilen, und sie that dies mit der furchtbarsten Parteilichkeit, indem sie die vortheilhaften Stellen nur durch ihre Anhänger, ihre Kreaturen besetzen ließ, und für diese sogar neue Stellen machte.

Daß dadurch, sowie durch die mannigfaltigen anderweitigen Mißbräuche ihrer Macht, nach und nach das ganze Baierische Volk die Tänzerin beinahe noch mehr haßte, als früher das Ministerium Abel, ist wohl natürlich, aber Lola begnügte sich damit nicht allein, je sicherer sie sich in ihrer Macht glaubte, um so stolzer, um so höhnischer trat sie dem Volk, selbst den Vornehmsten, entgegen. Sie wußte ja, daß der König nicht ohne sie leben könne, daß

er lieber alles Andere, als sie, opfern würde; denn seine Ehre hatte er ja längst geopfert.

Wäre Lola bei Allem dem noch wenigstens dem Könige treu geblieben, so ließe sich allenfalls die wunderbar knechtische Unterwürfigkeit Ludwigs gegen den Willen des schönen, jungen Weibes begreifen, aber auch dieses war nicht der Fall; Lola unterhielt im Gegentheil fortwährend die engste Verbindung mit schönen, kräftigen, jungen Leuten, welche sie ganz ungenirt, nachdem der König sie verlassen, in ihrem neuen, prächtig eingerichteten Hause in der Barrerstraße empfing. Es kamen da die seltsamsten Dinge vor.

Wir müssen eine dieser Scandalscenen als charakteristisch für die schamlose Wollust Lola's und die grenzenlose Schwäche Ludwigs erzählen:

Lola hatte bei einer Spazierfahrt einen schönen, jungen Offizier gesehen, dessen kräftiges, männliches Aeußere ihr wohlgefiel. Sie entschloß sich daher kurz, nachdem sie seinen Namen erfahren hatte, ihn zu einer nächtlichen Zusammenkunft einzuladen.

Der Offizier empfing Lola's Billet, war höchst erstaunt über den Inhalt desselben, und überlegte hin und her, ob er wohl der Einladung folgen solle oder nicht. Furcht vor der Eifersucht des Königs bestimmte ihn endlich, Lola in einem sehr höflichen, freundlichen Briefe zu bitten, ihn von dieser Zusammenkunft zu entbinden.

Diese Antwort erregte die Wuth der Tänzerin; augenblicklich eilte sie zum Könige und sagte diesem, sie wäre von einem jungen Offiziere auf eine furchtbare Weise beleidigt worden. Sie müsse Genugthuung dafür haben und fordere,

daß der Lieutenant in eine entfernte Grenzfeſtung verſetzt werde.

Anfangs weigerte ſich der König, eine ſo ſchreiende Ungerechtigkeit zu begehen, aber Lola tobte, ſie warf dem Könige vor, er liebe ſie nicht, und ließ ſich durch alle Vernunftgründe nicht bewegen, von ihrem Willen abzuſtehen. Da mußte denn freilich Ludwig wohl nachgeben. Der Kriegsminiſter wurde gerufen und der Befehl für den Offizier unterzeichnet, ſich ſofort nach einer entfernten Grenzfeſtung zu begeben. Der junge Offizier bekam den Verſetzungsbefehl, er ſah augenblicklich klar in der Sache und wußte, von welcher Seite dieſer Schlag geführt wurde. Mit richtigem diplomatiſchen Takt beſchloß er, ſich lieber der Eiferſucht und Ungnade des Königs, als der Rache der allmächtigen Tänzerin auszuſetzen, denn dieſe ſchien ihm weit gefährlicher, als der König ſelbſt. Er nahm ſich Extrapoſt und fuhr, dem erhaltenen Befehle nach, ſofort von München ab, ließ aber an der nächſten Station Halt machen und ſchrieb von dort aus einen liebeglühenden Brief an Lola, in welchem er dieſer ſagte, jetzt erſt, da er ſie nicht mehr ſehen dürfe, da er München verlaſſen müſſe, ſehe er, wie unausſprechlich er ſie geliebt habe und wie unmöglich es ihm ſei, fern von ihr, ohne ſie wenigſtens ſehen zu dürfen, zu leben. Dieſer Brief wurde ſofort durch einen Courier nach München zurückgeſchickt. Lola empfing ihn und begab ſich augenblicklich wieder zum Könige.

Zu ſeinem höchſten Erſtaunen mußte Ludwig jetzt hören, daß es mit der Beleidigung doch nicht ſo ſchlimm geweſen ſei. Lola habe ſich durch ihren augenblicklichen Zorn hinreißen laſſen, ſie habe ſich übereilt, man dürfe daher den

jungen Offizier für eine hingeworfene Aeußerung nicht so streng bestrafen. Lola stellte dies Alles dem Könige in den süßesten Worten dar und ging sogar so weit, zu fordern, daß der junge Lieutenant, der kein anderes Verdienst, als seine schöne, kräftige Gestalt, hatte, zur Genugthuung für das erlittene Unrecht sofort nach München zurückgerufen und zum Premier-Lieutenant befördert werde. Der König war aufs Höchste erstaunt; wieder weigerte er sich, aber wieder mußte er nachgeben. Der Kriegsminister wurde aufs Neue nach der Residenz beschieden, kopfschüttelnd unterzeichnete er den Rückberufungs- und Beförderungs-Befehl. Lola aber war um einen schönen und kräftigen, jungen Liebhaber reicher.

Von nun an trübte längere Zeit nichts das innige Verhältniß, in welchem die Maitresse des Königs mit dem jungen Lieutenant stand. Aber eines Tages sollte sich doch ein ärgerlicher Zwischenfall ereignen.

Der Lieutenant war nämlich eines schönen Nachmittags mit einer Gesellschaft lustiger Kameraden zusammen. Darüber verging der Nachmittag und der Abend. Erst spät in der Nacht kehrte er ermüdet in seine Wohnung zurück, warf sich, ohne sich zu entkleiden, auf das Sopha, und schlief einige Stunden, denn schon am frühen Morgen hatte er Dienst.

Während seiner Abwesenheit war ein zierlicher Brief Lola's an ihn eingelaufen, welcher ihn für dieselbe Nacht zu einem zärtlichen Stelldichein beschieden hatte, aber dieser Brief war dem Lieutenant natürlich nicht zu Händen gekommen, und so wartete Lola denn vergebens auf ihren

Liebhaber. Erſt ſpät in der Nacht legte ſie ſich wüthend über den vermeintlichen Treuloſen zu Bett.

Am Morgen, etwa gegen 10 Uhr, ſtand ſie auf und beſchloß, nach ihrer gewohnten Weiſe ein Exempel an dem treuloſen Liebhaber zu ſtatuiren. Sie begab ſich ſofort zu Fuß in ſeine Wohnung; der Burſche des Lieutenants, ein dummer Bauer, der erſt ſeit einigen Wochen die Soldaten-Jacke trug, öffnete ihr die Thür. Lola ſchob ihn bei Seite und fing nun an, im Zimmer des Abweſenden Alles, was irgend Werth hatte, zu demoliren. Da wurde nichts verſchont; der prachtvolle Spiegel, den ſie ſelbſt ihrem Liebhaber geſchenkt hatte, wurde mit einem Stuhl in tauſend Stücke geſchlagen, die Bilder zerriſſen, eine ſchöne Uhr zermalmt, und ſelbſt die Möbel wurden, ſoweit Lola's Kräfte dazu hinreichten, vernichtet.

Der Burſche ſah dem ganzen Schauſpiele mit vor Staunen ſtarr aufgeriſſenen Augen zu. Bei der erſten Attaque auf den Spiegel wollte er Einſpruch erheben, aber ein Hieb mit Lola's Reitpeitſche über ſein Geſicht und ein wüthender Blick von ihren feurigen ſchwarzen Augen flößte ihm dermaßen Schrecken ein, daß er nichts mehr zu ſagen wagte. Stumm vor Staunen und Entſetzen blieb er mitten in der Stube ſtehen und ſchaute dem Zerſtörungswerke zu.

Nach kaum einer Viertelſtunde war die ganze Arbeit vollendet. Die Stube des Lieutenants ſah aus, als hätten Vandalen in derſelben gehauſt. Lola ſchaute noch einmal ihr Werk an, dann kam ihr die ganze Scene ſelbſt höchſt komiſch vor, ſie fing laut an zu lachen und entfernte ſich eiligſt.

Nach etwa einer Stunde kam der Lieutenant von seinen Dienstgeschäften zurück. Er trat in's Zimmer und dort fiel sein erster Blick auf den Burschen, der mit verstörtem Gesicht noch immer in der Mitte der Stube stand, sein zweiter auf die vollständig demolirten Möbel, Bilder und Spiegel.

„Was ist hier vorgegangen?" fragte er, natürlich im höchsten Grade erstaunt, „wer hat diesen Unfug gemacht?"

„Der Teufel!" war die mit zitternder Stimme ausgestoßene Antwort des Burschen.

Diese Antwort aber genügte dem gestrengen Lieutenant nicht; er fragte deshalb weiter, konnte aber von dem dummen Bauernburschen Anfangs kaum etwas Anderes erfahren, als daß der Teufel im Zimmer gewesen sei, dasselbe vollständig demolirt und ihn über das Gesicht gehauen habe. Dabei blieb der arme Dummkopf stehen und erst nach langem Fragen ließ er sich bewegen, eine etwas speciellere Beschreibung des Teufels zu geben.

Jetzt wurde dem Lieutenant plötzlich die ganze Sache klar, besonders als er auf dem Tisch das noch unentsiegelte Billet Lola's vom gestrigen Abend fand.

Er lachte nun selbst herzlich über seine zerstörten Möbel, denn er war gewiß, bald ein noch prachtvolleres Mobiliar wieder zu erhalten. Stehenden Fußes begab er sich zu Lola, erklärte dieser das ganze Mißverständniß und eine rührende Versöhnungsscene, sowie ein höchst elegantes Mobiliar, welches König Ludwig bezahlen mußte, waren die Folgen des Besuches, welchen der Teufel in der Wohnung des Lieutenants gemacht hatte.

Diese ganze Scene erscheint so wunderlich, so abenteuerlich, daß sie gewiß mancher von unsern geehrten Lesern für eine Erfindung zu halten versucht ist, aber dennoch ist sie wahr, und sie steht nicht etwa vereinzelt da, sondern fast täglich ereigneten sich in München ähnliche Scenen, bei welchen Lola die Hauptrolle spielte.

4.

Wie es aber nun Abenteuerinnen von Lola's Gattung zu ergehen pflegt, daß sie im Glück immer übermüthiger werden, immer mehr und mehr den Kopf verlieren, endlich doch zu weit gehen, und dadurch sich selbst verderben, ihren eignen Sturz herbeiführen, so sollte auch Lola's Glück nicht von langer Dauer sein. Gerade die Toleranz des Königs war es, gerade seine unbegreifliche Schwäche und Eifersuchtslosigkeit, welche die Mittel zu Lola's Sturz herbeiführen sollten.

An den jungen Offizieren, welche Lola fast täglich besuchten, hatte das üppige und wollüstige Weib nicht genug. Sie warf ihre Blicke auch auf die schönsten und kräftigsten Mitglieder der Münchener Studentenschaft und suchte diese zu sich heranzuziehen, vielleicht auch deshalb, weil das eigenthümliche in toller Jugendkraft übersprudelnde Leben der Studenten Lola's keckem Uebermuth am meisten zusagte.

In München bestanden damals fünf vom Könige selbst garantirte und unterstützte Studentenverbindungen. In den Vorstehern einer derselben, der Palatia, fand Lola die Männer, welche sie suchte.

Sie lud dieselben zu sich ein und die jungen Männer, geschmeichelt durch die Einladung der schönen Tänzerin und

verführt durch die Hoffnung, sich durch dieselbe einigen Einfluß zu verschaffen, besuchten mit den Farben ihres Corps die Dame. Sie wurden äußerst freundlich empfangen und verbrachten einen so vergnügten Abend, daß sie die Wiederholung dieses Besuches versprachen.

Das Gerücht von den nächtlichen Schwelgereien im Hause der Gräfin Landsfeld verbreitete sich augenblicklich durch ganz München und die Studentenschaft war wüthend darüber, daß einige junge Männer aus ihrer Mitte sich so weit vergessen konnten, der verachteten Königlichen Maitresse den Hof zu machen. Die Palatia trat sogleich zusammen und beschloß, jene unwürdigen Glieder aus ihrem Corps auszustoßen, um dadurch der allgemein in der Studentenschaft herrschenden Entrüstung Genüge zu leisten.

Dies geschah, Lola erfuhr es und war wüthend, sie ließ sogleich die Ausgestoßenen zu sich rufen und berieth mit diesen, was gegen den Beschluß der Palatia zu thun sei, fand aber zu ihrem höchsten Aerger, daß die geschlossene Studentenschaft ihr noch zu mächtig war, um mit Erfolg gegen sie auftreten zu können.

Nur ein Mittel stand ihr zu Gebot und dieses ergriff sie. Die aus der Palatia ausgeschiedenen Mitglieder mußten eine neue Verbindung bilden und zu dieser alle jene Studenten heranziehen, welche theils von anderen Corps ausgeschlossen worden waren, theils sich als besondere Feinde der ultramontanen Partei, welche Lola gestürzt hatte, für diese einigermaßen interessirten und ihre Fehler um dieser einen guten Sache willen übersahen.

Das neue Corps, die Alemannia, wurde gebildet und durch Lola's Einfluß vom Könige nicht allein bestätigt,

ſondern unter ſeinen beſonderen Schutz geſtellt und bei allen Gelegenheiten, wo dies irgend möglich war, von ihm und ſeiner Maitreſſe protegirt.

Es iſt ganz natürlich, daß eine ſolche Bevorzugung eines Corps, welches zum größten Theile aus der Hefe der Münchener Studentenſchaft beſtand, eine allgemeine Entrüſtung auf der Univerſität erregte, welche noch täglich durch das Benehmen des Corps ſelbſt vergrößert wurde.

Lola nahm ſich der neuen Verbindung ganz und gar an, denn ſie betrachtete dieſe gewiſſermaßen als ihr Werk. Sie ging ſo weit, daß ſie zum allgemeinen Scandal die Trinkgelage dieſes Corps beſuchte und außerdem Nächte mit ihm in ihrer eigenen Wohnung durchſchwärmte, nachdem der König dieſe verlaſſen hatte. Sie wußte außerdem den Alemannen bei allen möglichen Gelegenheiten die Bevorzugung vor den übrigen Verbindungen einzuräumen.

Die Erbitterung, welche ſchon bei der Bildung der Alemannen gegen dieſe beſtanden hatte, wuchs durch Lola's ſchamloſes Benehmen und durch die freche Anhänglichkeit, welche die Alemannen an die Tänzerin offen an den Tag legten, mit jedem Tage; es kam oft zu Reibungen zwiſchen ihnen und Studenten von anderen Corps. Da vergaß ſich denn eines Tages der König ſo weit, daß er auf offener Straße einigen Studenten Vorwürfe über ihr unpaſſendes Benehmen gegen eine Verbindung machte, welche unter ſeinem beſondern Schutz ſtehe.

Dadurch wurde der Zorn der Studentenſchaft nur noch erhöhet und einige Zeit darauf ging dieſer ſo weit, daß einige Mitglieder des Corps Franconia, welche der Gräfin Landsfeld auf der Straße begegneten und dieſe von mehre-

ren Alemannen begleitet sahen, ein lautes verhöhnendes Zischen und Pfeifen ausstießen und dadurch einen allgemeinen Scandal herbeiführten.

Der Rector der Universität, Thiersch, sah sich genöthigt, weil er arge Conflicte aus diesem Hasse gegen die Alemannen befürchten mußte, die Senioren der fünf Verbindungen zu sich rufen und sie dringend zu bitten, daß sie den Frieden der Universität um einer elenden Parthei willen nicht stören möchten. Er bat sie, alles zu unterlassen, was irgend als eine Reizung oder Herausforderung der Alemannen betrachtet werden könne und erhielt auch in der That dies Versprechen, denn er war bei der Studentenschaft allgemein beliebt. Es wurde dadurch eine Art scheinbarer Versöhnung herbeigeführt, aber nur eine scheinbare, denn die Verachtung, in welcher das ganze Corps bei den übrigen Studenten stand, wurde nicht gemildert, nur die öffentlichen Ausbrüche derselben wurden vermieden; aber auch selbst diese halbe Versöhnung konnte nicht lange dauern. Schon nach einigen Wochen traten die alten Zustände ein und bald wurde durch die Unvernünftigkeit der Freunde Lola's eine Katastrophe herbeigeführt.

Am 17. Januar feierten nämlich die Alemannen ihren ersten feierlichen Eröffnungscommers, der allerdings nur schwach besucht war, dem aber die Anwesenheit des Ministerverwesers von Berks, der den Commers mit einer die Alemannen anerkennenden Rede eröffnete, eine gewisse Bedeutung gab.

Einige Tage später erschien ein Referat über diesen Commers in einer Münchener Zeitung und es hieß darin, es sei allerdings die Münchener Studentenschaft durch eine

oft überſprudelnde und verdorbene Jugend förmlich beherrſcht, derſelben werde ſich aber die Alemannia mit ihren reinen Grundſätzen, ihrer Freude an den Studien, ihrer Sittlichkeit und Humanität entgegenſtellen.

Eine ſolche Unverſchämtheit war der Münchener Studentenſchaft denn doch zu viel, gerade diejenige Verbindung, welche ſie als die demoraliſirteſte, verachtungswürdigſte betrachtete, hatte man gewagt, ihr zum Muſter aufzuſtellen. Es kam jetzt zu lauten Ausbrüchen des Haſſes und der Verachtung gegen die Alemannen. Wo dieſelben ſich irgend in der Univerſität ſehen ließen, auch in den Hörſälen, auf den Vorhöfen, in den Corridors, überall wurden ſie mit lautem Ziſchen und Pfeifen empfangen, und erſt wenn die Docenten den Katheder betraten, hörte der Lärm auf, begann aber nach Beendigung der Vorträge ſofort wieder.

Dies dauerte ein Paar Tage, bis durch die Bemühungen der Univerſitätsbehörden der Frieden wieder einigermaßen hergeſtellt wurde; er ſollte aber bald genug durch Lola's Schuld auf's Neue gebrochen werden.

Der Profeſſor v. Görres, einer von Lola's eifrigſten Feinden, war geſtorben und am 31. Januar 1848 ſollte ſein Leichenbegängniß ſein. Görres hatte früher viel Feinde gehabt, aber gerade durch ſeine Feindſchaft mit Lola waren die meiſten derſelben von dem Augenblick ſeines Todes an zu ſeinen Freunden geworden. Es beſchloß daher die ganze Studentenſchaft, dem Dahingeſchiedenen ein Zeichen ihrer Anerkennung und Verehrung zu geben und ihm am Donnerſtag den 3. Februar eine großartige Trauermuſik mit Geſängen unter Fackelbegleitung am Grabe zu bringen.

Die Genehmigung des Rektors und der Polizeibehörde zu dieser Feierlichkeit war eingeholt, Alles war vorbereitet, da erhielt Lola die Nachricht von dem beabsichtigten Triumphe ihres früheren Feindes. Sie war wüthend; augenblicklich begab sie sich zum Könige und wußte es bei diesem durchzusetzen, daß noch am Abende des Donnerstags, als schon Alles zu der Feierlichkeit vorbereitet war, die Erlaubniß zu derselben von der Polizei zurückgenommen wurde.

Eine große Gereiztheit unter den Studenten, welche nur mit Mühe von den Universitäts-Behörden von Ausbrüchen zurückgehalten werden konnten, war die natürliche Folge dieses unbesonnenen Schrittes.

Es wurde nun von der Studentenschaft beschlossen, sich am Sonntag Nachmittag ganz einfach nach dem Gottesacker zu begeben, sich am Grabe zu sammeln und dort einige Lieder zu singen, um dem Verstorbenen wenigstens ein Zeichen der Anerkennung und Verehrung zu geben; aber auch diese kleine Feierlichkeit wußte Lola, deren erbitterter Haß gegen jede Anerkennung ihres Feindes wüthete, zu hintertreiben. Am Sonnabend Nachmittag erschien ein Verbot von Seiten der Behörde.

Ein solches Verbot war vollkommen ungesetzmäßig, denn hier war von keiner öffentlichen Versammlung, von keinem Aufzuge die Rede, das Ganze war eine reine Privatunternehmung eines Theils der Studentenschaft. Diese beschloß daher, trotz des Verbotes, ihren Willen durchzusetzen, wurde aber durch gütliches Zureden der beliebtesten Docenten, welche sich einzeln auf dem Wege nach dem Gottesacker aufgestellt hatten, bewegt, von ihrer ursprünglichen Absicht abzugehen.

Lola zeigte sich an diesem Tage in ihrer größten Leidenschaftlichkeit und Schamlosigkeit. Sie ging am Nachmittage des Sonntags in der Ludwigsstraße auf und nieder, und als sie dort von einigen Studenten der feindlichen Partei mit Zeichen der Mißachtung begrüßt wurde, äußerte sie wüthend: „Wenn das sich nicht ändert, werde ich machen, daß die Universität geschlossen wird."

Diese Drohung war, wie wir sehr bald sehen werden, keine in den Wind gesprochene.

Die Aufregung unter den Studenten hatte sich in Folge von Lola's unklugem Benehmen bis zu einem Grade vermehrt, welcher eine Besänftigung nicht mehr hoffen ließ. — Es war augenscheinlich, daß schon in den nächsten Tagen ein Ausbruch erfolgen müsse, und davon waren denn auch sowohl der Rektor der Universität und die Behörden, als auch die ganze Einwohnerschaft von München, welche übrigens auf Seite der Studenten stand, vollkommen überzeugt.

Schon am Montag, den 7. Februar, sollten die ersten Ausbrüche der allgemeinen Aufregung erfolgen.

Der Rektor und der Fürst Wallerstein, Beide bei den Studenten sehr beliebt, waren entschlossen, Alles was in ihren Kräften stand, zu thun, um durch ihren persönlichen Einfluß die Studenten von unruhigen Auftritten abzuhalten, aber es sollte ihnen dies nicht mehr vollkommen gelingen.

Schon vom frühen Morgen an war die Universität dicht mit Studenten angefüllt, und große Haufen neugierigen Volkes, welche eine Katastrophe erwarteten, standen vor derselben versammelt. Wo ein Alemanne sich sehen ließ in den dichten Volksmassen, wurde er sofort an seiner dun-

kelrothen Mütze erkannt und mit Hohngelächter, Pfeifen, Zischen und Schmähungen empfangen. Gegen elf Uhr betrat der Rektor die Universität. Die Reihe der Studirenden öffnete sich vor ihm, in seiner Nähe wurde Alles still, aber vor und hinter ihm erscholl bei dem Anblick jedes Alemannen ein neues Geschrei. Jetzt kam auch der Minister Fürst von Wallerstein, er redete mit freundlichen Worten die Studenten an und bat sie dringend, die Ruhe und Ordnung der Hauptstadt nicht ferner zu stören. Er erhielt in der That von den Naheſtehenden das Versprechen, sich ruhig zu verhalten, und die leicht beweglichen jugendlichen Gemüther wurden sogar durch die freundlichen Worte des Ministers so weit besänftigt, daß ein lautes Lebehoch für den unwürdigen König und für den Minister ertönte.

Während der Rede des Ministers hatten in den hintersten Reihen der Zuhörer einige Alemannen gestanden, welche nach deren Beendigung die breite Treppe nach der Vorhalle herabgingen. Sie wurden sogleich von den Massen erkannt und schnell hatten diese ihr eben dem Fürsten von Wallerstein gegebenes Versprechen vergessen, denn augenblicklich erhob sich ein lautes Lärmen, Pfeifen, Zischen, Gelächter, welches die schnell vorwärts schreitenden Alemannen über die Universität hinaus, die Ludwigsstraße entlang, bis an das Caffeehaus verfolgte, welches das gewöhnliche Versammlungs-Lokal der Alemannen war.

Auf dem Wege dorthin sollte sich indessen ein Zwischenfall ereignen, welcher die allgemeine Wuth und Entrüstung gegen die gehaßte und verachtete Verbindung noch erhöhen mußte.

Es befand sich nämlich unter den bei dem ganzen Tumulte wenig betheiligten Zuschauern auch ein junger Student, der, seines stillen, friedlichen Charakters wegen sehr beliebt war, ein Mensch, der, wie man zu sagen pflegt, kein Wasser trübte.

An diesem ließ einer der vorübereilenden Alemannen, ein Graf Hirschberg, vielleicht der berüchtigste aus dem ganzen Corps, seine Wuth aus, indem er ihm mehrere Schimpfreden zurief und dann eine Ohrfeige gab. Das erregte natürlich allgemeine Wuth und Entrüstung. Die ganze Studentenschaft betrachtete den Vorfall nicht mehr als die Sache eines Einzelnen, sondern als Parteisache, und das Volk stimmte vollkommen mit der Studentenschaft überein; die Entrüstung war so groß, daß die Alemannen nur mit Mühe hinter der verschlossenen Thür ihres Versammlungs-Lokales Schutz fanden.

Am Nachmittag hatte sich wieder fast die ganze Studentenschaft in der Universität versammelt, und wieder standen große Volkshaufen vor derselben. Aber Alles blieb, trotz der allgemeinen Entrüstung und Erbitterung, ruhig, denn kein Alemanne ließ sich sehen.

Am Abend war ein allgemeiner Convent. Alle fünf Verbindungen waren zusammengetreten, es wurde von ihnen beschlossen, nicht länger Farben zu tragen, so lange dies den Alemannen gestattet sei, da die Farben durch dies ehrlose Corps entehrt würden. Die Verbindungen lösten sich auf, denn sie wollten nicht auf der gleichen Rangstufe mit der so sehr verachteten Alemannia stehen. Die ganze Studentenschaft vereinigte sich zu einer einzigen großen Verbindung jenem

kleinen Corps gegenüber, welches andererseits Ansehen und Macht durch den Schutz der mächtigen Tänzerin und des Königs hatte.

5.

Am folgenden Morgen, am Dienstag den 8., war wieder der Universitätsplatz von einer großen Menge Studirenden, welche in einzelnen Gruppen standen, besetzt. Große Volksmassen wogten zwischen diesen Gruppen hin und her, aber Alles war ruhig, es wurde kein Geschrei erhoben, auch ließen sich für den Augenblick keine Alemannen unter den Studirenden sehen.

Lola war während dieser Zeit nicht unthätig gewesen; wüthend über die Beleidigung, welche die übrigen Studirenden ihren Schützlingen angethan hatten, war während der ganzen vergangenen Tage ihr Sinnen auf Rache gewesen; sie hatte beschlossen, die Drohung, welche sie schon einige Tage vorher ausgestoßen, wahr zu machen und den Schluß der Universität zu veranlassen.

Wie bei allen unsinnigen und schändlichen Bitten Lola's, wollte auch bei dieser der König Anfangs widerstreben, aber wie immer, war er auch hier zu schwach; er gab seiner Geliebten nach und versprach ihr, die Universität schließen zu lassen; Lola's Wunsch sollte erhört, aber dadurch auch ihr eigener Sturz veranlaßt werden; sie selbst arbeitete mit aller Kraft auf die Vernichtung ihrer Macht und Bedeutung hin.

Am Nachmittage des 8. bereits war es entschieden, daß die Universität geschlossen werden würde. Der Rektor Thiersch empfing die von ihm bereits erwartete Nachricht,

aber mit dem Befehl, sie vor der Hand, um die Aufregung nicht zu vergrößern, geheim zu halten. Er begab sich nach der Universität und fand diese wieder in einem eigenthümlichen Zustande der Aufgeregtheit; es hatten sich nämlich drei Alemannen in das Colleg des Professor Hermann, eines der beliebtesten Docenten, begeben, in welchem schon über zweihundert Zuhörer aus der übrigen Studentenschaft sich befanden; in demselben Augenblick, wo die drei Alemannen das Auditorium betraten, erhoben sich die Uebrigen von ihren Sitzen und verließen den Saal, um in den Corridors einzelne Gruppen zu bilden und sich über weiter vorzunehmende Schritte zu berathen. Der Professor Hermann, welcher in dem Colleg nur die drei Alemannen fand, setzte deshalb seine Vorlesung aus.

Am nächsten Morgen herrschte dieselbe Ruhe auf dem von ungeheuren Massen bedeckten Universitäts-Platz. Gegen 11 Uhr begann der Rektor eine Vorlesung zu halten, aber kaum hatte er sie begonnen, als sich auf dem Platze ein wildes Geschrei, Toben, Pfeifen und Zischen erhob und ihm anzeigte, daß Alemannen sich nahen müßten. Er verließ das Auditorium und empfing eine Deputation der Alemannen, aus dem Senior derselben und zwei Begleitern bestehend. Diese beschwerte sich bitter über die Beleidigungen, welche ihnen von der übrigen Studentenschaft zugefügt würden, und welche sich nicht allein auf sie, sondern sogar auf die Gräfin Landsfeld ausdehnten. Sie theilte dem Rektor mit, daß sie bereits dem Könige persönlich Anzeige von allen ihren Beschwerden gemacht und das Versprechen der vollständigsten Genugthuung erhalten hätte.

Der Rektor konnte hierauf wenig erwidern, er nahm die Beschwerdeführer zu Protokoll und begleitete sie dann selbst bis zum Ausgange der Universität, um sie vor etwaigen thätlichen Beleidigungen der zahlreich versammelten, auf's Höchste erbitterten Studentenschaft zu schützen. An der Grenze des Platzes angekommen, übergab er die Alemannen dem Schutze der die Zugänge besetzenden Gensd'armen mit den Worten:

„Hier endet mein Ansehen, und von hier aus sind Sie unter dem Schutze der bewaffneten Macht."

Die Alemannen schritten ihrem Versammlungslokale, von der Gensd'armerie begleitet, zu, aber auch diese konnte sie vor den ärgsten Verhöhnungen durch Lachen, Zischen und Pfeifen nicht schützen. Da gerieth einer der Alemannen, der Graf Hirschberg, welchen wir schon einmal erwähnt haben, so sehr in Wuth, daß er einen Dolch zog und einen Stoß damit auf einen ihm nahestehenden, ihn verhöhnenden Studenten führte.

Diese Unbesonnenheit vergrößerte die allgemein herrschende Aufregung und Wuth nur noch mehr, der Dolchstoß hatte allerdings nicht getroffen, aber er war doch geführt worden, und die Menge verlangte nun laut und wüthend, der Graf solle arretirt und in's Gefängniß gebracht werden. Die Gensd'armen, welche unterdessen den Grafen Hirschberg entwaffnet hatten, verweigerten dies, sie brachten im Gegentheil den Grafen in das nahe Kaffeehaus, welches das Versammlungslokal der Alemannen war, und besetzten den Eingang desselben mit zwölf Mann, um es vor der wüthend andringenden Masse zu schützen.

allen Hauptstraßen Münchens sammelten sich nun
ßere Gruppen, überall wogten laut sprechende Men-
schen umher, und bald, gegen zwei Uhr Mittags, sollte
r Skandal die Aufregung noch vermehren.

e nämlich, welche durch ihre Freunde bisher veran-
rden war, in ihrer Wohnung zu bleiben und sich nicht
ch der aufgeregten Menge Preis zu geben, hatte sich
eduld nicht mehr halten können.

war besorgt um ihre Freunde, die Alemannen, und
und energisch, wie sie war, beschloß sie, trotz der Ge-
ich nach diesen zu erkundigen. Sie ließ den Wagen
n und fuhr mit diesem nach der Polizei, erfuhr hier
as Genügendes; sie beschloß deshalb, da zu Wagen
e dichtgedrängten Straßen nicht mehr weiter zu kom-
en, zu Fuß nach dem vielgenannten Kaffeehaus, der
men zu gehen. So eilte sie die Weinbergstraße ent-
ch der Theatinerkirche zu.

ine Zeit lang konnte sie ungehindert ihren Weg fort-
man erkannte sie nicht, da sie das Gesicht durch einen
r dicht verhüllt hatte. Endlich aber wurde dieser in
ge etwas verschoben und augenblicklich erhob sich in
t zusammengeballten Volksmassen das laute Geschrei:
die Gräfin Landsfeld! die H...!"

ser Ruf war das Signal zu einem allgemeinen
ren Tumult, an dem sich indessen die Studenten
heiligten, denn diese zogen sich sofort zurück, um
den Verdacht zu gerathen, sie hätten an einer
Mißhandlung der Maitresse des Königs Theil
m.

Lola fand sich mitten in die wüthenden Volksmassen eingekeilt, nur mit Mühe konnte sie vorwärts kommen, sie wurde gedrängt von allen Seiten und überall hörte sie zorniges Geschrei, Verwünschungen, Schimpfreden, welche sie für ihr Leben fürchten ließen. Aber es kam noch zu keinen Thätlichkeiten.

Einigen mitleidigen Männern in ihrer Nähe gelang es endlich, sich um die Schöne zu drängen und sie einigermaßen in Schutz zu nehmen. Diese führten sie, jedoch fortwährend verfolgt von den wüthendsten Schmähungen und Drohungen des auf's Höchste erbitterten Volkes, in die Theatiner-Kirche, wo Lola auf's Aeußerste erschöpft, kaum im Stande, Athem zu holen, ankam.

Aber auch hier sollte sie noch nicht genügenden Schutz finden, denn die Volksmassen drängten nach und bald war auch die Kirche von Neugierigen angefüllt, welche allerdings aus Achtung vor dem heiligen Orte sich der lauten Schmähreden enthielten, dessen dumpfes Gemurmel indessen der schuldbewußten Tänzerin so gefahrdrohend schien, daß sie ihre Beschützer bat, sie weiter zu führen; sie suchte Schutz in dem Palais des Grafen von Arco, eines vornehmen Hofmannes, den sie früher, wie es heißt, einmal schwer beleidigt hatte, und der sich jetzt dadurch an ihr rächte, daß er ihr seinen Schutz versagte, ihr seine Thür verschloß.

Mittlerweile war eine starke Abtheilung Gensd'armen mit mehreren Offizieren bis nach der Theatiner-Kirche vorgedrungen; diese bildeten ein Carrée um Lola und brachten sie, fortwährend von den schimpfenden und schreienden Volksmassen begleitet, nach der Residenz, wo sie vorläufig in Sicherheit war. Es wurde nun die ganze Garnison unter Waffen

gerufen. Die Barrerſtraße, in welcher Lola wohnte, wurde mit Kavallerie beſetzt, welche nur einzelne Fußgänger durchließ, und die Maſſen wurden durch gütliches Zureden ſo viel als möglich auseinander gebracht; erſt gegen fünf Uhr konnte Lola die Reſidenz verlaſſen, um nach ihrer Wohnung zurückgebracht zu werden.

Während dieſer Zeit hatte am Nachmittag um drei Uhr die ganze Studentenſchaft ſich auf dem Univerſitätsplatz verſammelt, und war von dort in einem geordneten, ernſten Zuge nach der Wohnung des Rektors gezogen, um dieſem ihre Forderungen mitzutheilen, die hauptſächlich in der Ausſchließung der Alemannen von der Univerſität, und in der gerichtlichen Beſtrafung des Grafen Hirſchberg für den verſuchten Dolchſtoß beſtanden.

Der Rektor begegnete dem Zuge unterwegs und veranlaßte ihn, nach der Univerſität zurückzukehren; hier empfing er im Rektorate die Deputation der Studirenden.

Während der Rektor noch in Unterhandlung mit den Deputirten ſtand, erhob ſich plötzlich ein furchtbarer Tumult unter den auf dem Univerſitätsplatz verſammelten Studirenden; er wurde dadurch veranlaßt, daß eine Abtheilung Kuiraſſiere auf den Univerſitätsplatz gedrungen war und ſich der Vorhalle gegenüber aufgeſtellt hatte.

Schon machten ſich die Studenten bereit zum Kampfe, ſie waren in die verſchloſſenen Hörſäle eingedrungen und hatten die Bänke abgeriſſen, um ſich mit dieſen zu vertheidigen, als der Rektor erſchien und den kommandirenden Offizier bat, die Soldaten von dem Univerſitätsplatz zurückzuziehen. Seinem Wunſche wurde Genüge geleiſtet und dadurch die Ruhe wieder hergeſtellt.

Der Rektor theilte nun den Studirenden den Königlichen Befehl über die Schließung der Universität mit, und bat sie, sich ruhig zu entfernen, was auch geschah, jedoch nicht, ohne daß vorher die Verabredung getroffen worden wäre, sich am folgenden Morgen zum Abschied auf dem Universitätsplatz zu versammeln.

Am Morgen des nächsten Tages, Donnerstag den 10., erschien folgender Anschlag am schwarzen Brett der Universität:

„Im Vollzuge zweier Allerhöchster Befehle vom 9. d. machen wir bekannt: daß die Universität von nun an bis zum Wintersemester 1848—49 geschlossen ist, und daß jene Studenten, die nicht hier domizilirt sind, bis Uebermorgen, Freitag, 12 Uhr Mittags, München zu verlassen haben. Wir erwarten von unseren sämmtlichen Studenten den dem Allerhöchsten Befehle schuldigen Gehorsam und entlassen sie in ihre Heimath mit der Versicherung, daß wir bemüht sein werden, ihre mit dem Wohle der Universität so eng verbundenen Interessen auch während ihrer Abwesenheit nach allen Kräften zu vertreten.

München, am 9. Februar 1848.

K. U. Rektorat und Senat.

Thiersch."

Auf dem Universitätsplatz hatten sich wieder, nebst einer großen Menge Studenten, ungeheure Volksmassen eingefunden, und unter diesen, wie unter den Studenten, herrschte eine allgemeine Wuth und Entrüstung über den harten Befehl, binnen 24 Stunden die Stadt zu verlassen, denn dies war den meisten Studirenden, aus Mangel an Reisemitteln, so plötzlich gar nicht möglich.

Dieſelbe Aufregung herrſchte unter den Bürgern von München, welche durch die plötzliche Entfernung ſo vieler junger Leute aus der Stadt ebenfalls ſchwer getroffen wurden. Die Bürgerſchaft verſammelte ſich deshalb zu einer allgemeinen Berathung im Rathhauſe.

Die Regierung war während dieſer Zeit ebenfalls nicht müßig. Alle Truppen der Garniſon waren aufgeboten, durch alle Straßen zogen ſtarke Patrouillen, und beſonders um die Reſidenz waren bedeutende Truppenmaſſen concentrirt, ebenſo auch in der Nähe der Univerſität.

Die vor derſelben verſammelten Studenten hatten während dieſer Zeit eine Deputation an den Rektor geſchickt, um ihn zu bitten, wenigſtens für die Verlängerung ihres Aufenthaltes in München Sorge zu tragen; aber die Rückkunft der Deputation dauerte ihnen zu lange, ſie ſetzten ſich deshalb in Bewegung und zogen in geſchloſſenen Reihen, das „Gaudeamus igitur“ ſingend, nach dem Hauſe des Rektors. Vor dieſem ſtellten ſie ſich auf und brachten dem Rektor, nachdem dieſer eine ſehr herzliche Anrede an ſie gehalten und ſie zur Ruhe und Ordnung ermahnt hatte, ein donnerndes Lebehoch!

6.

Nachdem die Studenten dem Rektor Thierſch auf die ihm geſchilderte Weiſe ihre Hochachtung bezeigt hatten, wünſchten ſie das Gleiche auch gegen den Fürſten von Wallerſtein zu thun, und zogen deshalb nach der Akademie, in welcher das Miniſterium ſeinen Sitz hatte.

Hier ſtellten ſie ſich in Zügen auf und brachten dem Fürſten zum Abſchiede ein donnerndes Lebehoch; keine Unge-

setzlichkeit, keine Unordnung wurde dabei begangen, und dennoch sahen sich plötzlich die nichts ahnenden Studirenden von einer großen Anzahl der bewaffneten Macht, der Gensd'armerie, ohne die geringste vorherige Warnung empfangen zu haben, angegriffen.

Es stellte sich nämlich eine Abtheilung Fußmannschaft quer über die Straße vor der Akademie auf, während eine andere Abtheilung zu Pferde, durch den Gensd'armerie-Hauptmann Bauer, einen intimen Hausfreund und, wie man sagt, Liebhaber der Gräfin Landsfeld, befehligt, plötzlich, ohne irgend ein warnendes Signal zu geben, mitten unter die in dichten Reihen stehenden Studenten hineinsprengte.

Eine grenzenlose Verwirrung entstand bei dem völlig ungeahnten Angriff. In eiliger Flucht stürzten die Haufen auseinander und zerstreuten sich eiligst nach allen Richtungen hin. Eine Anzahl Studenten floh nach der Akademie selbst, in deren Innerem sie Schutz zu finden glaubte. Im Thor derselben blieben diese stehen, um dort das Resultat dieses wunderbaren, völlig unmotivirten und gesetzlosen Angriffs abzuwarten.

Aber auch hier sollten sie noch nicht sicher sein, denn plötzlich rückte eine Abtheilung der Gensd'armen mit gefälltem Bajonett auf die im Thore stehenden Zuschauer vor, obgleich diese nicht einmal durch einen Ausruf dazu Veranlassung gegeben hatten.

In eiliger Flucht drängten sich die jungen Leute in das Innere des Gebäudes und versuchten, die Thorflügel desselben zu schließen, um sich hierdurch vor ihren Angreifern zu schützen; aber auch dies gelang ihnen nicht, denn mit überwiegender Kraft sprengten die Gensd'armen die Thore

auf, und ſtachen nun ohne Weiteres mit den Bajonetten unter die dicht zuſammen gedrängten Studirenden, welche nicht ſchnell genug fliehen konnten. Einen Widerſtand fanden die Gensd'armen nicht, dieſer war auch in der That ganz unmöglich, da Keiner der Studenten mit irgend einer Waffe, ſelbſt nicht mit einem Stocke verſehen war.

Der Angriff war geſchehen, die Studenten hatten ſich in das Innere des Gebäudes geflüchtet, und die Gensd'armen von dem Kampfplatze, auf dem ſie einen ſo ſchmachvollen Sieg über Unbewaffnete erkämpft hatten, ſich zurückgezogen, da öffneten ſich nach kurzer Zeit wieder die Thore der Akademie und zwei Studenten führten einen ihrer ſchwer verwundeten und ſtark blutenden Kommilitonen aus dem Gebäude nach ſeiner Wohnung.

Der Anblick des Verwundeten, der einen Bajonettſtich hinten in den Kopf (alſo offenbar auf der Flucht!) erhalten hatte, erregte eine allgemeine Wuth und Entrüſtung unter den zahlreichen neugierigen Zuſchauern, welche den ganzen Vorfall mit angeſehen hatten.

Ein lautes Wuthgeſchrei erhob ſich, und Lola's Name, denn ihr ſchrieb man den Befehl zu dem durch ihren Liebhaber veranlaßten Blutvergießen zu, wurde mit lauten Verwünſchungen, ja mit Racheſchreien genannt. Hätte Lola ſich in dieſem Augenblicke unter den aufgeregten Volksmaſſen ſehen laſſen, ſie wäre trotz ihrer Schönheit ohne Gnade in Stücken geriſſen worden.

Dieſelbe Aufregung theilte ſich auch der Bürgerſchaft von München mit, als dieſe das Attentat erfuhr, welches ſo unberechtigter, geſetzloſer Weiſe auf die Studenten von der Gensd'armerie begangen worden war.

Schon gegen ein Uhr hatte sich im großen Rathhaus-Saal eine bedeutende Anzahl Bürger eingefunden, und fortwährend kamen noch neue hinzu. Auch die beiden Magistrats-Kollegien waren in ihren Sitzungssälen versammelt und erhielten hier eine Deputation von der Bürgerschaft, welche forderte, es solle sofort eine Deputation an den König abgehen, welche um die Wiedereröffnung der Universität zu bitten habe. Die Bürgerschaft selbst wolle in geordneten Zügen die Deputation begleiten und sich in ruhiger Haltung vor der Residenz aufstellen, um dadurch ihrem Wunsche mehr Nachdruck zu geben.

Anfangs wollten die Magistrats-Kollegien hierauf nicht eingehen, nach einer stürmischen Debatte aber mußten sie nachgeben, und etwa gegen vier Uhr zogen die Bürger in Reihen zu je vier nach der Residenz und stellten sich dort, etwa 2000 Mann stark, auf dem Max-Joseph-Platz in drei langen Reihen auf, während ihnen gegenüber eine Infanterie- und Kavallerie-Abtheilung postirt war.

Hinter den Bürgern, jedoch etwas von ihnen getrennt, hatten sich ungeheure Volksmassen gesammelt, welche indessen auf den Wunsch der Bürger eine eben so ruhige und anständige Haltung beobachteten, als diese selbst.

Eine große Ruhe, welche nur durch ein dumpfes, murmelndes Summen der leise mit einander flüsternden Bürger einigermaßen unterbrochen wurde, herrschte trotz der großen Menschenmasse, welche versammelt war, auf dem Platze; aber plötzlich wurde diese Stille durch einen lauten Jubelruf unterbrochen, als ein Fenster der Königlichen Gemächer sich öffnete und die allgemein beliebte Königin heraus schaute. Ein aus allen Kehlen kommendes, donnerndes Lebehoch

sagte ihr, daß sie trotz der blutigen Vorfälle dieses Tages, deren Schuld nicht sie trug, die Liebe des Volkes nicht verloren habe. Der Zuruf wiederholte sich, bis die Königin sich zurückzog.

Während dieser Zeit hatte die Deputation im Innern der Residenz mit dem Könige verhandelt. Dieser war, als die Deputation ankam, eben bei Tafel, und ließ sich bei seiner Beschäftigung auch nicht stören. (Die Völker können ja warten, bis die Könige des Schwelgens satt sind!)

Als Ludwig mit Speisen fertig geworden war, empfing er die Deputation, nach den Begriffen vor unserer Revolution, höchst gnädig, sprach aber zu gleicher Zeit seine Unzufriedenheit damit aus, daß die ganze Bürgerschaft die Deputation begleitet habe, denn das sähe ja gerade so aus, als wolle man ihn zwingen, den Wünschen der Bürger nachzugeben. Eine bestimmte Antwort könne und wolle er den Deputirten für den Augenblick nicht geben, dieselbe werde dem Magistrat auf dienstlichem Wege zukommen.

Mit dieser so höchst ungenügenden Antwort mußten die Deputirten zu ihren Kommittenten zurückkehren.

Wie doch die Zeiten sich ändern! Wenige Wochen später gedachte König Ludwig eine ebenfalls zu ihm gesendete Deputation mit ähnlichen Worten abzuspeisen, aber ohne daß es ihm gelang. — Im Februar 1848 waren indessen die Völker Deutschlands noch tief in dem Schlamme der Unterwürfigkeit gegen ihre angestammten Fürsten; damals konnte König Ludwig es noch wagen, die ihm eigenthümliche Unverschämtheit gegen eine Deputation der Bürgerschaft an den Tag zu legen, nach wenigen Wochen freilich war Alles ganz anders.

Erst mit Dunkelwerden kam die Deputation zu der während der ganzen Zeit ruhig harrenden Bürgerschaft zurück, und ging mit dieser nach dem Rathhause, dort erst theilte sie den ungünstigen Erfolg ihrer Sendung mit.

In großer Aufregung und Wuth trennte sich die Bürgerschaft, fest entschlossen, sich am folgenden Morgen wieder zu versammeln, und wenn bis dahin der König ihre Wünsche nicht von freien Stücken gewährt haben sollte, dieselben mit Gewalt durchzusetzen.

Auch in dem Universitäts-Senat, der in Verbindung mit einer Anzahl Deputirten der Studentenschaft Sitzung hielt, herrschte eine ähnliche Aufregung, welche erst einigermaßen gemildert wurde, als gegen 10 Uhr vom Kultusministerium das nachfolgende Signat des Königs an die Bürgerschaft mitgetheilt wurde, welches zu gleicher Zeit ein hübsches Pröbchen von dem blühenden Styl ist, den König Ludwig zu schreiben pflegte.

Das Signat lautet folgendermaßen:

„Jetzo, da die Bürger sich ruhig zurückbegeben haben, ist's Mein Vorhaben, daß, statt erst mit dem Winter-Semester, bereits mit dem Sommer-Semester die Universität wieder geöffnet werde, wenn bis dahin Münchens Einwohner sich zu Meiner Zufriedenheit benehmen. Das Wohl der Bürger liegt Mir am Herzen, das bewies Ich seit mehr denn 22 Jahren.

Ludwig."

Armer Ludwig! Münchens Einwohner haben sich seitdem nicht eben zu deiner Zufriedenheit benommen; aber dennoch mußtest du nachgeben! —

Der Senat beſchloß, als er das königliche Schreiben empfangen hatte, nun auch die übrigen Wünſche der Bürger- und Studentenſchaft, nämlich die Auflöſung der Alemannia und den ſofortigen Wiederbeginn der Vorleſungen vor den Thron zu bringen.

Während der Senat ſaß und berieth, herrſchte in ganz München die größte Aufregung. Große Menſchenhaufen hatten ſich in den Straßen geſammelt und beſonders in der Barrerſtraße, wo, wie bereits erwähnt, die Gräfin Landsfeld wohnte, ging es unruhig zu.

Allerdings war die Barrerſtraße durch Militairabtheilungen beſetzt; aber auch dieſe vermochten das aufgeregte Volk nicht völlig von Exceſſen gegen die Wohnung Lola's abzuhalten; denn die Wuth, welche durch die Vorfälle der vergangenen Tage gegen die Tänzerin hervorgerufen war, überſchritt jetzt alle Grenzen.

Laut und öffentlich hörte man in allen Straßen Münchens es ausſprechen: Lola müſſe die Stadt verlaſſen, der König müſſe ſich von der ihn umſtrickenden Sirene trennen, wenn er nicht das Schlimmſte gewärtigen woll*.

Die Volkshaufen drängten ſich in wilder Aufgeregtheit nach der Barrerſtraße und das zum Schutze von Lola's Haus aufgeſtellte Militair konnte es nicht hindern, daß verſchiedene glänzende Spiegelſcheiben in dem eleganten Wohnhauſe der Tänzerin eingeworfen wurden; vielleicht auch wollte das Militair dergleichen Exceſſe gar nicht verhindern, denn es war gegen die Maitreſſe des Königs nicht weniger aufgebracht, als das Volk ſelbſt.

Lola hatte ſich, ſo lange ſie die Macht in den Hän-

den gehabt, stets mit dem brutalsten Stolz gegen die Offiziere benommen, jetzt erntete sie die Früchte.

Die Haltung des Militairs während des Aufstandes in München hat sich die allgemeine Anerkennung erworben, sie war eben so ruhig und ernst, als die der Gensd'armerie und der Polizei überhaupt, welche meist aus Lola's Kreaturen bestand, brutal und ungesetzlich war.

Einzelne unruhige Gruppen, welche auf den Straßen umherzogen, ausgenommen, verlief sich gegen 8 Uhr Abends die Menschenmasse und die Nacht verging ohne weitere Störungen; aber allgemein war man entschlossen, selbst zum Kampf, wenn es nöthig sein sollte, am andern Tage zu schreiten, falls der König nicht nachgäbe, falls er sich weigern sollte, die Universität wieder zu eröffnen und die verhaßte Tänzerin aus seiner Nähe zu entfernen.

Am Freitag, den 11., war der entscheidende Tag, der Tag, an welchem der König dem energisch ausgesprochenen Willen der Münchener Bevölkerung nachgeben mußte.

Schon am frühen Morgen war die Bürgerschaft in großer Anzahl im Rathhaussaale versammelt, um ihre weiteren Schritte zu berathen. Sie beschloß, die sofortige Entfernung der Gräfin Landsfeld und die Wiedereröffnung der Universität zu verlangen. Eine Deputation vom Magistrat wurde an den Ministerverweser von Berks geschickt, um diesem die Wünsche der Bürgerschaft mitzutheilen, und erhielt von demselben die Antwort, daß er den König sofort von den gestellten Forderungen, deren Gewährung er hoffe, benachrichtigen werde. Auch den Forderungen des Senats, um Entfernung der Alemannia von der Münchener Universität, schloß die Bürgerschaft sich an, und beschloß, ver-

[redacted]keit zu bleiben, bis sie die Nachricht von der Erfüllung [redacted] gerechten Wünsche erhalten habe.

Diese Nachricht sollte denn auch nicht lange auf sich warten lassen, denn König Ludwig hatte sich entschließen müssen, nachzugeben. —

So widerspenstig Ludwig auch sonst gegen alle diejenigen Rathgeber war, welche ihm Vernunft predigten und nicht seiner Eitelkeit fröhnten, so hatte er in diesem Falle doch eingesehen, daß bei der Aufregung der ganzen Münchener Bevölkerung, bei dem Haß, der auch im Militair gegen Lola herrschte, ihm keine andere Wahl übrig blieb, als die, entweder Lola zu verabschieden, oder selbst von der Regierung zurückzutreten.

Er wählte das Erstere, wahrscheinlich in der Hoffnung, daß Lola, wenn sich erst die Wuth gegen sie einigermaßen gelegt haben würde, doch wieder nach München oder in die Nähe der Residenz zurückkehren könne; aber diese Hoffnung sollte durch die Ereignisse der nächsten Monate vereitelt werden.

Der Stadtkommandant, Generalmajor v. Kunst, wurde beauftragt, die Bürgerschaft davon zu benachrichtigen, daß ihre Wünsche gewährt worden seien, daß Lola den Befehl erhalten habe, binnen einer Stunde München zu verlassen.

Da war denn der Jubel groß. Der Stadtkommandant erhielt ein dreimaliges Lebehoch, und als nun gar gegen halb elf Uhr der Fürst von Wallerstein in Begleitung der Ministerverweser v. Berks, v. Beister und v. Heeres im Rathhause erschien und mittheilte, die Gräfin Landsfeld habe München bereits verlassen, die Universität solle am Montag, den 14. Februar, wieder eröffnet werden, und auch die

Alemannia solle sich entfernen, da geriethen die guten Münchener Bürger in ein wahrhaft stürmisches Entzücken, da wollten die Lebehochs auf Gott und alle Welt, besonders aber auf den jämmerlichen König gar nicht enden. —

Wie leicht waren doch damals noch unsere guten Deutschen zu befriedigen! Jetzt freilich ist Alles anders geworden, denn andere Zeiten, andere Menschen! —

Die Bürgerschaft beschloß nun, sofort, wie gestern, nach der Residenz zu ziehen, um dort dem König ihren Dank zu sagen für die gnädige Erfüllung ihrer Wünsche.

Das geschah denn auch. Wieder zog die Bürgerschaft, begleitet von ungeheuren Volksmassen, nach dem Max-Joseph-Platz und stellte sich dort auf in langen Reihen, heut sogar noch zahlreicher versammelt, als gestern.

Der König erschien am Fenster. Da gab's denn begeisterte Lebehochs aus allen Bürgerkehlen, daß es eine Lust war und eine Freude, es mit anzuhören.

Arme Münchener Bürger! Nachdem Ihr zwei Tage Euch als Männer gezeigt und dem Willen Eures gnädigsten Herrn getrotzt hattet, da waret Ihr freilich schon der Bewegung satt und sehntet Euch wieder nach der alten Ruhe! — Ihr konntet jubeln, Ihr konntet begeistert werden, nur weil der jämmerliche König eine Euch mißliebige Maitresse fortgeschickt hatte! —

In ganz München herrschte jetzt Freude und Lust, denn Lola, die verhaßte Lola war ja fort; aber ganz ruhig hatte sie die Stadt, welche sie beherrscht, doch nicht verlassen sollen, fast hätte sich noch zu guter Letzt der Volksunwillen an ihr gerächt.

Am Morgen schon nämlich hatten sich wieder große Volksmassen gesammelt und sich nach der Barrerstraße gewendet, um dort das Haus der verhaßten Tänzerin, trotz der die ganze Stadt durchstreifenden Patrouillen, einigermaßen zu demoliren.

Auch als die Nachricht sich verbreitete, Lola müsse auf Königl. Befehl die Hauptstadt verlassen, war diese noch keineswegs genügend, um die wild aufgeregten Gemüther zu beruhigen, denn der gesunde Sinn des Volkes sagte diesem sehr bald, daß zwischen Fortgehen und Wiederkommen leicht möglich kein sehr langer Zwischenraum liegen möchte. Das Volk zeigte große Lust, die schöne Lola entweder aufzuhängen, oder auf andere sichere Weise unschädlich zu machen.

Daraus sollte aber freilich nichts werden, denn Lola setzte sich in ihren Reisewagen und fuhr mit Windesschnelle fort. Sie wurden jedoch bemerkt und jetzt entspann sich in den Straßen Münchens eine merkwürdige, noch nie gesehene Jagd.

Die Volksmenge suchte, durch enge Kreuz- und Queerstraßen rennend, der Fliehenden den Weg abzuschneiden, und hätten sie die Tänzerin eingeholt, so wäre wahrscheinlich an jenem Morgen ein furchtbares Beispiel der Volksjustiz statuirt worden. Dem sollte aber nicht so sein.

Der geschickte Kutscher peitschte auf die Pferde und fuhr mit Blitzesschnelle durch die Gassen, daß die Funken unter den schnellen Hufen sprühten. Bald bog er hier in diese Straße ein, bald in jene, um seine wilden, wüthenden Verfolger zu täuschen und ihnen die schöne Beute zu entführen. Und es gelang ihm, Lola ward gerettet und setzte ihre Flucht nach Lindau fort; das Volk aber belustigte sich damit,

in dem Hause in der Barrerstraße die Spiegelscheiben einzuwerfen. Dies Vergnügen genügte indessen den lebhaften Geistern nicht lange, sie erbrachen die Hausthür und waren eben im Begriff, im ganzen Hause das Unterste zu oberst zu kehren und alles Zerbrechliche zu demoliren, als der König in der Mitte der Volkshaufen erschien und von den guten Leuten mit einem lauten Lebehoch empfangen wurde.

Er bat das Volk, seiner Zerstörungswuth Einhalt zu thun, wenn es ihn lieb habe und seiner Bitte wurde Gehör geschenkt. Die Volkshaufen zerstreuten sich und jubelten durch die Stadt; überhaupt war der 11. Februar ein Freudentag für ganz München! —

Die eben erzählten Vorfälle, so unwichtig sie an und für sich scheinen, haben doch eine nicht geringe politische Bedeutsamkeit, indem sie uns einerseits durch ihren Erfolg zeigen, wie leicht zu befriedigen das deutsche Volk im Februar 1848 noch war, indem sie aber auch andererseits dem Volke selbst bewiesen haben, daß es mächtig genug sei, wenn es nur ernstlich wolle, seine Wünsche, gegenüber der Fürstenmacht, durchzusetzen.

Dieses neu erwachte Volksbewußtsein blieb freilich in der ersten Zeit noch ein sehr dunkles, aus dem einfachen Grunde, weil das Volk noch sich selbst nicht klar darüber war, inwiefern die Macht und die Interessen der Fürsten den seinigen gegenüberstanden; erst die Pariser Februar-Revolution sollte mit hellstrahlender Brandfackel die faulen und morschen Zustände Deutschlands beleuchten und dem

deutſchen Volke klar machen, woran es eigentlich leide. Mit dieſer Klarheit ſtieg auch das Bewußtſein ſeiner Kraft wieder im Volke auf, und veranlaßte es, die verhaßten Ketten abzuſchütteln.

Doch fahren wir nach dieſer kurzen Abſchweifung fort, wir haben zum Verſtändniß der allgemeinen deutſchen Revolution nur noch wenige einleitende Worte mitzutheilen.

Capitel III.

Die Lola-Bewegungen in Baiern waren nur ein kleines Vorſpiel zu den großartigen Ereigniſſen, welche das Frühjahr des Jahres 1848 für alle Theile des deutſchen Vaterlandes herbeiführen ſollte.

Wir haben in der Einleitung zu dieſer Abtheilung bereits die gedrückten Zuſtände geſchildert, in welche das deutſche Volk ſich bis zum Jahre 1848 befand, wir haben jene ſcheinbare Ruhe geſchildert, welche in Deutſchland herrſchte, jene Ruhe, entſproſſen aus der Verzweiflung, aus dem gewaltſam niedergedrückten Zorne eines unterdrückten und geknechteten Volkes.

Schon beim Beginn des Jahres 1848 erregten die Bewegungen in Italien, die Revolution der Sicilianer, in Deutſchland eine gewaltige Aufregung, und mit unendlicher Spannung ſchaute das geſammte deutſche Volk nach Frankreich, nach dem Lande, wo ſeit dem vorigen Jahrhundert die Freiheitsfunken ſtets zuerſt erglüht ſind.

Der 23. Februar und mit ihm die Pariſer Revolution

kam, Louis Philipp, der König der Franzosen, wurde aus dem Lande gejagt und über dem alten vermorschten Königsthrone erblühte eine junge Republik, das französische Volk machte sich im Laufe weniger Tage frei von den schwer lastenden Ketten, welche es Jahre lang getragen hatte.

Die Nachricht von dem Siege des Volkes in Paris durchzuckte wie ein Blitzschlag ganz Deutschland, ein unendlicher Jubel durchtönte unser weites Vaterland von einer Grenze zur andern; und überall in allen Provinzen wurde dem deutschen Volke der Gedanke in's Bewußtsein gerufen, daß es eben so, wie die Franzosen, die Berechtigung und die Pflicht zur Freiheit habe.

Neben der Freude über den Sieg des Nachbarvolkes erwachte aber auch in den Herzen der Deutschen ein gewisses Gefühl der Scham, daß sie so lange noch viel drückendere Ketten getragen, als die Franzosen, und daß sie es nicht gewagt hatten, die eherne Last abzuschütteln.

Das Bewußtsein seiner Kraft wurde rege im Volke und damit auch der Entschluß, diese Kraft zu gebrauchen und sich die ewigen Menschenrechte wieder zu erkämpfen, welche ihm widerrechtlich von 34 gekrönten und privilegirten Unterdrückern von Gottes Gnaden geraubt worden waren.

Hat der Deutsche Bundestag, jener Fürstenbund zur Unterdrückung der Völker, schon früher durch seine volksfeindlichen Bestrebungen Haß erregt, so wurde jetzt dieser Haß mit jedem Tage neu angeschürt und es drang immer tiefer in das Bewußtsein des Volkes, daß eine andere Art der Vereinigung Deutschlands nothwendig sei, eine Art, bei welcher die Interessen des Volkes, der Fürstenwillkühr gegenüber, gewahrt würden.

Mit jedem Tage wurde das deutsche Volk sich klarer über die bisherigen Fehler der Gesetzgebungen in den verschiedenen Staaten Deutschlands, über die dringende Nothwendigkeit von radikalen Verbesserungen, mit jedem Tage wurde es entschlossener, sich die ihm gewaltsam vorenthaltenen Rechte, wenn es nöthig sein sollte, mit Gewalt zu erkämpfen.

Die Forderungen, welche das deutsche Volk in den verschiedenen Ländern des ganzen Reiches an die Fürsten stellte, waren im Wesentlichen folgende; wir führen sie hier zusammen auf, weil sie sich bei den Revolutionen in Deutschland überall wiederholen, und weil wir dann nicht nöthig haben, sie in der Folge mehrfach speziell zu erörtern.

1) Ein deutsches Parlament, hervorgegangen aus den Wahlen des Volkes selbst, welches eine Einigung Deutschlands in der Freiheit bewirken, welches der Fürstenwillkühr einen Damm entgegensetzen sollte.

Die grenzenlosen Uebergriffe des Bundestages haben wir bereits früher geschildert, eben so auch den dringenden Wunsch des deutschen Volkes nach einer Vereinigung des deutschen Vaterlandes, welches bisher, in 39 größere und kleinere Parzellen zerspalten, dem Auslande ohnmächtig, trotz seiner Größe und Kraft, gegenüber gestanden hatte.

Das deutsche Volk fühlte es wohl, daß eine wahrhafte Einigung Deutschlands durch die sich mit eifersüchtigen Sondergelüsten gegenüber stehenden Fürsten nicht zu erlangen sein würde, es fühlte daher die dringende Nothwendigkeit einer Volksbehörde, welche theils das Recht haben sollte, die hemmenden Schranken zwischen den einzelnen deutschen Ländern hinweg zu räumen, theils die Pflicht, die Völker, den

Fürsten gegenüber, zu vertreten und dafür zu sorgen, daß ihnen endlich einmal jene lange versprochenen Rechte eingeräumt würden, welche die Kabinets-Politik ihnen so lange vorenthalten hatte.

Ein deutsches, volksthümlich gewähltes Parlament war daher die Hauptforderung, welche in allen Theilen Deutschlands von den Völkern an die Fürsten gestellt wurde; aber es war auch gerade diejenige Forderung, welche zu erfüllen diese sich am meisten sträubten, denn sie fühlten wohl, daß durch ein solches Parlament ihre Macht am sichersten gebrochen werden würde.

Auch die Fürsten hatte der Sturz des Franzosen-Königs wie ein Blitzstrahl getroffen; auch ihre Blicke waren seit Jahren nach Frankreich gerichtet gewesen, und ein jäher Schreck hatte sie durchzuckt, als sie plötzlich die gewaltige Erhebung des französischen Volkes sahen, als es ihnen klar wurde, daß der Willen eines gesammten Volkes dennoch mächtiger sei, als die Macht des schlauesten und scheinbar am festesten stehenden Königs. Sie sahen sehr wohl ein, daß sie, wenn sie jetzt nicht den Völkern Concessionen machten, herabgestürzt werden würden von ihren hohen Thronen, wie auch Louis Philipp gestürzt worden war; aber gleichwohl glaubten sie, wenn sie zu viel nachgäben, dadurch die Macht des Volkes zu sehr zu vermehren und diesem dadurch die Mittel zu ihrem Sturz in die Hand zu geben.

Die Fürsten Deutschlands verkannten fast sämmtlich ihre Zeit. Sie glaubten in den großartigen Ereignissen der französischen Februar-Revolution eine vereinzelte That, ähnlich der Juli-Revolution des Jahres 1830, sehen zu müssen, sie glaubten, auch die Februar-Revolution würde keine

größere Einwirkung auf das deutsche Volk haben, als die Juli-Revolution gehabt hatte. Sie waren deshalb wohl zu kleinen Nachgiebigkeiten geneigt; aber nicht zu gewaltigen, umfassenden Concessionen, welche ihnen die Zügel der unumschränkten, despotischen Herrschaft aus den Händen gerissen hätte. Noch immer hofften sie, die ungeheure Zeit ganz und gar verkennend, daß die Aufregung des Volkes sich bald legen und Alles in das alte Geleise zurückkehren würde; deshalb ihr Schwanken, ihre halben Maßregeln, welche die Revolution nur beförderten und auch für Deutschland die Republik anbahnten, deren Vollendung wir gegenwärtig mit schnellen Schritten entgegen eilen.

2) Als ein anderes dringenderes Bedürfniß hatte sich dem ganzen deutschen Volke die unbeschränkte Preßfreiheit dargestellt.

In allen deutschen Landen lastete auf der Presse durch strenge Censurgesetze der furchtbarste Druck, überall war der Gedanke in Fesseln geschlagen, überall dem Volke das Mittel genommen, sich aufzuklären über sein eigenes Wohl und genau die Fehler und Gebrechen der staatlichen Zustände, so wie die Mittel zu deren Verbesserung kennen zu lernen.

Die Fürsten Deutschlands wußten sehr wohl, daß die Hauptstütze ihrer unbeschränkten Macht die Dummheit des Volkes war, sie wußten sehr wohl, daß die Macht der Fürsten von dem Augenblicke an gebrochen ist, wo sich der Gedanke frei bewegt, wo ihm die Mittel gegeben werden, einzudringen in das Volk. Die Fürsten hatten deshalb durch den Bundestag, wie wir bereits früher erzählt haben, einen vollständigen Unterdrückungskrieg gegen die freie Presse

geführt und dieselbe durch die Bundestagsgesetze systematisch in Fesseln geschlagen.

Jetzt aber war die Zeit gekommen, wo die Völker dringender als jemals das Bedürfniß fühlten, sich aufzuklären und zu belehren, jetzt tauchte daher mit erneuerter Macht die Forderung der uneingeschränktesten Preßfreiheit in allen Gegenden Deutschlands auf.

3) Auch das freie Wort war von den Regierungen der deutschen Länder in drückende Fesseln geschlagen, das natürliche Recht des Menschen, sich durch Gespräch zu belehren war dem Deutschen bisher beschränkt gewesen, denn jede Vereinigung, jede Versammlung, welche die Besprechung politischer Tagesfragen zum Zweck hatte, war streng verboten, es wurde gegen dieselbe mit furchtbarer Härte eingeschritten, und langwierige Gefangenschaft war das Loos aller Derer, welche es wagten, dem Gesetze Trotz zu bieten und dennoch in Versammlungen Reden über Gegenstände der Politik zu halten.

Wachten die Regierungen ängstlich über die Presse, so thaten sie es noch viel mehr über die Versammlungen und Vereinigungen; nirgends durften Versammlungen und Gesellschaften sich bilden, welche irgend eine politische Tendenz hegten, überall waren die feinen Spürnasen der Polizei bemüht, Verrath, auch in den unschuldigsten Vereinigungen zu Privatzwecken, zu wittern.

Auch gegen die drückenden, das freie Versammlungs- und Vereinigungsrecht beschränkenden Gesetze wendete sich jetzt der Unwillen des Volkes und die Forderung der uneingeschränkten Gewährung dieses Rechtes war eine der

hauptsächlichsten, welche im Februar und März des Jahres 1848 in ganz Deutschland ausgesprochen wurden.

[illegible]) Mit der Forderung um freie Presse, freies Versammlungs- und Vereinigungsrecht hing innig zusammen die Forderung um Geschwornen-Gerichte.

Die Gerichte in Deutschland waren bisher nichts anderes gewesen, als Collegien von Fürstendienern, welche nur dazu dienten, den Verfolgungen derjenigen Männer, die sich der Sache des Volkes widmeten, den Anschein des Rechtes, der Gesetzmäßigkeit zu geben. Die Richter waren besoldete Diener der Fürsten, konnten meistens nach Willkühr derselben befördert oder gar abgesetzt werden, und mußten daher urtheilen ganz nach dem Willen ihrer Herren. Solche Richter konnten natürlicher Weise keinen Schutz gewähren gegen unrechtmäßige Uebergriffe der Behörden und der Fürsten selbst. Gegen diese ihr Recht zu verfechten, hatten die Völker keine Mittel in der Hand.

Auch wenn die Preßfreiheit und das freie Versammlungs- und Vereinigungsrecht gewährt worden wären, auch dann stellte sich noch die unabweisliche Nothwendigkeit freier und unabhängiger Gerichte heraus, welche die Aufgabe haben mußten, allerdings den ungesetzmäßigen Mißbrauch beider Rechte zu bestrafen; dagegen aber auch gegen die Willkühr der Polizei und anderer Behörden diejenigen in Schutz zu nehmen, welche sich des ihnen zustehenden Rechts bedient hatten, ohne gegen die Gesetze zu verstoßen.

Nur die Schwurgerichte, bei denen freie und unabhängige Bürger nach ihrer Ueberzeugung das Schuldig oder Nichtschuldig aussprechen über den Angeklagten, konnten

Schutz bieten gegen die Uebergriffe der Fürstenmacht, und diese wurden daher in ganz Deutschland dringend gefordert.

5) Ein anderer Uebelstand in der bisherigen Verfassung der meisten deutschen Länder hatte sich besonders in der Zeit der Noth sehr deutlich bemerkbar gemacht und vorzüglich in Preußen die dringende Nothwendigkeit der Verbesserung gezeigt; dies war das Heerwesen.

Deutschland mußte, wie es hieß, zum Schutze gegen die Uebergriffe fremder Nationen ein großes Heer ernähren, welches jährlich ungeheure Summen kostete, ohne das Geringste dem Lande einzubringen; in der That war aber dieses Heer mehr dazu bestimmt, den Thron der Fürsten zu sichern, diesen zu schützen gegen das Volk, wenn dieses einst, der Unterdrükkung müde, aufstehen sollte gegen seine gekrönten Peiniger. Die Ereignisse des Jahres 1848 haben es deutlich genug gezeigt, daß dies die hauptsächlichste Bestimmung der ungeheuren stehenden Heere war.

Nicht nur außerordentliche Geldmittel, welche der arme hungernde Arbeiter im Schweiße seines Angesichts herbeibringen mußte, wurden zur Erhaltung dieser großen stehenden Heere ohne Nutzen für das Land vergeudet, es wurden außerdem auch durch die Einziehung so vieler junger kräftiger Leute zum Soldatenstande den Gewerken und besonders dem Ackerbau die besten Kräfte geraubt und dadurch dem Emporblühen des Gewerbefleißes ein mächtiges Hinderniß in den Weg gelegt.

Trotz dieses Uebelstandes wurde aber nicht einmal der eigentliche Zweck der stehenden Heere, nämlich der Schutz Deutschlands gegen Angriffe fremder Nationen vollständig erreicht, denn die Größe dieser Heere stand doch nur in

einem geringen Verhältniß zu der großen Anzahl der waffenfähigen Männer, welche Deutschland aufzustellen vermocht hätte, wenn alle jene Männer mit Waffen versehen worden wären.

Eine Verminderung des stehenden Heeres, dagegen aber eine Bewaffnung des gesammten deutschen, waffenfähigen Volkes erschien daher dringend nothwendig und wurde überall gefordert; aber gerade diese Forderung war es, welche die Fürsten unter keiner Bedingung zugeben zu können glaubten, weil sie wohl fühlten, daß dadurch ihre Macht gebrochen werden würde, daß sie dadurch für immer die Mittel verlieren müßten, mit uneingeschränkter Willkür zu herrschen. Ihre einzige Hoffnung beruhte ja lediglich darauf, daß sie mit ihren wohleinexerzirten, wohlbewaffneten Heeren leicht das unbewaffnete Volk besiegen und es zwingen würden, noch ferner von dem eisernen Scepter der Willkür beherrscht zu leben.

Aber wie sehr hatten sie sich getäuscht! Sie hatten vergessen, daß dem begeistert für die Freiheit kämpfenden Manne jeder schwache Stab eine furchtbare Waffe ist, sie hatten vergessen, daß Söldner im Lohne der Tyrannei dem freien Manne gegenüber niemals mit dem feurigen Muthe der Begeisterung und der Selbstaufopferung kämpfen können, welcher des Sieges stets gewiß ist.

6) Wie die Fürsten stets darauf bedacht gewesen sind, die Völker zur Erhaltung ihrer Macht zurückzuhalten von der höchsten geistigen Ausbildung, so haben sie denn auch zu diesem Zwecke die Religion gemißbraucht, sie haben die Lehre Gottes angewendet, um ihr eigenes Volk in verschiedene Theile zu zerspalten und mit dem einen den andern zu unterdrücken.

In Baiern haben wir bereits gesehen, wie die ultramontane Regierungspartei die Protestanten unterdrückte, in andern Ländern war es ähnlich; aber fast in ganz Deutschland gab es eine Religion, welche seit Jahrhunderten unter dem tiefsten Drucke schmachtete, dies war die der Juden.

Fast alle Länder Deutschlands hatten für die Juden strenge, bedrückende Ausnahmsgesetze. Die Juden durften keine Staatsämter bekleiden, sie konnten in vielen Städten nicht Bürger werden, mußten höhere Steuern bezahlen als die Christen und wurden überhaupt in jeder Art bedrückt.

Auch mit manchen Sekten der christlichen Religion war es in verschiedenen Ländern Deutschlands eben so, z. B. mit den Deutsch-Katholiken in Oesterreich.

Der neu erwachte Geist der Zeit lehnt sich gegen jede ungerechte Bedrückung auf. Die Demokratie will gleiche Rechte für alle Glieder des Volks, welchem Stande, welcher Religion sie auch angehören mögen, und die Idee der Demokratie hatte schon vor der Pariser Februar-Revolution mächtige Wurzel im deutschen Volke gefaßt, wenn sie auch bisher noch nicht mit dem Namen öffentlich ausgesprochen worden war.

Allerdings bestand, besonders im Süden von Deutschland, im Februar und März unter den ungebildeten Klassen noch ein großes Vorurtheil gegen die Juden; aber um so mehr bezeichnet es den schönen und edlen Charakter, welchen die Bewegungen des Jahres 1848 tragen, daß trotzdem sich allgemein die Forderung um unbedingte Glaubens- und Gewissensfreiheit, um vollständige Gleichstellung im Staate, ohne Rücksicht auf die Religion geltend machte.

7) Eine letzte Forderung endlich, welche überall in Deutschland wiedertönte, war die um Aufhebung der verhaßten Privilegien, welche die Fürsten einem Theile des Volkes gegeben hatten, um den andern zu unterdrücken.

Es war von alter Zeit her die Maxime der Fürsten gewesen, sich Anhänger dadurch zu verschaffen, daß sie einzelne Gunstbezeugungen zum Nachtheil des übrigen Volkes an Einzelne oder besondere Klassen der Gesellschaft verwendet, daß sie diesen bestimmte Rechte zuertheilt hatten, um sich mit ihrer Hülfe sicher auf ihrem Throne zu erhalten.

So sind zum größten Theile die Bevorzugungen, die Privilegien des Adels entstanden; der Adel ist deshalb ein geborener Freund der Fürstenherrschaft und wird es bleiben.

Schon seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts waren allerdings durch Rückwirkung der ersten Revolution auf Deutschland viele der drückendsten Adelsvorrechte abgeschafft worden; aber immer noch bestanden deren eine große Menge, und besonders war der Bauernstand noch durch Frohndienste, Abgaben und andere Lasten an die adligen Gutsbesitzer in vielen Theilen Deutschlands schwer bedrängt und im Emporkommen gehindert. Der blühende Aufschwung der Landwirthschaft auf den kleinen bäuerlichen Gütern wurde durch diese Privilegien gehemmt, und daraus entsprang zum großen Theil die Theurung der nothwendigsten Lebensmittel, welche so viel Elend über unser Vaterland gebracht hat.

Das Drückende und eines freien Mannes Unwürdige dieser Lasten wurde mit jedem Tage fühlbarer und daher die Forderung um unentgeltliche Aufhebung aller Privilegien und der bäuerlichen Lasten fast in allen Ländern Deutschlands gestellt.

Dies ſind die Forderungen, welche das Volk von Deutſchland, ſeinen Fürſten gegenüber, ſtellte. Anfangs wurden dieſelben nur in den Ständeverſammlungen als demüthige Bitte hervorgehoben und in ähnlicher Weiſe auch in den Zeitungen und den Verſammlungen, welche ſich überall auch ohne die Erlaubniß der Regierungen bildeten, erörtert; aber bald ſollten die Bitten einen ernſteren, ſtrengeren Ton annehmen, ſie ſollten zu kathegoriſchen Forderungen werden, welche, wie wir ſchon in den nächſten Kapiteln ſehen werden, mit den Waffen in der Hand erkämpft werden mußten, da die Fürſten Deutſchlands ihre Zeit ſo ſchlecht verſtanden, daß ſie nicht einſahen, die Zeit der Willkührherrſchaft, die Zeit, wo man die Fürſten als die Stellvertreter Gottes auf Erden betrachtete, ſei vorüber. Sie ſahen das nicht ein, ſie zögerten, dem mächtigen Willen des Volkes nachzugeben; aber ſie wurden endlich gezwungen und ihre Weigerung hat ihnen nichts genützt, ſie hat ihnen im Gegentheil den Boden unter den Füßen fortgezogen, auf dem allein ſie ſicher ſtehen können, und das iſt die Liebe des Volkes.

Die Zeit iſt nicht fern, wo das deutſche Volk ſich erinnern wird, daß ſeine Fürſten zu einer Zeit, wo es bat, nicht nachgegeben haben, es wird ſich erinnern, daß dieſe Fürſten Ströme des edelſten Blutes haben fließen laſſen, um die Herrſchaft der Willkühr aufrecht zu erhalten, daß ſie dann gezwungen nachgegeben, daß ſie Verſprechungen ertheilt haben, die, wie wir ſpäter zeigen werden, nicht gehalten worden ſind, weil ſie nur aus Furcht gegeben wurden. Das deutſche Volk wird ſich deſſen erinnern, es wird wiſſen, wie Tyrannen, wie Verräther zu beſtrafen ſind! —

Capitel IV.

Während in ganz Deutſchland das Volk ſich immer mehr und mehr ſeiner natürlichen Rechte bewußt wurde, während überall ſich Volksverſammlungen — trotz der dagegen beſtehenden Verbote — bildeten, in denen die Intereſſen des Volkes freimüthig beſprochen wurden, während es mit jedem Tage ſich klarer und deutlicher zeigte, daß das Volk von Deutſchland mit Gewalt ſich die Bewilligung derjenigen Forderungen ertrotzen werde, welche wir im vorigen Kapitel dargeſtellt haben, wenn dieſelben ihm von den Regierungen nicht in Güte und Frieden gewährt würden, ſaß in Frankfurt die alte deutſche Fürſtenbehörde und berieth. —

Der Bundestag befand ſich in einer ſchrecklichen Lage. Er ſah den ganzen politiſchen Horizont mit dichten ſchwarzen Gewitterwolken bedeckt, ſchon ertönte von ferne der Donner der nahen Revolution, immer ſchwärzer, immer dichter zogen ſich die ſchweren Wolken um ſein Haupt zuſammen, mit jedem Augenblicke mußte er fürchten, daß ſie ſich entladen, daß ihre tödtenden Blitze ihn treffen würden.

Er durfte den Intereſſen der Fürſten nichts vergeben, und dennoch mußte er es, wenn er nicht fürchten wollte, eine völlige Vernichtung über die ſämmtlichen Fürſtenhäuſer Deutſchlands zu bringen, eine völlige Vernichtung, denn im Weſten ſtand die junge Republik Frankreich in jedem Augenblick bereit, die etwa in Deutſchland ausbrechenden republikaniſchen Bewegungen mit kräftiger Hülfe zu unter-

stützen, im Osten regten sich wieder die Polen, um jeden Aufstand in Deutschland zu ihrer eigenen Befreiung vom drückenden Joche der Deutschen zu benutzen, und in Deutschland selbst gährte es, mit jedem Tage standen in Wien, in Berlin und in den übrigen Hauptstädten des deutschen Vaterlandes blutige Aufstände bevor.

In der Angst um seine Existenz, in der Furcht vor der gänzlichen Vernichtung der Fürstenmacht, griff der Bundestag zu einem letzten Mittel, er appellirte an die Großmuth, an das Vertrauen des deutschen Volkes. Der Bundestag, der bisher das Volk nur in so fern berücksichtigt hatte, als er dasselbe für ein Mittel zur Macht der Fürsten betrachtet hatte, der Bundestag, der bisher mit eiserner Konsequenz die Völker in die Unmündigkeit zurückgedrängt, der jeder Regung des freien Gedankens streng entgegengetreten war, um die Völker nicht zum Selbstbewußtsein kommen zu lassen, der nur mit den Regierungen, nie mit dem Volke selbst unterhandelt hatte, wendete sich jetzt an dieses, um es zur Sicherung Deutschlands, zu einmüthiger Kraftanstrengung aufzufordern.

Das war bedeutungsvoll! Die Proklamation des Bundestags lautete folgendermaßen:

„Der deutsche Bundestag, als das gesetzliche Organ der nationalen und politischen Einheit Deutschlands, wendet sich vertrauensvoll an die deutschen Regierungen und das deutsche Volk.

Verfassungsmäßig berufen, für die Erhaltung der innern und äußern Sicherheit Deutschlands zu sorgen, spricht der Bundestag seine Ueberzeugung dahin aus, daß beide nur ungefährdet bleiben können, wenn in allen deutschen

erstatteten ausführlichen Vortrag der Commission in Preß-Angelegenheiten behufs einer möglichst gleichförmigen Bundes-Preßgesetzgebung erbeten hat, so hat sie auf anderweitigen Vortrag der Commission beschlossen:

1) „Jedem Deutschen Bundesstaate wird freigestellt, die Censur aufzuheben und Preßfreiheit einzuführen.

2) Dies darf jedoch nur unter Garantieen geschehen, welche die anderen Deutschen Bundesstaaten und den ganzen Bund gegen Mißbrauch der Preßfreiheit möglichst sicher stellen."

Durch dieses Zugeständniß glaubte der Bundestag ungeheuer viel gethan zu haben und sein Muth wurde noch verstärkt, als durch das folgende Manifest Lamartine's auch die Besorgniß vor einer bewaffneten Intervention Frankreichs in die deutschen Angelegenheiten verschwand, oder sich wenigstens verminderte.

Dieses Manifest Lamartine's, welches derselbe an alle diplomatischen Agenten Frankreichs bei den auswärtigen Staaten erließ, ist ein gewichtiges Aktenstück auch für die Geschichte der deutschen Revolution, auf welche es von großem Einfluß gewesen ist, da die in demselben ausgesprochenen Ideen einen lauten Wiederhall fanden überall in den Herzen des deutschen Volkes, weil andererseits das Volk fühlte, daß es auch ohne die Hülfe der französischen Republik stark genug sein müsse, um sich selbst die Freiheit zu erringen, wenn es der Freiheit würdig sein wolle.

Das Lamartine'sche Manifest lautet folgendermaßen:

„Mein Herr! — Sie kennen die Ereignisse von Paris, den Sieg des Volkes, seinen Heldenmuth, seine Mäßigung, seine Beschwichtigung, die Wiederherstellung der Ruhe durch

die Mitwirkung aller Bürger, wie wenn, in dieser Zwischen-Herrschaft der sichtbaren Gewalten, die allgemeine Vernunft für sich allein die Regierung von Frankreich wäre. Die französische Revolution ist in ihre definitive Periode eingetreten. Frankreich ist Republik; die französische Republik bedarf der Anerkennung nicht, um zu existiren. Sie besteht durch natürliches Recht. Sie ist der Wille eines großen Volkes, welches nur sich seine Berechtigung abverlangt. Da jedoch die französische Republik in die Familie der eingesetzten Regierungen als eine geregelte Macht, und nicht als ein die europäische Ruhe störendes Phänomen einzutreten wünscht, so ist es angemessen, daß Sie der Regierung, bei welcher Sie accreditirt sind, schleunig die Grundsätze und die Tendenzen kundmachen, welche fortan die äußere Politik der französischen Regierung bestimmen werden. Die Proklamirung der französischen Republik ist durchaus kein Angriffs-Akt gegen irgend eine Regierungs-Form in der Welt. Die Regierungs-Formen haben eben so legitime Verschiedenheiten, wie die Verschiedenheiten des Charakters, der geographischen Lage und der geistigen, sittlichen und materiellen Entwickelung bei den Völkern. Die Nationen haben, wie die Individuen, verschiedene Alter. Die Grundsätze, welche sie regieren, haben auf einander folgende Phasen. Die monarchischen, aristokratischen, constitutionellen, republikanischen Regierungen sind der Ausdruck dieser verschiedenen Stufen der Reife des Genius der Völker. Sie begehren mehr Freiheit in dem Maße, wie sie sich fähig fühlen, mehr zu vertragen; sie verlangen mehr Gleichheit und Volksherrschaft in dem Maße, wie sie von mehr

Gerechtigkeit und Liebe für das Volk begeiſtert ſind. Dies iſt eine Frage der Zeit. Ein Volk geht verloren, wenn es der Stunde dieſer Reife vorgreift, wie es ſich entehrt, wenn es ſie unbenutzt entweichen läßt. Die Monarchie und die Republik ſind in den Augen wahrhafter Staatsmänner keine abſoluten Grundſätze, welche ſich auf den Tod bekämpfen; es ſind Thatſachen, welche einen Gegenſatz bilden und Angeſicht gegen Angeſicht beſtehen können, indem ſie ſich begreifen und ſich achten. Der Krieg iſt alſo nicht der Grundſatz der franzöſiſchen Republik, gleichwie er im Jahre 1792 ihre fatale und glorreiche Nothwendigkeit wurde. Nach einem halben Jahrhundert auf den Grundſatz oder auf den Eroberungsgrundſatz des Kaiſerreichs zurückkehren, dies wäre kein Vorſchreiten, es hieße in der Zeit rückwärts gehen. Die Revolution von geſtern iſt ein Schritt vorwärts, nicht zurück. Die Welt und wir, wir wollen der Verbrüderung und dem Frieden entgegen gehen. Wenn die Lage der franzöſiſchen Republik im Jahre 1792 den Krieg erklärte, ſo erklären die zwiſchen jenem Zeitraume unſerer Geſchichte und dem Zeitraume, worin wir leben, beſtehenden Verſchiedenheiten den Frieden. Suchen Sie dieſe Verſchiedenheiten aufzufaſſen, um ſie in ihrem Umkreiſe begreiflich zu machen. Im Jahre 1792 war die Nation nicht eine einzige. Zwei Völker beſtanden auf dem nämlichen Boden. Ein ſchrecklicher Kampf verlängerte ſich noch zwiſchen den ihrer Vorrechte entſetzten Klaſſen, und denen, welche Gleichheit und Freiheit erobert hatten. Die außer Beſitz geſetzten Klaſſen vereinten ſich mit dem gefangenen Königthum und mit dem eiferſüchtigen Auslande, um Frankreich ſeine Revolution abzuläugnen

und um ihm die Monarchie, die Aristokratie und die Theokratie durch die Invasion wieder aufzulegen. Die Freiheit hat Alles frei gemacht. Die Gleichheit vor dem Gesetze hat Alles gleich gemacht. Die Verbrüderung, deren Anwendung wir verkünden und deren Wohlthaten die National-Versammlung organisiren muß, wird Alles vereinigen. Es giebt keinen einzigen Bürger in Frankreich, welcher Meinung er auch angehöre, der sich nicht um den Grundsatz „das Vaterland vor Allem" schaart, und der es nicht gerade durch diese Vereinigung allen Versuchen und Besorgnissen der Invasion unbezwingbar macht. Im Jahre 1792 war es nicht das gesammte Volk, welches in den Besitz seiner Regierung eingetreten war, es war blos die Mittel-Klasse, welche die Freiheit ausüben und dieselbe genießen wollte. Der Triumph der Mittel-Klasse war damals eigensüchtig, wie der Triumph jeder Oligarchie. Sie wollte die durch Alle errungenen Rechte für sich allein zurückbehalten. Sie mußte, um dies zu bewirken, dem Regierungs-Antritte des Volkes eine starke Diversion machen, indem sie es auf die Schlachtfelder schleuderte, um es zu verhindern, in seine eigene Regierung einzutreten. Diese Diversion, es war der Krieg. Der Krieg war der Gedanke der Monarchisten und der Girondisten; er war nicht der Gedanke der mehr vorgeschrittenen Demokraten, welche, wie wir, die aufrichtige, vollständige und regelmäßige Herrschaft des Volkes selbst wollten, indem sie unter diesem Namen alle Klassen, aus denen das Volk besteht, ohne Ausschließung und Bevorzugung verstanden. Im Jahre 1792 war das Volk nur das Werkzeug der Revolution, es war nicht der Gegenstand derselben. Heute hat sich die Revolution durch das Volk

und für daſſelbe gemacht; es iſt ſelbſt die Revolution. Indem es darin eintritt, bringt es ſeine neuen Bedürfniſſe der Arbeit, des Gewerbefleißes, des Unterrichts, des Ackerbaues, des Handels, der Sittlichkeit, des Wohlſeins, des Eigenthums, des wohlfeilen Lebens, der Schifffahrt und der Civiliſation mit, welche ſämmtlich Bedürfniſſe des Friedens ſind. Das Volk iſt der Friede; es iſt ein und daſſelbe Wort. Im Jahre 1792 waren die Ideen von Frankreich und Europa nicht vorbereitet, die große Harmonie der Nationen zu begreifen und zur Wohlthat des menſchlichen Geſchlechts unter ſich aufzunehmen. Der Gedanke des ablaufenden Jahrhunderts war nur in den Köpfen einiger Philoſophen. Heute iſt die Philoſophie populair. Fünfzig Jahre der Freiheit zu denken, zu reden und zu ſchreiben, haben ihr Ergebniß hervorgebracht. Die Bücher, die Journale, die Tribunen haben das Apoſtolat der europäiſchen Vernunft bewirkt. Die Vernunft, überall her ſtrahlend, über die Grenzen der Völker hinaus, hat zwiſchen den Geiſtern dieſe große geiſtige Nationalität geſchaffen, welche die Vollendung der franzöſiſchen Revolution und die Errichtung der internationalen Verbrüderung auf dem Erdkreiſe ſein wird. Kurz, im Jahre 1792 war die Freiheit eine Neuheit, die Gleichheit war ein Aergerniß, die Republik war eine Aufgabe. Das Anrecht der Völker, durch Fenelon, Montesquieu, Rouſſeau kaum entdeckt, war ſo ſehr vergeſſen, vergraben, durch die alten feudalen, dynaſtiſchen und prieſterlichen Ueberlieferungen entweiht, daß den Staatsmännern der alten Schule die rechtmäßige Einſchreitung des Volkes in ſeinen Angelegenheiten eine Ungeheuerlichkeit bedünkte. Die Demokratie machte zugleich die Throne und die Grundlagen

der Gesellschaft zittern. Heute haben sich die Throne und die Völker an das Wort, an die Formen und an die regelmäßigen Agitationen der in verschiedenen Verhältnissen fast in allen Staaten ausgeübten Freiheit gewöhnt. Sie werden sich an die Republik gewöhnen, welche ihre vollständige Form bei den reiferen Nationen ist. Sie werden anerkennen, daß es eine konservirende Freiheit giebt; sie werden anerkennen, daß man in der Republik nicht blos eine bessere Ordnung, sondern daß man in dieser Regierung Aller für Alle mehr wahrhafte Ordnung haben kann, als in der Regierung Einiger für Einige.

Aber abgesehen von diesen uneigennützigen Betrachtungen sollte das alleinige Interesse der Befestigung und der Dauer der Republik schon den Staatsmännern von Frankreich Friedensgedanken einflößen. Nicht das Vaterland ist es, welches im Kriege die meiste Gefahr läuft; die Freiheit ist es. Der Krieg ist fast immer eine Diktatur. Die Soldaten vergessen die Institutionen über den Männern. Der Ruhm blendet die Vaterlandsliebe. Der Zauber eines siegreichen Namens umschleiert das Attentat auf die National-Souverainetät. Die Republik will Ruhm, ohne Zweifel aber sie will ihn für sich selbst und nicht für Cäsare oder Napoleone. Täuschen Sie sich nichts desto weniger nicht. Diese Ideen, welche die provisorische Regierung Sie beauftragt, als Pfand der europäischen Sicherheit den Mächten darzubieten, haben nicht zum Zwecke, der Republik für die Kühnheit, daß sie zu entstehen wagte, Verzeihung zu verschaffen, und noch weniger bezwecken sie, dehmüthig die Stelle eines großen Rechtes und eines großen Volkes in Europa zu verlangen. Sie haben einen ed-

feren Zweck, den nämlich, die Souveraine und die Völker nachdenken zu machen, ihnen nicht zu gestatten, sich unfreiwillig über den Charakter unserer Revolution zu täuschen, dem Ereignisse sein wahres Licht und seine richtige Physiognomie, und der Menschheit Unterpfänder zu geben, bevor wir deren unseren Rechten und unserer Ehre geben, wenn sie mißkannt oder bedroht würden. Die französische Republik wird also den Krieg gegen Niemand beabsichtigen. Sie hat nicht zu sagen nöthig, daß sie ihn annehmen wird, wenn man dem französischen Volke Kriegsbedingungen stellt. Der Gedanke der Männer, welche in diesem Augenblicke Frankreich regieren, ist folgender: Glücklich Frankreich, wenn man ihm den Krieg erklärt und wenn man es auf solche Weise zwingt, an Stärke und Ruhm, trotz seiner Mäßigung, größer zu werden! Schreckliche Verantwortlichkeit über Frankreich, wenn die Republik selbst den Krieg erklärt, ohne dazu herausgefordert zu sein! In dem ersteren Falle würden ihr kriegerischer Geist, ihre Ungeduld, während so vieler Friedensjahre angesammelte Kraft sie daheim unbesiegbar und vielleicht jenseits ihrer Grenzen furchtbar machen. Im zweiten Falle würde sie die Erinnerungen an ihre Eroberungen, welche die Nationalitäten abgeneigt machen, gegen sich wenden, und sie würde ihr erstes und ihr allgemeinstes Bündniß kompromittiren: den Geist der Völker und den Genius der Civilisation. Nach diesen Grundsätzen, mein Herr, welche die Grundsätze Frankreichs bei kaltem Blute sind, Grundsätze, welche es ohne Furcht, wie ohne Trotz, seinen Freunden und seinen Feinden bieten kann, werden Sie wohl die folgenden Erklärungen sich einprägen wollen: Die Verträge von 1815 bestehen nicht mehr von Rechtswegen

in den Augen der franzöſiſchen Republik; die territorialen Umgrenzungen dieſer Verträge jedoch ſind eine Thatſache, welche ſie als Grundlage und als Ausgangspunkt in ihren Beziehungen mit den anderen Mächten zuläßt. Wenn aber die Verträge von 1815 nur noch als durch gemeinſame Uebereinſtimmung abzuändernde Thatſache exiſtiren, und wenn die Republik laut erklärt, daß ſie das Recht und den Beruf hat, regelmäßig und friedlich zu dieſen Abänderungen zu gelangen, ſo exiſtiren der geſunde Verſtand, die Mäßigung, das Gewiſſen und die Klugheit der Republik, und ſind für Europa eine beſſere und ehrenhaftere Garantie, als die Buchſtaben dieſer von ihm ſo verletzten und abgeänderten Verträge. Suchen Sie, mein Herr, dieſe Emancipation der Republik von den Verträgen von 1815 begreiflich zu machen, ihre aufrichtige Zulaſſung zu bewirken und zu zeigen, daß dieſe Freimachung nichts mit der Ruhe von Europa Unverſöhnliches hat. So würde, wir ſagen es laut, wenn die Stunde der Wiederaufrichtung einiger in Europa oder anderswo unterdrückten Nationalitäten uns in den Verfügungen der Vorſehung geſchlagen zu haben ſchiene, wenn die Schweiz, unſere treue Verbündete ſeit Franz I., in der Bewegung des Wachsthums, welche ſie bei ſich bewerkſtelligt, um dem Bunde der demokratiſchen Regierungen eine Kraft mehr zu leihen, beſchränkt und bedroht würde, wenn die unabhängigen Staaten Italiens angegriffen würden, wenn man ihren inneren Umbildungen Grenzen oder Hinderniſſe anferlegen würde, wenn man ihnen mit bewaffneter Hand das Recht beſtritte, ſich zu verbünden, um ein italieniſches Vaterland zu befeſtigen — die frazöſiſche Republik ſich berechtgt glauben, ſich ſelbſt zu waffnen, um dieſe

legitimen Bewegungen des Wachsthums und der Nationalität der Völker zu beſchützen. Die Republik, Sie ſehen es, iſt mit dem erſten Schritte über die Aera der Aechtungen und Diktaturen hinausgetreten. Sie iſt entſchloſſen, die Freiheit im Innern niemals zu verhüllen. Sie iſt in gleicher Weiſe entſchloſſen, nie ihr demokratiſches Prinzip nach Außen zu verhüllen. Sie wird Niemand die Hand legen laſſen zwiſchen das friedliche Strahlen ihrer Freiheit und den Blick der Völker. Sie verkündet ſich als geiſtige und herzliche Verbündete aller Rechte, aller Fortſchritte, aller legitimen Entwickelungen der Inſtitutionen der Völker, welche nach dem nämlichen Grundſatze, wie der ihrige, leben wollen. Sie wird keine ſtumme oder brandſtiftende Propaganda bei den Nachbarn machen. Sie weiß, daß es keine dauerhaften Freiheiten giebt außer denen, welche von ſelbſt aus ihrem eigenen Boden erwachſen. Aber ſie wird durch die Wärme ihrer Ideen, durch das Schauſpiel der Ordnung und des Friedens, welches ſie der Welt zu geben hofft, den einzigen und rechtlichen Proſelytismus machen, den Proſelytismus der Achtung und der Sympathie. Dies iſt keineswegs der Krieg, dies iſt die Natur; dies heißt nicht die Welt in Brand ſtecken, es heißt von ſeinem Platze aus auf den Geſichtskreis der Völker ſtrahlen, um ihnen zugleich voranzugehen und ſie zu leiten. Wir wünſchen für die Humanität, daß der Friede bewahrt werde, wir hoffen es ſogar. Eine einzige Kriegsfrage iſt vor einem Jahre zwiſchen Frankreich und England geſtellt worden. Dieſe Kriegsfrage hatte nicht das republikaniſche Frankreich geſtellt, ſondern die Dynaſtie. Die Dynaſtie nimmt mit ſich die Gefahr des Krieges hinweg, welche ſie durch den rein perſönlichen

Ehrgeiz ihrer Familien-Bündnisse in Spanien für Europa angeregt hatte. So lastete diese häusliche Politik der gefallenen Dynastie, welche seit siebzehn Jahren auf unsere Nationalwürde lastete, zu gleicher Zeit, durch ihre Ansprüche auf eine Krone mehr in Madrid, auf unseren liberalen Bündnissen und auf dem Frieden. Die Republik hat keinen Ehrgeiz. Die Republik hat keinen Nepotismus; sie erbt nicht die Ansprüche einer Familie. Möge Spanien sich selbst regieren; möge Spanien unabhängig und frei sein. Frankreich rechnet für die Haltbarkeit dieses natürlichen Bündnisses mehr auf die Gleichförmigkeit der Grundsätze, als auf die Successionen des Hauses Bourbon. So ist, mein Herr, der Geist der Rathschläge der Republik. So wird unveränderlich der Charakter der freien, starken und gemäßigten Politik sein, welche Sie zu vertreten haben werden. Die Republik hat in der Gebnrt und inmitten eines nicht vom Volke veranlaßten Kampfes drei Worte ausgesprochen, welche ihre Seele enthüllt haben und welche auf ihre Wiege die Segnungen Gottes herabrufen werden: Freiheit, Gleichheit, Brüderschaft. Sie hat am andern Tage durch die Abschaffung der Todesstrafe in politischen Dingen den wahrhaften Commentar zu diesen drei Worten im Innern geliefert: geben Sie Ihnen auch ihren wahren Commentar im Auslande. Der Sinn dieser drei Worte, auf unsere auswärtigen Beziehungen andewendet, ist folgender: Freimachung Frankreichs von den Ketten, welche auf seinen Grundsätzen und auf seiner Würde lasteten; Wiedererlangung des Ranges, den es im Niveau der großen europäischen Mächte einnehmen muß; endlich Erklärung von Bündniß und Freundschaft an alle Völker.

Wenn Frankreich ſeinerſeits das Bewußtſein des liberalen und civiliſirenden Berufes im Jahrhundert hat, ſo liegt darin nicht eins jener Worte, welche Krieg andeuten. Wenn Europa klug und gerecht iſt, ſo liegt darin nicht eins jener Worte, welche nicht Frieden andeuten.

Genehmigen Sie, mein Herr, die Verſicherung meiner ausgezeichnetſten Hochachtung.

Lamartine,

Mitglied der proviſoriſchen Regierung der Republik und Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten.

Während dies Manifeſt auf die Völker Deutſchlands einen höchſt günſtigen Eindruck machte und ſie entflammte, glaubte auch der Bundestag durch daſſelbe eine Sicherung empfangen zu haben, er war jetzt wenigſtens darüber beruhigt, daß Frankreich nicht mit Waffengewalt die Republik in Deutſchland zu proclamiren verſuchen würde.

Der Bundestag gewann dadurch wieder neuen Muth, er ließ nun ſofort Aufforderungen an die Regierungen ergehen, die Grenzen zu armiren, die Feſtungswerke in gehörigen Stand zu ſetzen, und agitirte in ſeiner alten gewöhnlichen Art. Nur eins iſt in dem ferneren Wirken des Bundestages, mit dem wir fernerhin wenig mehr zu thun haben werden, da wir faſt nur noch ſeine Auflöſung zu erzählen haben, bemerkenswerth, das iſt nämlich ſein Beſchluß, eine Reviſion der Bundesverfaſſung Deutſchlands zu bewerkſtelligen, deren Hohlheit und Unhaltbarkeit ſelbſt den Bundestagsgeſandten einleuchtete.

Am 10. März ließ der Bundestag eine Aufforderung an die Regierungen, unverzüglich Männer des öffentlichen

Vertrauens nach Frankfurt zu ſenden, welche dort eine Reviſion der deutſchen Bundesverfaſſung vornehmen ſollten. Am 25. März wiederholte der Bundestag dieſe Aufforderung, inwiefern ſie befolgt wurde, und welche Maßregeln zur Auflöſung des Bundestages von dem deutſchen Parlament getroffen wurden, werden wir aus einer ſpäteren Abtheilung erſehen. Wir gehen jetzt zur Erzählung der Revolution in den einzelnen Ländern Deutſchlands über und beginnen bei Preußen.

Wenn wir die Geſchichte der Berliner Revolution als die erſte geben, ſo haben wir darüber einige Worte der Entſchuldiguug zu ſagen, denn ſcheinbar ſollten wir bei Baden uud den übrigen ſüddeutſchen Ländern anfangen, in denen die franzöſiſche Revolution zuerſt ihren Wiederhall fand, in denen die erſten revolutionairen Bewegungen Deutſchlands ſich zeigten.

Wir nehmen deſſen ungeachtet die preußiſche Staatsumwälzung zuerſt, weil uns dieſe als die wichtigſte in ganz Deutſchland erſcheint und weil wir glauben, daß ſie von dem weſentlichſten Einfluß auf die Geſtaltung unſeres Vaterlandes geweſen iſt.

Ueberhaupt fühlen wir uns gedrungen, den gütigen Leſer um Verzeihung zu bitten, wenn er in dieſem Werke eine feſte geregelte Ordnung vermißt. Im gegenwärtigen Augenblick eine ſyſtematiſche Geſchichte der Jahre 1847 und 1848 zu ſchreiben, iſt in der That unmöglich, erſt nach Jahren werden wir einen ſichern Ueberblick über die ereignißreiche und bedeutungsvolle Zeit gewinnen können, in der wir zu leben das Glück haben, dann werden auch in einer neuen Ausgabe dieſes Werkes die Fehler der Ungeordnetheit und Zer-

riſſenheit, welche wir ſelbſt in demſelben ſehr wohl fühlen, verbeſſert werden. Bis dahin ſollen dieſe Blätter nur dienen, um in dem Leſer die Erinnerung an die Ereigniſſe, welche er theils ſelbſt durchlebt, theils aus den Zeitungen geleſen hat, wach und lebenskräftig zu erhalten.

Capitel V.

Preußen.

1.

Schon in der allgemeinen Einleitung zu Deutſchland haben wir das Wichtigſte über die Zuſtände Preußens vor der Revolution geſagt, wir können uns deshalb hier kürzer faſſen und nur mit wenigen Worten das Jahr 1847 berühren, um ſogleich auf die weltgeſchichtlichen Ereigniſſe überzugehen, welche der März 1848 für Berlin und damit für ganz Preußen brachte.

Am 2. Februar 1847 wurde vom König das folgende Patent veröffentlicht, mit welchem derſelbe die Verheißungen ſeines Vaters Friedrich Wilhelm III. zu erfüllen glaubte.

„Wir, Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen ꝛc. ꝛc. thun kund und fügen hiermit zu wiſſen: Seit dem Antritt Unſerer Regierung haben Wir der Entwickelung der ſtändiſchen Verhältniſſe Unſeres Landes ſtets Unſere beſondere Sorgfalt zugewendet. Wir erkennen in dieſer Angelegenheit eine der wichtigſten Aufgaben des von Gott Uns verliehenen Königlichen Berufes, in welchem Uns

das zwiefache Ziel vorgesteckt ist: die Rechte, die Würde und Macht der Uns von Unsern Vorfahren ruhmreichen Andenkens vererbte Krone unversehrt Unsern Nachfolgern in der Regierung zu bewahren, zugleich aber auch den getreuen Ständen Unserer Monarchie diejenige Wirksamkeit zu verleihen, welche, in Einklang mit jenen Rechten und den eigenthümlichen Verhältnissen Unserer Monarchie, dem Vaterlande eine gedeihliche Zukunft zu sichern geeignet ist. In Hinblick hierauf haben Wir, fortbauend auf den von Unsers in Gott ruhenden Herrn Vaters Majestät gegebenen Gesetzen, namentlich auf der Verordnung über das Staatsschuldenwesen vom 17. Januar 1820 und auf dem Gesetze wegen Anordnung der Provinzialstände vom 5. Juni 1823 beschlossen, was folgt: 1) So oft die Bedürfnisse des Staats entweder neue Anleihen, oder die Einführrug neuer, oder eine Erhöhung der bestehenden Steuern erfordern möchten, werden Wir die Provinzialstände der Monarchie zu einem Vereinigten Landtage um Uns versammeln, um für erstere die durch die Verordnung über das Staasschuldenwesen vorgesehene ständische Mitwirkung in Anspruch zu nehmen und zu letzterer Uns ihrer Zustimmung zu versichern.

2) Den vereinigten ständischen Ausschuß (bestehend aus einer Vereinigung der ständischen Ausschüsse der Provinzial-Landtage) werden Wir fortan periodisch (alle 4 Jahre) zusammenbernfen.

3) Dem Vereinigten Landtage und in dessen Vertretung dem vereinigten ständischen Ausschusse übertragen wir:

a) in Beziehung auf den ständischen Beirath bei der Gesetzgebung diejenige Mitwirkung, welche den Provinzialständen durch das Gesetz vom 5. Juni 1823 §. III.

Nr. 2., so lange keine allgemeine ständische Versammlungen Statt finden, beigelegt war;

b) die durch das Gesetz vom 17. Januar 1820 vorgesehene ständische Mitwirkung bei der Verzinsung und Tilgung der Staatsschulden, soweit solche nicht der ständischen Deputation für das Staatsschuldenwesen übertragen wird;

c) das Petitionsrecht über innere, nicht blos provinzielle Angelegenheiten.

Alles dies nach näherer Vorschrift der Verordnungen vom heutigen Tage: über die Bildung des Vereinigten Landtages, über die periodische Zusammenberufung des vereinigten ständischen Ausschusses und dessen Befugnisse und über die Bildung einer ständischen Deputation für das Staatsschuldenwesen.

Indem Wir sonach über die Zusage Unseres höchstseligen Herrn Vaters Majestät hinaus die Erhebung neuer sowie die Erhöhung der bestehenden Steuern an die im Wesen deutscher Verfassung begründete Zustimmung der Stände gebunden und dadurch Unsern Unterthanen einen besondern Beweis Unsers königlichen Vertrauens gegeben haben, erwarten Wir mit derselben Zuversicht auf ihre so oft erprobte Treue und Ehrenhaftigkeit, mit welcher Wir den Thron Unserer Väter bestiegen haben, daß sie Uns auch bei diesem wichtigen Schritte getreulich zur Seite stehen und Unsere — nur auf des Vaterlandes Wohl gerichteten — Bestrebungen nach Kräften unterstützen werden, damit denselben unter Gottes gnädigem Beistande das Gedeihen nicht fehle. —

Urkundlich unter Unserer höchsteigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Königlichen Insiegel.

Gegeben Berlin, den 3. Februar 1847.

Friedrich Wilhelm."

Hatte der König geglaubt, durch dieses Patent dem Lande eine Freude zu bereiten, seine längst verlorene Popularität wieder zu gewinnen, so hatte er sich sehr geirrt. Das preußische Volk war in den letzten Jahren in der politischen Bildung sehr vorgeschritten und es vermochte es daher sehr leicht, dieses Patent zu durchschauen, welches nichts anderes war, als eine nichts bedeutende, etwas verschleierte Form des Absolutismus. Die Redensart, der König habe noch über die Zusage seines Vaters hinaus etwas gegeben, konnte daher nur neue Mißstimmung erregen und ihre verdiente Würdigung treffen.

Wie dies Patent eigentlich gemeint sei, gab der König in seiner Thronrede bei der Eröffnung des vereinigten Landtages am 11. April 1847 deutlich kund, indem er mit dürren Worten sagte, er werde nie eine Constitution geben. Diese Thronrede, eine Sammlung von Redensarten, wie die folgenden: „Wehe dem, der mir meine Krone antastet," oder — „Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen," oder „Niemals solle ein Blatt Papier zwischen dem Könige und dem ihm von Gott anvertrauten Volke sein," — bewies deutlich genug, daß der König fest entschlossen war, auf dem alten Wege fortzugehen, das alte System mit aller Kraft aufrecht zu erhalten.

Wäre das Volk noch im Zweifel über diese Absicht des Königs gewesen, aber es war es nicht, so hätte es doch durch die Art, mit der derselbe die Beschlüsse des Ver-

einigten Landtages aufnahm, zur vollen Klarheit kommen müſſen. Er verweigerte denjenigen Beſchlüſſen, welche ihm nicht gefielen, ohne weiteres die Sanktion, ganz in derſelben Art, wie er dies früher bei den Provinzial-Landtagen gethan hatte.

Ein beſonderer Widerwille hatte ſich im Volk und ſelbſt im Landtage gegen die Wahl der ſtändiſchen Ausſchüſſe kund gegeben, aber die Regierung ſetzte dieſe Wahl durch, obgleich ſich 60 Abgeordnete der Wahl ganz enthielten und 160 die Wahl nur unter Vorbehalt trafen. Es wurde dadurch eine Behörde geſchaffen, welche mit der Machtvollkommenheit des Landtages an deſſen Stelle ſitzen und die Periodicität deſſelben mehr oder weniger überflüſſig machen ſollte. Dieſem ſtändiſchen Ausſchuß, der gegen den offen ausgeſprochenen Willen des geſammten preußiſchen Volks ins Leben gerufen worden war, wurde ein Strafgeſetzentwurf vorgelegt, der, unter dem berühmten Savigny verfaßt, eine Sammlung von Geſetzen war, welche die Willkührherrſchaft des Despotismus in jeder Weiſe zu ſtärken berechnet waren. Es waren darin entehrende Strafen auf politiſche Vergehen und Verbrechen gelegt, ſelbſt die Irreligioſität wurde ſtreng beſtraft unter allerhand Vorwänden.

So wurde von der preußiſchen Regierung das alte Syſtem noch im Jahre 1847 immer mehr und mehr ausgebildet, zu einem immer höheren Glanze gebracht, während es ſchon längſt im Volke jeden Boden verloren hatte und überall Haß und Verachtung fand.

Es konnte dies in der That aber kaum anders ſein, denn an der Spitze der Regierung ſtanden Männer, wie *Eichhorn*, **Thiele**, **Bodelſchwing**, **Mühler**, **Sa-**

vigny u. s. w., sämmtlich Männer, welche vollständig dem alten System angehörten, jede neuere Richtung verdammten und welche meistens, besonders die beiden Ersten, auch in religiöser Richtung dem Fortschritt schroff entgegen standen. Von diesen Männern war der König umgeben, sie beherrschten eigentlich den Staat und beuteten ihn aus, um für sich und ihre Kreaturen vortheilhafte und Ehrenstellen zu erjagen.

So hatten sich denn in Preußen schon im Jahre 1847 zwei Partheien gebildet, welche sich schroff gegenüber standen. Zu der einen, der absolutistischen, also damals konservativen Parthei, gehörte hauptsächlich der Hof, der größte Theil der Beamtenwelt, mit Ausnahme des Richterstandes, und der vornehme Adel, der mit unzerreißbaren Fäden stets am Hofe festhält.

Zu der andern, der sogenannten liberalen oder Fortschrittsparthei, gehörte fast das ganze irgend intelligente Volk, welches in den letzten Jahren eine von oben her nicht geahnte politische Reife sich erworben hatte. Aber auch diese liberale Parthei war noch sehr gemäßigt. Sie wollte nichts als eine Constitution, welche den Absolutismus einigermaßen beschränkte, Preßfreiheit, bei einem Preßgesetz, freies Associationsrecht und möglichst allgemeine Wahlfähigkeit, jedoch mit Census. An Einkammersystem, direkte Wahlen ohne Census, Volksveto oder höchstens suspensives Veto der Krone, und an alle die Forderungen, welche jetzt von der Demokratie aufgestellt werden, dachte jene durch eine ungeheure Majorität im Lande vertretene Parthei noch gar nicht, sie war vom Flügelschlage der Zeit so weit noch nicht getragen.

gerichteten Aufträge bei der Bundesversammlung schleunigst zur Entscheidung gefördert werden. Sollte dies unerwartet auf Hindernisse oder Verzögerungen stoßen, so würde Ich dann mit einer auf Censurfreiheit begründeten, durchgreifenden Reform der Preßgesetzgebung, vorbehaltlich des späteren ständischen Beiraths, interimistisch vorgehen, weshalb auch dieserhalb die Vorbereitungen so zu treffen sind, daß eintretenden Falls sofort ein Meinen Absichten entsprechendes Gesetz erlassen werden könne.

Berlin, den 8. März 1848.

Friedrich Wilhelm.

An das Staatsministerium."

Wieder vertröstete in einer Zeit der Revolution die Regierung das Volk mit Versprechungen, an die Niemand glaubte, sie sollte bald die Früchte ihrer Handlungen ernten!

Man glaubte, Berlin schlafe, und doch hätte ein tieferer Blick leicht das Gegentheil gezeigt. In allen Restaurationen, Konditoreien und Lesekabinetten war fortwährend ein zahlreiches Publikum versammelt, gemischt aus allen Ständen, welches mit der unendlichsten Begierde die Nachrichten erwartete, die von den Zeitungen aus Frankreich und Süddeutschland gebracht wurden. Eine wilde Aufregung hatte sich dabei aller Gemüther bemächtigt, das Lesen selbst ging den Leuten zu langsam, überall sah man Vorleser, auf Tischen und Stühlen stehend, den Versammelten die Nachrichten aus dem Westen und Süden mittheilen, und ein einziger Blick auf die in gespanntester Erwartung glühenden Gesichter der Zuhörer hätte dem tieferen Menschenkenner zeigen können, daß die Berliner Revolution *nicht fern sei.*

Wenn auch Alles scheinbar seinen gewöhnlichen Gang ging, so herrschte doch überall eine drohende Gewitterschwüle. Am besten zeigte sich dieselbe auf der Börse, diesem Thermometer der politischen Luft, denn alle Papiere fielen auf derselben mit furchbarer Geschwindigkeit und die Geschäfte standen bald fast still; aber auch auf den Straßen der Residenz konnte man sie deutlich bemerken. Kleine Gruppen von Leuten bildeten sich an den öffentlichen Vergnügungsorten, und man hörte Reden, wie sie wohl sonst selten in den Mauern von Berlin vernommen worden sind. Niemand kümmerte sich mehr um die Policisten, deren viele in Civilkleidung in der Stadt umherstreifen sollten. Ueberall sprach man frei und offen seine Meinung aus über die Begebenheiten des Tages, über die Schritte, welche auch in Berlin gethan werden müßten, um dort die Freiheit zu erkämpfen.

Die eigentliche Berliner Bürgerschaft freilich schien noch wenig Theil an den Berathungen zu nehmen, welche Deutschland erschütterten. Eine 33jährige Ruhe ist so süß, es ist schwer, sie aufzugeben, Körper und Geist werden ermattet durch einen so langen Schlummer. Es bedurfte der Ereignisse der folgenden Tage, um die Bürgerschaft aus dem langen todähnlichen Schlafe emporzuschrecken und ihr die Energie einzuflößen, welche zum Kampf um die Freiheit nöthig ist.

Von einigen jungen Litteraten, denen sich viele Studierende und andere junge Leute des höheren Mittelstandes anschlossen, ging die erste, die allgemeine Ruhe unterbrechende Bewegung aus. Diese beschlossen am 6. März eine Adresse an den König zu richten, welche die bekannten Sün-

deutſchen Forderungen des Volkes an ihre Fürſten enthalten, und dann zur freiwilligen Unterſchrift in der Stadt kurſiren ſollte. Eine Zuſammenkunft in den Zelten vor dem Brandenburger Thore wurde Behufs der Entwerfung dieſer Adreſſe auf Dienſtag den 7. März Abends verabredet.

Das Gerücht über dieſe Verſammlung hatte ſich ſchnell in Berlin verbreitet, und ſehr viele junge Leute, die aus vollem Herzen einer ſolchen Adreſſe beiſtimmten, fanden ſich daher am Abend in der Verſammlung ein. Ein Herr Löwenberg, Candidat der Philologie, war es, der ſich ganz beſonders thätig für den Entwurf und das Zuſtandekommen der Adreſſe intereſſirte und aus dieſem Grunde auch von der Verſammlung durch Zuruf zum Präſidenten erwählt wurde. Die Adreſſe wurde berathen und die Verhandlungen über dieſelben in ſehr ruhiger, würdiger und parlamentariſcher Weiſe geführt. Abends trennte ſich die Verſammlung, ohne daß irgend eine Ruheſtörung oder Geſetzwidrigkeit von derſelben ausgegangen wäre.

Die Adreſſe ſelbſt lautete folgendermaßen:

„Allerdurchlauchtigſter König,
Allergnädigſter König und Herr!

Die ernſten Begebenheiten, welche Europa bewegen, machen ein treues Zuſammenhalten der deutſchen Fürſten und Völker zur unabweisbaren Nothwendigkeit.

Ew. Majeſtät haben ſelbſt das deutſche Volk Preußens aufgefordert, ſich um ſeinen König zu ſchaaren, wie eine eherne Mauer, damit die Bahn des geiſtigen und materiellen Fortſchritts, welche die Völker Europa's ſo rüſtig betreten haben, nicht durch die Stürme der Zeit unterbrochen werde.

Wir hegen daher die feste Zuversicht, Ew. Majestät werde uns ein huldreiches Gehör schenken.

Aber die Kraft der Begeisterung, welche ein Volk um seinen König schaart, die Kraft der Vaterlandsliebe wird weder durch den Zufall der Geburt, auf der bestimmten Scholle, noch durch die gemeinsame Sprache und Sitte, noch durch den äußerlichen Staatsverband so mächtig in einem Volke erzeugt, als durch die sicherere Gewährleistung freier Institutionen, welche Jeden aus dem Volke mit dem gleich freien Mannesstolze bewaffnen, dem andere Völker ihre nationale Größe verdanken.

Das bestimmte, ins Bewußtsein des Volkes übergegangene Bedürfniß nach größerer politischer Freiheit ist der sicherste Maaßstab zur Beurtheilung der Reife einer Nation.

Dies Bedürfniß ist vorhanden.

Wir drängen aber mit Besonnenheit alle Wünsche zurück, welche erst die weitere Entwickelung des geistigen und materiellen Fortschritts im Volke an den Tag bringen wird, und schließen uns den Wünschen der übrigen deutschen Völker an, welche bereits an die deutschen Fürsten gelangt und von Einzelnen gewährt sind. Diese Wünsche sind:

1) Unbedingte Preßfreiheit.
2) Vollständige Redefreiheit.
3) Sofortige und vollständige Amnestie aller wegen politischer und Preßvergehen Verurtheilten und Verfolgten.
4) Freies Versammlungs- und Vereinsrecht.
5) Gleiche politische Berechtigung Aller, ohne Rücksicht auf religiöses Bekenntniß und Besitz.
6) Geschwornengericht und Unabhängigkeit des Richterstandes.

7) Verminderung des ſtehenden Heeres und Volksbewaffbewaffnung mit freier Wahl der Führer.
8) Allgemeine deutſche Volksvertretung.
9) Schleunigſte Einberufung des Vereinigten Landtages.

Nur die Gewährung dieſer Wünſche wird im Stande ſein, die Eintracht zwiſchen König und Volk zu ſichern, auf welcher allein die Kraft der Nation nach Innen und nach Außen beruht.

In tiefſter Unterthänigkeit gegen Ew. Majeſtät verharren wir ꝛc."

An demſelben Tage beſchäftigte ſich in einer Sitzung der Magiſtrat mit einem, von den drei Mitgliedern Schulze, Duncker und Gärtner geſtellten Antrage folgenden Inhalts: „In einer ehrfurchtsvollen Adreſſe Sr. Majeſtät treu und wahr die Beſorgniſſe auszuſprechen, welche uns die gegenwärtige Lage des Staats einflößt, und daran die Bitte zu knüpfen, ſchleunigſt die Stände des Reichs um ſich zu verſammeln und ſie mit denjenigen Gaben zu empfangen, welche geeignet ſind, die begründeten Wünſche der Nation zu befriedigen und dadurch ein neues, unzerreißbares Band zwiſchen König und Volk, zwiſchen Preußen und Deutſchland zu ſchlingen." Der Antrag war noch weiter motivirt und bat beſonders noch um: „Erweitertes Wahlrecht der Bürger und Bauern mit Beſeitigung der Differenzen des Patents vom 3. Februar 1847 und der früheren Geſetzgebung, und um Gewährung wahrer Freiheit der Preſſe und der Kirche."

„Für einige Opfer ſeiner Machtvollkommenheit," heißt es ſchließlich mit Beziehung auf den König in dem Antrage, „wird das Volk, wenn es Noth thut, Gut und Leben an

dem Altare des Vaterlandes opfern, und Preußen wird nicht nur die etwaige franzöſiſche Invaſion ſiegreich beſtehen, ſondern auch Deutſchland aufs Neue ſich geiſtig erobern und einen neuen ſchönen Tag über das ganze herrliche Vaterland herbeiführen."

Die ganze Adreſſe war den Vorgängen Süddeutſchlands gegenüber gewiß höchſt gemäßigt, und es mußte einleuchtend ſein, daß dem Magiſtrat, der erſten Communalbehörde Berlins, ganz vorzüglich die Pflicht obläge, die Wünſche und Forderungen der Bürgerſchaft dem Könige kund zu thun, aber dennoch, wir geſtehen es mit Schmerzen, war das Reſultat einer mehrſtündigen Debatte ein höchſt unbefriedigendes. Der Magiſtrat beſchloß mit 18 gegen 9 Stimmen, dem Antrage keine Folge zu geben, weil der Bürgermeiſter von Berlin verſicherte, daß er am Tage vorher ſchon bei der Ständetafel im Königl. Schloſſe den Miniſter des Innern von den Wünſchen der Bürgerſchaft unterrichtet habe.

Das Reſultat der Verhandlungen wurde natürlich bald in ganz Berlin bekannt und machte dort viel böſes Blut. Das Vertrauen auf den Oberbürgermeiſter war ſchon längſt erſchüttert und eine bloße Beſprechung deſſelben mit dem Miniſter des Innern genügte der Bürgerſchaft keineswegs. Man war ſehr unzufrieden über die Zurückweiſung des Antrages der drei Magiſtratsmitglieder.

Am Donnerſtag den 9. März Abends vereinigten ſich die Stadtverordneten im Kölniſchen Rathhauſe. Es waren denſelben von der Bürgerſchaft drei Petitionen übergeben worden, deren hohes Zeitintereſſe ein außerordentlich großes Publikum in den Zuhörerraum gelockt hatte. Wir können

uns leider, da wir möglichſt ſchnell den Ereigniſſen des 18. März zueilen müſſen, nicht mit den Einzelheiten von zwei der Petitionen, deren eine über das Wohl der arbeitenden Klaſſe und eine andere über Organiſation von Schutzkommiſſionen handelte, beſchäftigen. Eben ſo müſſen wir auch die ſonſt höchſt intereſſanten Verhandlungen der Verſammlung unberückſichtigt laſſen; nur über die dritte Petition können wir etwas Nähres mittheilen: in derſelben wird gewünſcht, daß die Stadtverordneten-Verſammlung ſofort eine Adreſſe an den König beſchlöſſe und in dieſer theils um die ſchleunigſte Einberufung des Vereinigten Landtags bitte, theils aber auch diejenigen Fragen und Wünſche darlege, welche gegenwärtig die Nation bewegen. Als ſolche wurden bezeichnet:

„Kein Krieg mit Frankreich, außer, wenn es deutſchen Boden antaſtet. Geſetzliche Freiheit im Innern, damit wir die Franzoſen ſtolz zurückweiſen können, wenn ſie uns dieſe Freiheit bringen wollen. Wir finden dieſe Freiheit aber in der rückhaltloſen Erfüllung der der deutſchen Nation und dem Preußiſchen Volke gegebenen Verheißungen. Alſo:

1) Preßfreiheit, damit ſtets die Wünſche des Volkes unverfälſcht und unverhüllt geſagt werden können und dürfen;

2) Vermehrung der Vertreter der Land- und Stadt-Gemeinden, Aufhebung der Wahlbeſchränkungen, Periodicität der Reichsſtände mit beſchließender Stimme. Mit einem Wort, wahrhafte Repräſentation des Volkes;

3) Endlich, damit wir nicht blos als Preußen muthig und vereint jedem Feinde, komme er von Weſten oder Oſten,

entgegentreten können, sondern auch als Deutsche fest und unerschütterlich in jedem Sturm bestehen mögen: Innige Verbindung der gesammten deutschen Nation, und zu diesem Zweck Vertretung derselben durch Ausschüsse sämmtlicher Stände-Versammlungen beim Landtage."

Diese Petition wurde einstimmig durch die Stadtverordneten-Versammlung einer Deputation zur möglichst schleunigen Begutachtung übergeben, und zum Sonnabend dem 11. Vormittags eine außerordentliche öffentliche Sitzung beschlossen, in welcher man das Gutachten berathen wollte.

An demselben Abend kamen um 8 Uhr in den Zelten wieder diejenigen jungen Leute zusammen, welche schon vorgestern die bekannte Adresse berathen hatten. In den zwei Zwischentagen hatte sich das Gerücht von den öffentlichen Freiheitsreden, welche unter den Zelten gehalten werden sollten, schon fast durch ganz Berlin verbreitet, und eine ungeheure Menschenmenge nach den Zelten herausgelockt.

Es war kaum 8 Uhr, als schon über 3000 Einwohner Berlins, welche den verschiedensten Ständen angehörten, sich unter den Zelten, theils in dem großen Saale des einen Lokals, theils auf dem freien Platze vor demselben versammelt hatten.

Das Wetter war keineswegs einladend, es war kalt und unfreundlich, der Fußboden im Freien schmutzig und naß; aber das schreckte die Versammelten nicht zurück; im Eifer für die gute Sache, ertrugen sie gern die geringen Beschwerden.

Gleich nach 8 Uhr eröffnete der Präsident Loewenberg die Versammlung. Ein Tisch wurde in den Saal, in die Nähe der offenen Thür gestellt, und auf diesem stand der

Redner, um Allem, auch den im Freien Stehenden verständlich zu ſein. Löwenberg las zuvörderſt noch ein Mal die Adreſſe vor und machte dann die Verſammlung darauf aufmerkſam, daß man über die Art der Uebergabe der Adreſſe an den König zu berathen habe, indem er darauf hinwies, daß der Polizei-Präſident Herr v. Minutoli ihm verſichert habe, er werde den Verſammlungen außerhalb der Stadt und der Unterzeichnung der Adreſſe nichts in den Weg legen, müſſe ſich aber der Abſendung einer Deputation auf das Schloß nöthigenfalls mit Gewalt widerſetzen: da der König ihm ſelbſt erklärt habe: er „werde die Adreſſe aus den Händen einer Deputation nicht entgegennehmen."

Es entſpann ſich nun eine lebhafte Debatte. Viele Redner traten auf, meiſt Literaten, aber auch Studenten und Handwerker. Alle bewieſen vielen Takt und große Mäßigung. Ueberhaupt gingen die Debatten, wenn auch für Augenblicke durch ſtürmiſche Beifalls-Bezeugungen unterbrochen, doch mit bewundernswürdiger Ordnung vor ſich.

Da kein Soldat, kein Poliziſt in Uniform zu ſehen war, war auch durchaus keine Ordnungswidrigkeit zu fürchten, und ſelbſt als am Abende nach 10 Uhr die ganze Verſammluug ſich ins Freie begab, um dort zur Abſtimmung über die verſchiedenen Vorſchläge zu kommen, welche man wegen der Uebergabe der Adreſſe an den König gemacht hatte, herrſchte die muſterhafteſte Ordnung. Man beſchloß endlich mit ſehr überwiegender Majorität, die Adreſſe durch die Stadverordneten-Verſammlung dem Könige übergeben zu laſſen, indem man mit völliger Beſtimmtheit darauf rechnete, daß dieſe einem ſolchen Auftrage von mehr als 1000 Einwohnern der Stadt ſich bereitwillig unterziehen

würde. Nach der Abstimmung trennte sich die Versammlung und jeder Einzelne verfügte sich still und ruhig nach seiner Wohnung. Erst am folgenden Tage erfuhr man, daß die Regierung sehr unnöthige Vorsichtsmaßregeln gegen die friedlichen und unbewaffneten Unterzeichner der Adresse genommen hatte. Es sollen, wie man hörte, mehrere Bataillone bereit gewesen sein, gegen die Adressanten vorzurücken, wenn irgend eine Ungesetzmäßigkeit vorgekommen wäre. —

Am Sonnabend, den 11., Vormittags, war abermals Sitzung der Stadtverordneten, der sich das Publikum noch eifriger zudrängte, als das letzte Mal. Man discutirte den Adreß-Entwurf, welchen die in der letzten Sitzung erwählte Deputation entworfen hatte, nachdem die Vorfrage, ob denn überhaupt eine Adresse an den König erlassen werden sollte, fast einstimmig bejaht worden war. Als Hauptbitte wurde die schleunigste Einberufung des Landtages in den Vordergrund gestellt, dann aber noch folgende Wünsche der Bürgerschaft hervorgehoben:

1) Wahre Preßfreiheit, gegründet auf ein, den Mißbrauch der Presse verhinderndes Preßgesetz.

2) Angemessene volksthümliche Vertretung der Stadt- und Landgemeinden bei dem Vereinigten Landtage, beschließende Stimme des Landtages nach einfacher Majorität.

3) Gleiche Berechtigung aller religiösen Confessionen im Staate.

4) Einführung von Geschwornen-Gerichten.

5) Fortentwickelung des deutschen Bundes durch Vertretung der Interessen der Nation.

Dieſer Adreß-Entwurf wurde von den Stadtverordneten, nachdem man längere Zeit über denſelben discutirt hatte, einſtimmig angenommen, und beſchloſſen, den Magiſtrat einzuladen, ſich der Adreſſe anzuſchließen. Wenn aber auch der Magiſtrat dies verweigerte, ſollte die Adreſſe dennoch jedenfalls durch eine Deputation am Montag, den 13., dem Könige überreicht werden; der Uebergabe der Zelten-Adreſſe an den König unterzog ſich aber die Stadtverordneten-Verſammlung nicht.

Die Ueberreichung der Adreſſe fand denn auch wirklich am 14. ſtatt. Wir ſchildern den Vorgang mit den Worten des Magiſtrats ſelbſt, welche uns einen klaren Beweis davon geben, wie wenig dieſe Behörde es vermochte, einzudringen in den in Berlin herrſchenden Geiſt, wie tief ſie noch befangen war im alten Schlamm, wie leicht ſie ſich noch täuſchen ließ durch einige ſchöne königliche Worte:

„Unter dem Vortritte des Ober-Bürgermeiſters hatte heute, Mittags 2 Uhr, eine Deputation des Magiſtrats und der Stadtverordneten hieſiger Reſidenz die Ehre, Sr. Maj. dem Könige die aus Veranlaſſung der Zeitereigniſſe beſchloſſene Adreſſe zu überreichen.

Se. Majeſtät geruhten, nach einigen, die Geſinnungen und Hingebung der Bürger Berlins zu ihrem Könige darlegenden Worten des Ober-Bürgermeiſters, dem Letzteren die Vorleſung der Adreſſe in huldreichſten Worten zu geſtatten. Der Magiſtrat beeilt ſich, ſeinen harrenden Mitbürgern ſowohl die Adreſſe, als die darauf ertheilte Allergnädigſte Antwort, hier mitzutheilen.

Wir halten uns überzeugt, daß dieſelbe Begeiſterung unſere Mitbürger ergreifen wird, wie die Abgeordneten noch

ergriffen waren, als ſie uns die Kunde von dem großen, erhabenen, ja heiligen Augenblick brachten, in dem das Herz unſeres theuren Königs die Herzen der Bürger Seiner treuen Vaterſtadt ſo mächtig bewegt hatte.

Berlin, den 14. März 1848.

Ober-Bürgermeiſter, Bürgermeiſter und Rath hieſiger Königl. Reſidenz.

An Seine Majeſtät den König, unſeren Allergnädigſten Herrn.

Allerdurchlauchtigſter, Großmächtigſter König, Allergnädigſter König und Herr!

Die ernſten und verhängnißvollen Ereigniſſe der letzten Tage, die von einem Lande zum andern ſich fortpflanzen, erfüllen die Gemüther mit einer Spannung, wie wir ſie noch niemals empfunden haben, mit der Erwartung einer nahen Wiedergeburt des deutſchen Vaterlandes, in der das gegenwärtige Geſchlecht, ſeit 33 Jahren der Zuſchauer der Ereigniſſe, die ungenutzte und deshalb faſt erſtorbene Thatkraft wiederfinden wird. Das deutſche Volk empfindet es tief und ſtark, daß es reif und mündig geworden iſt, mit zu ſitzen im Rathe ſeiner Fürſten und durch den würdigen Gebrauch der freien Preſſe von ſeinen geiſtigen und materiellen Bedürfniſſen Zeugniß abzulegen.

Ew. Majeſtät Allerhöchſter Wunſch und Wille war es, daß eine ſolche Zeit das preußiſche Volk nicht unvorbereitet treffen möge. Mit weiſer Vorausſicht haben Ew. Majeſtät ſeit Allerhöchſtihrem Regierungs-Antritte Stein an Stein gefügt und noch vor wenigen Tagen durch die Allerhöchſte Botſchaft vom 5. d. M. einen bedeutſamen Schritt in der

Entwickelung der verfaſſungsmäßigen Rechte des preußiſchen Volks gethan. Die Allerhöchſte Kabinets-Ordre vom 8. März c. bringt uns ferner die freudige Nachricht, daß Ew. Majeſtät Fürſorge die Hinderniſſe beſeitigt hat, die ſich der Gewährung der ſeit einem Menſchenalter dem deutſchen Volke verbürgten Preßfreiheit bisher in den Weg geſtellt haben; wir ſehen dem verheißenen Preßgeſetzte in dem Vertrauen entgegen, daß es ſich auf die Beſtrafung der wahren Mißbräuche der Preſſe beſchränken wird.

Aber der Augenblick drängt, jeder Tag bringt die Kunde neuer Ereigniſſe, der politiſche Geſichtskreis kann ſich plötzlich verfinſtern und zur That herausfordern, noch bevor das Vaterland ſich im Rathe geeinigt hat. Die mannigfachſten Wünſche, Fragen und Hoffnungen durchkreuzen ſich, das Mißtrauen in eine fraglich gewordene Gegenwart, der ängſtliche Hinblick auf eine ungewiſſe Zukunft lähmen den Verkehr, Handel und Gewerbe beginnen zu ſtocken, die Arbeit iſt bedroht, das Gefühl der nahenden gewerblichen Kriſis muß dieſe Kriſis beſchleunigen, deren Folge menſchliche Weisheit nicht zu ermeſſen vermag.

Unter dieſen Umſtänden vereinigen ſich aller Wünſche dahin, daß Ew. Majeſtät die ſchleunige Berufung des Vereinigten Landtages zu befehlen geruhen mögen. Im Namen unſerer Mitbürger, im Namen ihrer heiligſten und theuerſten Intereſſen legen wir Ew. Majeſtät dieſe Bitte ans Herz, um deren Gewährung wir unſern Allergnädigſten König und Herrn aus tiefbewegter Seele beſchwören. Schon die Gewißheit, daß Ew. Majeſtät Sich in ſo ſchwierigen Zeiten mit den Männern umgeben werde, die durch ihre Berathungen vom vergangenen Jahre die Achtung der Wohl-

gesinnten erworben, die das preußische mit dem deutschen Vaterlande unauflöslich zu verknüpfen begonnen haben, wird Ruhe und Zuversicht den Gemüthern, Sicherheit und Bestand den Verhältnissen des bürgerlichen Lebens wiedergeben.

Es giebt Zeiten, in denen neue Zustände unter der Hülle der alten reif geworden sind, wo es der Anerkennung dieser unwiderstehlichen Thatsachen bedarf, wenn auch fernerhin in gesetzmäßiger Entwickelung stark und besonnen fortgeschritten werden soll. Eine solche Zeit ist die unsrige, und wir halten es daher für eine heilige Pflicht, Wünsche und Ueberzeugungen, die von Kommunen und Ständen schon seit Jahren ausgesprochen worden sind, in solcher Zeit Ew. Majestät unmittelbar vorzulegen.

Was die übereinstimmende Ansicht der Bürgerschaft vor allen Dingen als die unerläßliche Vorbedingung einer gedeihlichen Zukunft betrachtet, ist die Vollendung des preußischen Verfassungswerkes, dessen allmäliger Ausbau unter den gegenwärtigen Umständen die Stimmung mehr aufregt als beschwichtigt. Als einen treuen Abdruck der Volksmeinung und Volksgesinnung können wir die Stände aber nur in dem Falle betrachten, wenn sie aus einer angemessenen volksthümlichen Vertretung hervorgehen und ein beschließendes Votum bei einfacher Stimmenmehrheit erhalten.

Seitdem Ew. Majestät durch die Einführung der Oeffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens, zunächst in hiesiger Stadt, eine Umgestaltung der Rechtspflege veranlaßt haben, hat sich der Wunsch von Tage zu Tage immer mehr befestigt, auch diesen Neubau durch das Institut der Geschworenen baldigst gekrönt zu sehen.

Die völlige Gleichſtellung aller religiöſen Bekenntniſſe ohne ſtaatliche Bevorzugung des einen vor dem andern, ſo wie die bürgerliche Gleichſtellung ihrer Bekenner, iſt, als das Ergebniß der milderen und verſöhnlicheren Geſinnung unſerer Tage, in der Sitte vollzogen, und es iſt daher gewiß an der Zeit, daß die Geſetzgebung auch ihrerſeits die an das religiöſe Bekenntniß geknüpften Beſchränkungen fallen läßt.

Wenn Preußens Monarch, auf den in dieſem Moment ganz Deutſchland mit geſpannter Aufmerkſamkeit ſeine Blicke lenkt, in Uebereinſtimmung mit ſeinem vereinigten Landtage in dieſer Richtung vorſchreitet, dann wird Deutſchland auf der unerſchütterlichen Grundlage gemeinſamer politiſcher Inſtitutionen beruhen, dann wird die glorreiche Erbſchaft des hochſeligen Königs, der Zoll-Verein, dann werden auch die hochherzigen Abſichten für die Begründung eines deutſchen Rechts, die Ew. Majeſtät durch die von Preußen angeregte Berathung eines deutſchen Wechſelrechts und Poſtvertrages an den Tag gelegt haben, mächtig gefördert werden. Die Deutſchen werden die Stelle unter den Völkern einnehmen, die ihnen gebührt. Und hat Deutſchland, wie die Proklamation des Bundestages eingeſteht, dieſe Stelle bisher nicht einzunehmen gewußt, ſo müſſen wir einen Theil der Schuld in den Mängeln der Bundesverfaſſung ſuchen und dürfen dem bewährten deutſchen Sinne Ew. Majeſtät vertrauen, daß dieſe Verfaſſung in nächſter Zeit gekräftigt werde, um die Intereſſen der Nation im vollſten Sinne vertreten zu können.

Nur in einem Zwieſpalt mit dem übrigen Deutſchland erblicken wir eine ernſtliche Beſorgniß. Iſt erſt die innige

Verbrüderung der deutschen Stämme errungen, ja, wird sie nur erst offen und kräftig angestrebt, so kann im Fall eines Krieges, sofern derselbe nicht in diplomatischen Verwickelungen, sondern in der Verletzung des deutschen Bodens seinen Grund hat, von einer Gefahr für Deutschlands Fürsten und Völker nicht mehr die Rede sein.

In tiefster Ehrfurcht ersterben wir

Ew. Königl. Majestät

allerunterthänigste treugehorsamste

Ober-Bürgermeister, Bürgermeister und Rath. Stadtverordnete zu Berlin.

Berlin, den 13. März 1848.

Se. Majestät geruhten hierauf im Wesentlichen Folgendes zu äußern: Se. Maj. fühlten die Bedeutung des Augenblickes; es sei die erste Adresse, welche Sie in dieser bewegten Zeit von Hand zu Hand entgegen nähmen, und es sei Allerhöchstihnen ein angenehmes Gefühl, daß sie von Ihrer lieben Vaterstadt komme, die sich auch in dieser Zeit der Bewegung in erfreulichster Weise bewährt habe. — Wenn es ringsum koche, dürfe man freilich nicht erwarten, daß hier allein die Stimmung unter dem Gefrierpunkt stehe, und erwäge man dies, so sei es anerkennungswerth, daß in einer Stadt von solcher Größe, in der es an reichlichen Elementen der Unruhe nicht fehle, die Ordnung nicht erheblich gestört sei. Selbst der gestrige Abend könne dieses Anerkenntniß nicht wesentlich trüben, denn bei allen Denen, auf deren Benehmen Se. Majestät Werth läge, wäre die ruhigste und besonnenste Haltung zu erkennen, und Sie seien über die Haltung der Bürger erfreut gewesen.

Was die Adreſſe ſelbſt betreffe, ſo könne Se. Majeſtät nicht, wie es in anderen Ländern Sitte ſei, darauf in wohl ſtiliſirter Rede antworten; nur im Converſationston wollten Sie einige Worte erwidern. Zunächſt freuten Sie Sich, auf die Hauptbitte erwidern zu können, daß ſie bereits gewährt ſei. Die Einberufung des Vereinigten Landtages ſei ſeit mehreren Tagen beſchloſſen, und das Berufungs-Patent bereits vollzogen. Mit Zuverſicht ſehe der König deſſen naher Verſammlung entgegen, da ächt preußiſche Geſinnung in Tagen der Gefahr am wenigſten fehlen werde. Mit vollſter Offenheit und vollſtem Vertrauen würden Se. Majeſtät dem Landtage entgegentreten. Ihre Looſung ſei: „freie Völker, freie Fürſten"; nur wenn beide frei wären, könne die wahre Wohlfahrt gedeihen! Die anderen Bitten könnten nur durch den Landtag ihre Löſung erhalten; ein näheres Eingehen darauf ſei daher nicht nöthig.

Doch eines Ausdrucks der Adreſſe müßten Se. Maj. erwähnen, desjenigen nämlich, welcher gegen die allmälige Entwickelung der Verfaſſung gerichtet ſei; dieſem könnten Sie nicht unbedingt beitreten. Es gebe gewiſſe Dinge, die ſich nicht übereilen ließen, wenn man nicht Gefahr laufen wolle, ſie auf den Kopf zu ſtellen. — Das lehre ja auch die Geſchichte des Nachbarlandes, wo ſich innerhalb Menſchengedenken funfzehn beſchworene Verfaſſungen einander verdrängt hätten, wo erſt neuerdings das ſelbſtgeſchaffene Gebäude zuſammengefallen ſei. Nicht in ſechs Wochen dürfe man ein Haus bauen, welches zu bauen anderthalb Jahre erfordere; auch nicht auf Sand dürfe man es bauen, wenn es beſtehen ſolle! — „Kühn und bedächtig," das ſeien die Looſungsworte jedes guten Feldherrn, ungeſtraft

dürften sie nicht getrennt, nicht das Eine über das Andere vergessen werden! Das wollten auch Se. Majestät nicht vergessen. — Die gute alte deutsche Ordnung dürfte nicht unbeachtet bleiben; auch die Gliederung der Stände sei deutsch; wer dagegen anstrebe, setze sich Gefahren aus. Auch dafür fehle es nicht Beispielen! Ebenso der Besitz als althergebrachte Grundlage der Standschaft komme in Betracht. Doch alles dieses könne nur mit dem Landtag erledigt werden, wie Se. Majestät ihm vertraue, so möchte auch das Volk ihm vertrauen und „dadurch eine recht innige Vereinigung der Regierung, der Stände und des Volkes erwirken." Diese Einigkeit müsse das höchste Ziel des Strebens sein bis zum Landtage, während des Landtages. Nur durch festes Zusammenhalten könne übrigens das Unheil vom deutschen Vaterlande abgewendet werden, welches der Revolutionskrieg über dasselbe gebracht hätte! Se. Majestät möchten die Verantwortlichkeiten des Zwiespalts nicht über sich nehmen. Was überhaupt Deutschland betreffe, so liege dessen Schicksal nicht in Ihrer Hand, Alles aber, was Ihre Kraft vermöge, wollten Sie redlichst und ernstlichst anwenden, damit auch diese Zeit der Krisis zu dessen Einigkeit, Kraft und Größe ausschlage; sie liege Ihnen so nahe am Herzen, als diejenige Preußens.

Schließlich geruhten Se. Majestät die Deputation zu ermächtigen, die Allerhöchste Antwort ihren Mitbürgern mitzutheilen.

An demselben Tage erschien ein Königliches Patent wegen Einberufung des Landtages. Es lautete:

Patent
wegen Einberufung des Vereinigten Landtages.

Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden, König von Preußen ꝛc. ꝛc.

haben im Verein mit der Kaiſerlich Oeſterreichiſchen Regierung Unſere deutſchen Bundesgenoſſen eingeladen, ſich unverzüglich zu einer gemeinſamen Berathung über diejenigen Maßregeln zu vereinigen, welche unter den gegenwärtigen ſchwierigen und gefahrvollen Verhältniſſen das Wohl des deutſchen Vaterlandes erheiſcht, und ſind entſchloſſen, mit allen Unſeren Kräften dahin zu wirken, daß dieſe Berathungen zu einer wirklichen Regeneration des deutſchen Bundes führen, damit das deutſche Volk in ihm wahrhaft vereinigt, durch freie Inſtitutionen gekräftigt, nicht minder aber auch gegen die Gefahren des Umſtnrzes und der Anarchie geſchützt, die alte Größe wieder gewinne, damit Deutſchland den ihm gebührenden Rang in Europa einnehme. Welches aber auch der Erfolg dieſer Unſerer Bemühungen ſein möge, ſo werden jedenfalls dadurch Maßregeln für Unſere Staaten bedingt, zu deren Ausführung Wir der Mitwirkung Unſerer getreuen Stände bedürfen. Dieſerhalb und weil Wir überhaupt in ſo großen und entſcheidenden Epochen, wie die gegenwärtige, Uns nur in Vereinigung mit Unſern Ständen ſtark fühlen, haben Wir beſchloſſen, den Vereinigten Landtag auf Donnerſtag, den 27. April d. J. in Unſerer Haupt- und Reſidenzſtadt Berlin zu eröffnen und beauftragen das Staats-Miniſterium, die Einberufung deſſelben durch den Miniſter des Innern zu ver-

anlassen, auch die sonst erforderlichen Vorbereitungen zu treffen.

Gegeben Berlin, den 14. März 1848.

Friedrich Wilhelm.

Prinz von Preußen.

Mühler. v. Rother. Eichhorn. v. Thile. v. Savigny. v. Bodelschwingh. Graf zu Stolberg. Uhden. Frhr. v. Canitz. v. Düesberg. v. Rohr.

Während Magistrat und Stadtverordnete in ihrer alten schläfrigen, durch den Geist der Zeit nur wenig veränderten Weise wirkten, war Berlin schon der Schauplatz unruhiger Bewegungen, schon zeigten sich die Vorläufer des 18. März.

Am Sonnabend und Sonntag Abend hatten sich wieder viele Leute nach den Zelten hinausbegeben, weil in Berlin das Gerücht verbreitet war, es würden alle Abende Volksversammlungen unter den Zelten gehalten. Einige Redner waren aufgetreten, aber ohne Ordnung, und jene Versammlungen erschienen von sehr untergeordnetem Interesse. Am allerwenigsten aber durften sie Besorgniß vor einem Aufstande einflößen, denn die Versammelten waren sehr ruhig zusammengewesen.

So strömte denn auch am Montag Abend eine Menge Menschen den Zelten zu, um dort nach dem Beispiele der vorhergehenden Abende sich zu besprechen. Zum größten Staunen Aller fand man den Platz vor den Zelten mit einer langen Reihe Gensd'armen zu Pferde in voller Uniform besetzt, die sich übrigens völlig neutral hielten und die Leute reden ließen, was sie wollten. — Wenn es dabei geblieben wäre, würde auch am Montag Abend die öffent-

liche Ruhe noch nicht gestört worden sein. Man würde wie früher sich versammelt und sich zerstreut haben, ohne daß Mittel der Gewalt nöthig gewesen wären. Aber dem sollte nicht so sein. Auch in der Stadt, besonders unter den Linden, hatte die Regierung in unseliger Verblendung eine große Menge von Truppen aufgeboten, um waffenlose Bürger, welche an gar keine Unruhe dachten, zur Ruhe zu bringen.

Wie bei jeder Parade, bei jedem Aufzuge des Militairs, versammelte sich auch an jenem Abend eine Menge Gesindel um dasselbe, und Züge von Straßenjungen folgten den Kavalleriemassen, welche theils im Kreise auf dem Pariser Platz, theils an beiden Seiten der Linden auf und nieder ritten.

Die Gassenbuben machten sich dann, wie dies ja oft geschieht, auch damals den Spaß, das Militair zu necken. Die Soldaten waren schon vorher aufgebracht gegen das Volk, weil sie diesem die Nächte voll Unruhe zuschrieben, welche sie seit mehreren Tagen, der unbegreiflichen Besorglichkeit der Regierung wegen, erleiden mußten, und der Befehl einzuhauen, der endlich, um das Volk aus einander zu treiben, gegeben wurde, flößte ihnen eine wahrhaft bestialische Wuth ein. Man metzelte die Flüchtenden nieder, völlig waffenlose Leute, die ruhig ihres Weges gingen, wurden zusammengehauen, und überhaupt auf eine wahrhaft schändliche Weise gehaust.

So ging es drei Abende, drei unselige Abende. Die Wuth des Volkes wurde immer mehr erregt. Die Erbitterung stieg von Tag zu Tage und selbst den friedliebensten Bürger mußte es empören, wenn er hörte, daß nach einer

aus dem Fenster der Bel-Etage schauenden Dame mit roher Mordlust von einem Ulanen gestochen worden war, daß Leute zusammengehauen wurden, welche sich flüchteten und sich schon in der Thüre eines Hauses gerettet glaubten.

Am dritten Abend, am Mittwoch, wurde zuerst geschossen. Die Regierung glaubte mit wunderbarer Kurzsichtigkeit das Volk durch Feuerwaffen abschrecken zu können, sie glaubte durch den Mord waffenloser Leute die Menge einzuschüchtern und auseinanderzutreiben. Die Furcht vor dem Erschießen sollte von einer Revolution zurückhalten!

Unbegreifliche Verblendung! gerade das Gegentheil geschah. Die Bewohner Berlins wußten jetzt, daß Bürgerblut den Soldaten nicht als etwas Werthvolles erschien, und sie beschlossen nicht wieder waffenlos, sich morden zu lassen. Wer irgend Waffen auftreiben konnte, that es in der Stille. Man wußte, daß jetzt die Zeit der Ruhe vorüber, daß die Zeit des Handelns gekommen sei, aber dennoch zögerten noch immer die Meisten.

Es wurden freilich schon Versuche gemacht, Barrikaden zu bauen; aber diese waren nur höchst unbedeutend und wurden von dem unbewaffnet dahinter stehenden Volke verlassen, ohne daß nur der Versuch zur Vertheidigung gemacht worden wäre.

Die Behörden waren während dieser Zeit nicht unthätig. Der Magistrat erließ folgendes Plakat, welches so wenig zum Geiste der Zeit paßte, als nur irgend möglich:

„Die unruhige Stimmung in den Nachbarländern hat auch in unserer Stadt die Gemüther erregt und in unserer Bürgerschaft Wünsche erzeugt. Wir haben, im Vereine mit

den hiesigen Stadtverordneten, diese Wünsche am Throne Sr. Majestät unseres Königs niedergelegt.

„Mitbürger und Einwohner Berlins! Wir kennen ja Alle das Herz und den Willen unseres Königs! Sie sind unablässig gerichtet gewesen auf die Wohlfahrt und die politische Entwickelung des Vaterlandes, und vor wenigen Tagen noch haben wir die schönsten Zeichen Seines Vertrauens zu Seinem Volke erhalten. Verlassen wir daher nicht den Weg des Gesetzes und der Ordnung, halten wir uns fern von allen Schritten, die einer Mißdeutung fähig, zur Vermehrung der Aufregung und Störung der Ordnung führen könnten, und vertrauen wir, wie bisher, der landesväterlichen Weisheit unseres Königs.

„Wir beklagen mit allen gutgesinnten Bürgern und Einwohnern unserer Stadt den Unfug des gestrigen Abends, welcher die Mitwirkung der bewaffneten Macht zur Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung nothwendig machte. Wir müssen daher dringend wünschen, daß Jeder von uns sich selbst und alle diejenigen, welche seiner Aufsicht unterstellt sind, von jeder Theilnahme aufregender Versammlungen fern halte, die zur Erreichung unserer Wünsche weder nothwendig, noch förderlich sein können, wohl aber nur unsere Familien großen Gefahren aussetzen müssen."

Berlin, den 14. März 1848.

Ober-Bürgermeister, Bürgermeister und Rath hiesiger Königlichen Residenz.

Auch der Polizeipräsident und der Gouverneur von Berlin erließen Warnungen vor Volksaufläufen durch Plakate, in denen sie darauf aufmerksam machten, daß das Militär

nach dreimaligem Trommeln befugt sei, von seinen Waffen Gebrauch zu machen.

Aber diese Warnungen nutzten natürlicher Weise nichts, denn es handelte sich jetzt in Berlin nicht mehr um einen jämmerlichen Straßenauflauf, sondern darum, ob das Volk von Berlin Kraft genug habe, seinen Willen, dem der Regierung gegenüber, durchzusetzen.

Am Donnerstag Abend, so hieß es allgemein, sollte endlich die langvorbereitete Revolution ausbrechen. Mit erwartungsvoller Spannung sah man der bezeichneten Zeit entgegen, aber sie ging vergleichungsweise ruhig vorüber. Allerdings fielen auch an jenem Abend wieder zwei Opfer, es wurden auf dem Opernplatze wieder zwei Menschen erschossen, welche sich nicht schnell genug nach der Aufforderung: „Auseinander zu gehen" hatten entfernen können, denn der dreimalige Trommelschlag war so schnell erfolgt, daß eine Rettung nicht möglich gewesen war; aber sonst blieb Alles ruhig, ruhig wie die Oberfläche eines Vulkans, in dessen Tiefe die siedende Lava sprudelt und zischt, jeden Augenblick bereit, die schwache Decke zu durchbrechen und ihre Feuerströme zu ergießen.

Es hatte sich an jenem Abend das Gerücht von der Wiener Revolution mit außerordentlicher Schnelligkeit im Volke verbreitet. An allen Ecken standen kleine Gruppen von Männern aus allen Ständen und besprachen die Vorgänge der vergangenen Tage. „Man mordet uns," so hieß es überall, „weil wir gerechte Forderungen geltend machen möchten. In Süddeutschland, in Wien, überall hat das Volk gesiegt, sollten wir allein zurückbleiben?" „Aber wir sind waffenlos," riefen Andere, Zaghaftere. „Wir werden Waffen haben," wurde

dieſen entgegnet, „wenn wir nur wollen.“ So ging es bis in die tiefe Nacht.

Am Freitag blieb Alles ruhig, wie man glaubte in Folge einer Maßregel der Bürgerſchaft, welche aus ſich ſelbſt Schutzbeamte gewählt hatte, die mit einem Band um den Arm und einem weißen Stock in der Hand durch die Straßen zogen und die verſammelte Menge zur Ruhe und zum Frieden ermahnten. Die guten Leute, ſie verkannten ihre Zeit. Man wollte keine Straßen-Aufläufe mehr, man wollte eine förmliche Revolution und die unzeitigen Friedensboten wurden daher überall, wohin ſie auch kamen, mit Spott, oft mit recht derben Berliner Witzen empfangen. Waffen hatten dieſe Friedensengel nicht und ſie mußten ſich daher den Spott ruhig gefallen laſſen.

Ueber ihre Stellung dem Publikum gegenüber giebt die folgende Bekanntmachung des Magiſtrats Aufſchluß:

„Seit drei Tagen iſt das Eigenthum und die Sicherheit der Bürger Berlins in der größten Gefahr. Die Stimme der Bürgerſchaft hat ſich mit Entſchiedenheit gegen ein ſolches Beginnen erklärt und iſt zu helfen bereit. Es iſt daher beſchloſſen worden, daß in jedem Bezirke der Stadt eine Schutz-Kommiſſion gebildet werde, aus den ſämmtlichen bürgerlichen Kommunal-Beamten beſtehend, welche aus der Zahl der Mitbürger ihres Bezirks die geeignetſten und bekannteſten hinzuwählen und insbeſondere die Gewerks-Altmeiſter und Innungs-Vorſteher hierbei zuziehen werden.

„Das Abzeichen der Schutz-Beamten iſt eine um den linken Arm getragene ſchwarz und weiße Binde, mit der aufgedruckten Bezeichnung: „Schutz-Beamte,“ und ein weißer Stab.

„Widersetzlichkeiten gegen die Schutz-Beamten werden gleich denen gegen Abgeordnete der Obrigkeit und beziehungsweise gegen Schildwachen bestraft.

„Wer Binde oder Stab des Schutz-Beamten trägt, ohne dazu berufen zu sein, wird eben so bestraft, als wenn er sich widerrechtlich die Ausübung eines obrigkeitlichen Amtes angemaßt hätte, und hat sofortige Verhaftung zu gewärtigen.

„Wir haben das Vertrauen zu unseren Mitbürgern und zu der gesammten Bewohnerschaft, daß sie dieser, im Interesse der öffentlichen Ruhe und Ordnung getroffenen Einrichtung volle Anerkennung und Unterstützung zuwenden werden.

Berlin, den 16. März 1848.

Ober-Bürgermeister, Bürgermeister und Rath hiesiger Königlichen Residenz.

Auch einige Studenten hatten sich dieser Schutzkommission angeschlossen. Daß übrigens die Ruhe am Freitag nicht durch die weißbebänderten Friedensengel hervorgebracht worden war, geht schon daraus hervor, daß dieselben bereits am vorigen Tage ihre Functionen angetreten und dennoch das Blutvergießen am Abend nicht hatten verhindern können.

Die Ruhe des Freitag ist nur dadurch zu erklären, daß man an jenem Tage bereits zu der festen Ueberzeugung gekommen war, der König müsse in kürzester Frist nachgeben, oder es werde zum blutigen Kampf kommen; auf den letzten Fall aber mußte die Bürgerschaft Berlins sich vorbereiten, denn sie wollte nicht vollständig waffenlos einem wohlbewaffneten Heere gegenüberstehen.

Daß die Entscheidung in den nächsten Tagen kommen müsse, das wurde dadurch um so klarer, daß am Freitag Abend Deputationen von den Rheinlanden ankamen, welche die Be-

willigung der bekannten Volkswünsche forderten, widrigenfalls sie mit dem Abfall von Preußen drohten.

Das Gerücht von dieser Deputation, sowie von Aufständen in den Provinzen hatte sich mit Blitzesschnelle durch die ganze Stadt verbreitet, und trug wesentlich dazu bei, das Volk darauf vorzubereiten, daß der folgende Tag, der 18te März, der Tag der Entscheidung sein müsse.

Am Sonnabend endlich beschloß die Berliner Bürgerschaft, daß man sich bewaffnen müsse. An vielen verschiedenen Orten der Stadt, wie im Köllnischen Rathhause, im Berliner Rathhause, im Betsaale der lutherischen Gemeinde, waren Bürgerversammlungen, welche über diesen Gegenstand beriethen. Auch die Stadtverordneten hatten an jenem Morgen eine Versammlung, um aufs Neue durch eine Deputation dem Könige die Wünsche der Bürgerschaft darzubringen.

Gegen 1 Uhr Mittags kam die Deputation der Stadtverordneten, die Herren Behrends, v. Raumer, Schäffer, Seidel und Dr. Veit, vom Schlosse zurück und theilte der Versammlung mit, daß alle von den Stadtverordneten dem Könige vorgetragenen Bitten von demselben sehr günstig aufgenommen, theilweise auch schon gewährt worden seien. Allgemeiner Jubel erfüllte die Stadtverordneten und die Zuhörer. Man beschloß am Abend die Stadt zum Zeichen der Freude zu erleuchten. Die Erleuchtung fand freilich Statt, aber die Freude blieb leider aus.

Während dessen hatte sich vor dem Schlosse eine große Menge von anständigen Bürgern, ja, wir können dreist behaupten, die Elite der Bürgerschaft aufgestellt.

Es war mittlerweile an den Straßenecken folgende *Proklamation* des Magistrats angeschlagen:

„Der Magistrat ist amtlich davon unterrichtet, daß ein auf die freisinnigsten Grundlagen sich stützendes Preßfreiheitsgesetz bereits unwiderruflich vollzogen ist, und bürgt der Magistrat mit seiner ganzen Wirksamkeit für die Verwahrheitung dieser Regierungsmaßregel; gleichzeitig ist Se. Maj. der König gegenwärtig mit der Vollziehung von Entschließungen beschäftigt, welche das Wohl des Vaterlandes dauernd sichern werden.

Der Landtag wird zum 2. April einberufen werden."

Dieser Proclamation folgte denn auch in der That am Mittag gegen 2 Uhr ein Extrablatt des Preußischen Staatsanzeigers, welches das folgende Königliche Plakat und ein Gesetz über Preßfreiheit enthielt, welches allerdings eine Art Fortschritt bildete, aber doch bei weitem nicht genügend war, denn es knüpfte das Erscheinen neuer Zeitungen an hohe Cautionen, es bestrafte die Drucker und Verleger für Preßvergehen und führte dadurch wieder eine willkürliche Censur durch diese ein.

Aber nichts desto weniger wurde das Preßgesetz von dem genügsamen Volke von Berlin freudig begrüßt, ebenso das Königliche Plakat, obgleich dasselbe nichts Anderes enthielt, als leere Versprechungen für die Zukunft, Versprechungen, auf deren Erfüllung das Volk von Preußen nun schon seit 33 Jahren wartete, deren Wiederholung es aber jetzt trotzdem freudig zujauchzte.

Patent

wegen beschleunigter Einberufung des Vereinigten Landtages.

Wir, Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen ꝛc. ꝛc.

Als Wir am 14. d. M. Unſere getreuen Stände zum 27. April d. J. berufen, um vereint mit ihnen diejenigen Maßregeln zu beſchließen, welche die, Unſeren deutſchen Bundesgenoſſen vorzuſchlagende Regeneration Deutſchlands auch für Preußen nothwendig bedingen, konnten Wir nicht ahnen, daß in denſelben Stunden große Ereigniſſe in Wien einerſeits die Ausführung Unſerer Vorſchläge weſentlich erleichtern, andererſeits aber auch die Beſchleunigung ihrer Ausführung unerläßlich machen würden.

Jetzt, nach jenem wichtigen Ereigniß, finden Wir Uns vor Allem bewogen, nicht allein vor Preußens, ſondern vor Deutſchlands — ſo es Gottes Wille iſt — bald innigſt vereintem Volke laut und unumwunden auszuſprechen, welches die Vorſchläge ſind, die Wir Unſern deutſchen Bundesgenoſſen zu machen beſchloſſen haben.

Vor Allem verlangen Wir, daß Deutſchland aus einem Staatenbund in einen Bundesſtaat verwandelt werde. Wir erkennen an, daß dies eine Reorganiſation der Bundes-Verfaſſung verurſacht, welche nur im Verein der Fürſten mit dem Volke ausgeführt werden kann, daß demnach eine vorläufige Bundesrepräſentation aus den Ständen aller deutſchen Länder gebildet und unverzüglich berufen werden muß.

Wir erkennen an, daß eine ſolche Bundesrepräſentation eine conſtitutionelle Verfaſſung aller deutſchen Länder nothwendig erheiſche, damit die Mitglieder jener Repräſentation ebenbürtig nebeneinander ſitzen.

Wir verlangen eine allgemeine Wehrverfaſſung und werden beantragen, ſolche im Weſentlichen derjenigen nachzubilden, unter welcher Unſere — Preußens Heere — in den Freiheitskriegen unverwelkliche Lorbeeren ſich errangen. Wir ver-

langen, daß das deutsche Bundesheer unter einem Bundesbanner vereinigt werde, und hoffen, einen Bundesfeldherrn an seiner Spitze zu sehen. Wir verlangen eine deutsche Bundesflagge und hoffen, daß in nicht zu langer Frist eine deutsche Flotte dem deutschen Namen auf nahen und fernen Meeren Achtung verschaffen wird.

Wir verlangen ein deutsches Bundesgericht zur Schlichtung aller Streitigkeiten staatsrechtlichen Ursprungs zwischen Fürsten und Ständen, wie auch zwischen den verschiedenen deutschen Regierungen.

Wir verlangen ein allgemeines deutsches Heimathsrecht und volle Freizügigkeit in dem gesammten deutschen Vaterlande.

Wir verlangen, daß fortan keine Zollschranke mehr den Verkehr auf deutschem Boden hemme und den Gewerbefleiß seiner Bewohner lähme; Wir verlangen also einen allgemeinen deutschen Zollverein, in welchem gleiches Maaß und gleiches Gewicht, gleicher Münzfuß, ein gleiches deutsches Handelsrecht auch das Band materieller Vereinigung um so fester schließen möge.

Wir schlagen vor, Preßfreiheit mit gleichen Garantieen gegen deren Mißbrauch, für das gesammte deutsche Vaterland.

Das sind Unsere Vorschläge, Unsere Wünsche, deren Verwirklichung Wir mit allen Unseren Kräften zu erstreben suchen werden. Mit stolzem Vertrauen rechnen Wir dabei auf die bereiteste Mitwirkung Unserer deutschen Bundesgenossen und des gesammten deutschen Volkes, welches Wir mit Freuden durch Einverleibung Unserer nicht zum Bunde gehörigen Provinzen in den Bund verstärken werden, wenn, wie Wir voraussetzen, deren berufene Vertreter diesen Wunsch theilen und der Bund sie aufzunehmen bereit ist.

Wir geben der freudigen Hoffnung Raum, daß die Ausführung Unserer Absichten, ja, daß schon deren Anbahnung die Spannung heben wird, die jetzt zu Unserm großen Schmerz das deutsche Vaterland erfüllt, die Verkehr und Gewerbe lähmt, es spaltet, die es zu zerreißen droht, — ja, Wir hoffen, daß jene Maßregeln Deutschland in sich stark, nach Außen geachtet machen werden, damit in seinen vereinigten Kräften Europa die sicherste Gewähr eines dauernden, gesegneten Friedens finden möge.

Damit aber die Erfüllung Unserer Absichten am wenigsten in Unseren Staaten Zögerung und Hinderniß finden können, damit Wir desto eher diejenigen Vorschläge zu entwickeln im Stande sind, welche Wir für die Verfassung Unserer Staaten nöthig erachten, haben Wir beschlossen, die Berufung des Vereinigten Landtages zu beschleunigen und beauftragen das Staatsministerium, diese Einberufung auf Sonntag, den 2. April d. J., zu bewirken.

Gegeben Berlin, den 18. März 1848.

Friedrich Wilhelm.

Prinz von Preußen.

Mühler. v. Rother. Eichhorn. v. Thiele. v. Savigny. v. Bodelschwingh. Graf zu Stolberg. Uhden. Freiherr v. Canitz. v. Düesberg. v. Rohr.

Das Extrablatt des Staatsanzeigers, welches die beiden Aktenstücke enthielt, wurde in vielen Exemplaren unter die auf dem Schloßplatz stehenden Bürger vertheilt und erregte einen ungeheuren, unbeschreiblichen Jubel.

Der König selbst erschien auf dem Balcon, er sprach zum Volke, aber seine Stimme vermochte den allgemeinen Jubelruf von Tausenden nicht zu durchdringen. Mehrere Herren vom

Hofe, unter ihnen der Graf von Arnim, gingen unter das Volk, um die beiden vorgenannten Nachrichten noch weiter zu verbreiten. Man empfing sie mit ungeheuchelter Freude, welche noch erhöht wurde, als sich unter den Versammelten schnell das Gerücht von der Abdankung des Ministeriums verbreitete.

Das Entzücken war bei allen Versammelten gleich. Man umarmte sich, man küßte sich. Unter dem Schwenken des Hutes wurde dem Könige für die beiden so geringfügigen Conzessionen ein donnerndes Lebehoch nach dem andern gebracht. Es war ein Augenblick seliger Freude, wie er vielleicht in Berlins Mauern selten vorgekommen ist, ein wunderbarer Kontrast zu den Schreckensscenen, welche bald darauf die Hauptstadt erfüllen sollten.

Während man noch im allgemeinen Jubel war, bemerkte man, daß an der Stechbahn eine Abtheilung Kavallerie Posto faßte; man bemerkte ferner, daß das ganze Schloß mit Soldaten angefüllt war. Ein solches Mißtrauen in solchem Augenblick mußte die Gemüther schmerzlich verletzen. Man gab Vertrauen, man wünschte aber auch wieder Vertrauen zu empfangen. Fort mit den Soldaten! schrie man von allen Seiten, und viele Bürger wendeten sich persönlich an den Grafen von Arnim und an die Kommandeurs der verschiedenen Truppenmassen. Der Graf von Arnim versprach dem Könige die Wünsche der Bürgerschaft mitzutheilen, und die Kavallerie, welche an der Stechbahn stand, zog sich vor den andrängenden Bürgern, welche fortwährend riefen: „das Militair fort! das Militair fort!“ soweit zurück, als dies nur irgend möglich war.

Auf den Bericht des Grafen von Arnim an den König über das Verlangen der Bürger, soll der König geantwortet

haben: daß ein unehrenhafter Rückzug der Truppen wohl nicht im Ernſte gefordert werden könne. Man erfuhr dies auf dem Schloßplatz, aber nur im Allgemeinen und einer rief es dem andern zu. Der Enthuſiasmus wurde dadurch ſchon etwas gedämpft, da knallten plötzlich Schüſſe vom Schloſſe her, wie viele, wir wiſſen es nicht, die verſchiedenſten Gerüchte laufen darüber um. Wir ſelbſt waren zu jener Zeit in der Nähe des Schloßplatzes und glauben nur zwei Schüſſe gehört zu haben, von anderen Seiten aber wird verſichert, es wäre öfter geſchoſſen worden.

„Der Major von Falkenberg läßt ſchießen," ſo tönte es plötzlich durch die Menge, deren Enthuſiasmus in einem Momente in Schrecken, in Wuth verwandelt wurde. „Wir ſind verrathen, wir werden ermordet!" ſo ſchrie alles durch einander.

In wilder Flucht ſuchten die Menſchenmaſſen vom Schloßplatz ſich zu entfernen, ſie wurden aber auch noch außerdem gedrängt durch die Kavallerie, welche ganz plötzlich mit blanker Waffe in die ſchon auf der wildeſten Flucht befindlichen Bürger einhieb. Daß dies ſo geſchehen, beſtätigen viele glaubwürdige Augenzeugen, welche dem achtbarſten Bürgerſtande angehören.

Wenige Minuten und der Schloßplatz war geräumt. Der Jubelruf, es lebe der König! war verſtummt; aber von den fernen Straßen her tönte laut das wilde Geſchrei der wüthenden Volksmenge. Die Sturmglocken heulten, Schüſſe knallten dazwiſchen, die Revolution von Berlin hatte begonnen.

Es iſt ſpäter von Seiten der reaktionären Partei oft ausgeſprochen worden, die auf dem Schloßplatz gefallenen Schüſſe ſeien *aus der Mitte* des Volkes auf den König abgefeuert wor-

den; aber so oft auch diese Behauptung aufgestellt worden ist, niemals hat sie durch Beweise Glaubwürdigkeit erhalten können.

Noch immer ist der Schleier über jene verhängnißvollen Schüsse, welche ganz wesentlich die Berliner Revolution veranlaßt haben, nicht gelüftet.

2.

Nach allen Seiten zu flohen die Bürger auseinander. Ein Theil stürzte die Werderschen Mühlen entlang, nach der Schleuse und Jägerstraße.

„Wir sind verrathen! wir werden ermordet!" so riefen sie in eiligster Flucht, sich in die Jägerstraße wendend, Jedem zu, der neugierig nach der Ursache ihrer Aufregung fragte. An der Jäger- und Oberwallstraßen-Ecke machten die Flüchtlinge zuerst Halt. Sie erzählten den sie Umringenden die Vorfälle auf dem Schloßplatz, sie erzählten sie mit grellen, vielleicht übertriebenen Farben. Noch wußte man nicht, ob auf dem Schloßplatz Bürger gefallen seien, aber nach den Erzählungen, die man hörte, zu schließen, mußte ein furchtbares Blutbad unter den friedlichen und waffenlosen Bürgern und Schutzbeamten angerichtet worden sein. Diese Nachricht war indessen falsch, die Dragoner hatten nur flach eingehauen, denn es ist mit Ausnahme eines Bürgers, der übergeritten wurde und sich dabei verletzte, bei jenem Angriff Niemand verwundet worden.

Die Wuth des Volkes wuchs bei der Anhörung solcher Erzählungen mit jedem Augenblick. „Zu den Waffen! zu den Waffen!" so schrie man laut und ein aus etwa hundert Bürgern, Arbeitern und Studenten in buntem Gemisch be-

ſtehender Haufen ſtürzte ſich auf den Waffenladen an der Jäger- und Wallſtraßenecke, erbrach denſelben und entleerte ihn mit außerordentlicher Geſchwindigkeit.

Vor der Bank ſtanden zwei Schildwachen, denen wohl bei dem wüſten Lärm bange werden mochte, welche aber zu gute Soldaten waren, um den ihnen anvertrauten Poſten zu verlaſſen.

Plötzlich bemerkte das Volk die Unglücklichen. „Nieder mit den Hunden von Soldaten!“ rief eine rauhe Stimme, und im nächſten Moment ſtürzte ſich ein Theil des ſich immer vergrößernden Volkshaufens auf beide Soldaten. Man ſuchte ihnen die Gewehre zu entreißen, aber die Grenadiere widerſtanden tapfer. Sie hielten ihre Waffen ſo feſt, daß ſechs bis acht kräftige Männer ſich vergeblich bemühten, dieſelben ihren Händen zu entringen. —

„Laß nur Dein Gewehr los, es geſchieht Dir nichts!“ rief ein den beſſeren Ständen angehöriger Mann dem einen Grenadiere zu.

„Ich bin Soldat,“ erwiderte dieſer, „und darf meine Waffe nicht laſſen.“

„Aber Du ſiehſt ja, Du kannſt ſie nicht mehr vertheidigen!“

Der Soldat erwiderte nichts. Mit bewunderungswürdigem Muth, mit einer Pflichttreue, welche einer beſſeren Sache würdig geweſen wäre, kämpfte er um die ihm anvertraute Waffe. Man ſah endlich Meſſer in der Luft blinken, ebenſo auch den Säbel, den einer der Angreifer dem Soldaten aus der Scheide gezogen hatte, und jeden Augenblick mußte der Arme das Schlimmſte befürchten.

Der Kampf wurde immer heftiger, noch dachte aber Nie-

mand daran, dem Unglücklichen in der That etwas zu Leide zu thun. Man wollte nur das Gewehr haben und schlug zu diesem Zwecke den Grenadier auf Hände und Arme, damit er seine Waffe loslassen sollte.

So spann sich der Kampf mehrere Minuten hin, endlich ermatteten die Kräfte des Soldaten. Nur am andern Ende des Laufs hielt er seine Waffe noch fest, indem er die Mündung gegen seinen Leib drückte. Da knallte plötzlich ein Schuß, das Gewehr hatte sich in dem heftigen Kampfe entladen und die Kugel den Unglücklichen tödtlich getroffen. Seine Hände ließen das Gewehr los, welches er so tapfer vertheidigt, einige Schritte taumelte er rückwärts, dann sank er zusammen, vielleicht der erste, der am 18. März im Freiheitskampfe fiel!

Dem andern Soldaten ging es glücklicher. Ein Arbeitsmann hielt den Lauf des Gewehrs in die Luft und ein anderer drückte unten ab. Man wollte nicht morden, nur entwaffnen, und gebrauchte daher die eben beschriebene Vorsichtsmaßregel, damit nicht auch dieser Grenadier, wie sein Kamrad, durch einen unglückseligen Irrthum ums Leben kommen sollte. Dann entriß man ihm das Gewehr und ließ ihn laufen.

Der ganze eben beschriebene Kampf war das Werk weniger Minuten, aber in diesen wenigen Minuten war außerdem noch viel vorgegangen. Die Straßen hatten sich plötzlich mit Menschen angefüllt. Jeder, der das Geschrei, das Geräusch auf den Straßen hörte, ließ seine Arbeit liegen und eilte vor die Thür. Wer Waffen hatte, brachte diese mit, und gar Manche hatten Waffen, wenn es auch nur Aexte, Messer und Eisenstäbe waren, denn man war durch die vorhergehenden Abende zum Kampf vorbereitet, Schießgewehre freilich sah man nur sehr wenige.

Wie in dieſem Theile der Stadt, war es überall. Die Kunde von den Vorgängen auf dem Schloßplatze hatte ſich mit einer überraſchenden Geſchwindigkeit durch ganz Berlin verbreitet. In allen Straßen, ſelbſt in den entfernteſten, z. B. am Frankfurter Thore, griffen die Bürger zu den Waffen. Jedes Beil, welches ſich in einer Haushaltung befand, jeder ſchwere Stock ſollte als Werkzeug zum Kampfe dienen.

Barrikaden wurden in allen Straßen gebaut, mit einer Eile, mit einer Geſchicklichkeit, wie man ſie dem Berliner wohl kaum jemals zugetraut hat. Man nahm, was man bekommen konnte. In der Gegend des Dönhofplatzes war die Arbeit eine leichte, denn die, zum bevorſtehenden Jahrmarkte aufgebauten Buden gaben ein treffliches Material zu den Barrikaden her.

Wir können hier einen wirklich rührenden Zug von dem Geiſte, der an jenem Tage das Volk beſeelte, nicht unerwähnt laſſen, der, ſo unbedeutend er ſcheint, doch am allerbeſten die Gefühle charakteriſirt, von denen alle Kämpfer des 18. März, ſelbſt die Knaben, erfüllt waren.

An der Ecke der Charlottenſtraße und einer der Querſtraßen, wir wiſſen nicht genau, ob der Zimmer-, oder der Schützenſtraße, ſollte eine Barrikade erbaut werden. Eine Bude, welche verſchloſſen an der Ecke ſtand, ſchien zu derſelben einen ſehr geeigneten Stoff hergeben zu können, man warf ſie daher um, und erſt als ſie niederfiel, ſah man, daß ſie mit Pfefferkuchen gefüllt war, die beim Zerbrechen der Bude auf die Straße rollten.

Mehrere Jungen von 10 bis 14 Jahren zeigten ſich ganz beſonders thätig bei dem Bau der genannten Barrikade.

Wohl blickten sie lüstern auf die über das Pflaster rollenden süßen Kuchen, auf die Zuckermandeln und anderen Delikatessen; aber Keiner von Allen wagte auch nur eine Mandel zu nehmen und zu genießen. Sie packten Alles aufs Sorgfältigste in schnell herbeigeholte Körbe und brachten diese in ein Nachbarhaus in Sicherheit.

Ein eben solcher Geist beseelte alle Arbeiter. Obgleich in jener Nacht vom 18. zum 19. in ganz Berlin die Häuser und Wohnungen geöffnet waren, hat man doch nicht gehört, daß irgend wo, trotz der lockenden Gelegenheit ein Diebstahl begangen worden wäre.

Fast in allen Straßen sah man Studenten, Literaten und andere dem höheren Mittelstande angehörige junge Leute, oft auch ältere angesehene Bürger, den Bau der Barrikaden leiten, und das Volk unterwarf sich mit einer bewunderungswürdigen Subordination den Anordnungen und Befehlen, welche ihm seine Anführer gaben. In allen Straßen, bis in die äußersten Vorstädte hinaus, riß man das Pflaster auf, selbst die Granitplatten auf dem Bürgersteig. Man baute in vielen Straßen wahre Schanzen, mit einer solchen Festigkeit, daß sie lange Zeit dem heftigsten Feuer widerstanden und die hinter ihnen liegenden Mannschaften vor jedem Angriffe sicherten. Die vom Barrikadenbau übrig gebliebenen Pflastersteine wurden theils in Fässer gefüllt, theils auf die umgestürzten Wagen gelegt, welche die Barrikaden bildeten, um dem Ganzen mehr Schwere und Festigkeit zu geben; theils legte man sie als Wurfwaffe zurecht, indem man mit ihnen das Militair empfangen wollte. Die Eckhäuser betrachtete man als die Festungen, in welche das Volk sich zurückziehen könnte, wenn es etwa hier oder dort hinter den Barrikaden fortgetrieben würde; man deckte

Ein alter Bürger hatte ſich an den die Schwadron kommandirenden Ulanen-Offizier gewendet, um ihn dringend zum Frieden aufzufordern. Im Eifer der Rede legte er die Hand auf das Bein des Offiziers und augenblicklich riß dieſer das Pferd zurück und den Säbel aus der Scheide. Die ganze Schwadron folgte ſeinem Beiſpiel.

Kaum ſahen die auf dem Schloßplatz wieder verſammelten Bürger die blanken Klingen in der Luft blitzen, als ſie einen neuen Angriff befürchtend, mit lautem Wuthgeſchrei auseinanderſtürzten und ſich in die nächſtgelegenen Straßen flüchteten. Von dieſem Augenblick an war der Kampf entſchieden, jede Vermittlung fruchtlos.

Das Militair hatte den Schloßplatz und die Linden inne, ebenſo auch den Gensdarmenmarkt und den Opernplatz. Von dieſen Orten aus griff es das Volk an, um ſich in den Beſitz der Stadt zu ſetzen. Der militairiſche Operationsplan ſcheint in jener Nacht folgender geweſen zu ſein.

Die Hauptmacht ſollte um das Schloß, auf dem Gensdarmenmarkt und unter den Linden conzentrirt bleiben, von dort aus ſollten dann die einzelnen Stadttheile genommen werden. Es war zu dieſem Behuf beſonders wichtig, daß erſtens die Friedrichsſtraße bis zum Halleſchen Thor, die Leipzigerſtraße, die alte und neue Königsſtraße in den Beſitz der Truppen käme, dieſe hatten dann 6 Thore inne und eine freie Communikation durch die ganze Stadt.

Im Kampfe waren im Ganzen das 1. und 2. Garde-, das Kaiſer Franz- und Alexander-Regiment, ferner das 2., 8. und 12. Regiment, auch das 31. Regiment und das Schützenbataillon ſtanden zur Dispoſition. Außerdem waren die Garde-Kuiraſſiere, Dragoner, Ulanen und Artillerie beim

Kampfe betheiligt, im Ganzen etwa 20000 Mann. Durch die Eisenbahnen konnten indessen in kurzer Zeit noch etwa 10000 Mann Truppen herbeigezogen werden.

Der Kampf begann, er war ein bewunderungswürdiger. Die Soldaten stürmten mit großer Tapferkeit verschiedene Barrikaden; aber mit eben so großer Tapferkeit, mit wahrem Heroismus wurden sie von den meist unbewaffneten Männern empfangen, welche hinter den Barrikaden standen.

Der Kampf war ein furchtbar erbitterter! Die Bürger waren wüthend, sie wollten sich rächen für die Mißhandlungen, welche sie an den Abenden vorher erlitten hatten, für das Blut ihrer an jenen Abenden ermordeten waffenlosen Brüder. Die Soldaten wollten sich rächen für die Unruhe und Mühe, welche ihnen die Bürger von Berlin schon seit mehr als einer Woche gemacht hatten!

Es war kaum drei Uhr Nachmittags, als eine Abtheilung Dragoner die Jägerstraße hinabsprengte, um die Barrikaden anzugreifen, welche dort überall entstanden; sie wurden aber sofort zurückgetrieben, wie denn überhaupt an jenem ganzen Abende die Kavallerie wenig oder gar nicht wirken konnte; wo sie auch angriff, wurde sie zurück geworfen, da überall das aufgerissene Steinpflaster und die Barrikaden ihr ein weiteres Vordringen unmöglich machten; meistens standen die Kavalleriemassen auf dem Gensdarmenmarkt und andern Plätzen concentrirt völlig unthätig, oder sie ritten höchstens in denjenigen Straßen auf und nieder, welche vom Militair besetzt waren.

Kaum waren die Dragoner in der Jägerstraße zurückgetrieben, als von den Linden her ein Bataillon Infanterie durch die Oberwallstraße auf die noch nicht fertigen Barrikaden an der Ecke der Werderstraße marschirte.

Es war den Vertheidigern dieſer Barrikade ganz unmöglich, dieſelbe vor dem Angriffe einer ſo bedeutenden Truppenmaſſe zu halten. Sie mußten ſich in die umliegenden Häuſer flüchten und zu einem Steinhagel ihre Zuflucht nehmen, den ſie gegen die angreifenden Truppen richteten, weil ihnen Schußwaffen fehlten. Die Truppen ſahen ſich dadurch genöthigt, nach den Dächern und nach den Fenſtern zu ſchießen, wodurch denn mehrere Leute in den Häuſern erſchoſſen wurden, z. B. der Konditor Riprecht in der Zeitungshalle und ein Dienſtmädchen in demſelben Hauſe. Erſt als die Häuſer vom Militair geſprengt und in Beſitz genommen wurden, flüchteten ſich die Kämpfer über die Dächer hinweg und entkamen ſo meiſt der Verhaftung.

Jetzt, Nachmittags, etwa gegen 4 Uhr, hörte man das erſte Läuten der Sturmglocke, deren dumpfer, trauriger Ton weit hin ſchallte, um alle Bewohner Berlins zur Theilnahme an dem Kampfe aufzufordern. Schon früher hatten mehrere Bürger verſucht, die Sturmglocke in der Werderſchen Kirche zu läuten und zu dieſem Zweck ſogleich die Kirchthüren mit Aexten eingeſchlagen, aber ſie hatten nicht bis zum Glockenthurm vordringen können, weil der Angriff des Militairs zu ſchnell und unerwartet gekommen war.

Etwas ſpäter hatte ſich der Kampf auch an verſchiedenen anderen Orten der Stadt entſponnen, beſonders in der Königsſtraße, welche durch treffliche Barrikaden gehalten wurde.

An der breiten Straße begann der Kampf erſt viel ſpäter, gegen Abend. Hier war eine außerordentlich ſchöne und feſte Barrikade vom Kölniſchen Rathhauſe nach der gegenüberſtehenden Ecke gebaut. Ein Wachtfeuer brannte hinter

derselben und 6 bis 8 tüchtige Schützen standen, umgeben von einem unregelmäßig bewaffneten Haufen, in jedem Augenblick bereit, die Barrikade gegen die Angriffe des Militairs zu vertheidigen.

Auch im Köllnischen Rathhause und in den beiden Eckhäusern der Roßstraße, im Hause des Conditors d'Heureuse und im Café de l'Europe, waren in den Fenstern Schützen postirt, welche sich in dem Café de l'Europe auf dem Balkon noch besonders verbarrikadirt hatten.

Erst Abends wurde die Barrikade angegriffen.

Fünfmal stürmten die Soldaten und fünfmal wurden sie zurückgeworfen, indem sie jedesmal einige Todte zurückließen, denn die nie fehlenden Bürgerschützen erlegten bei jedem Schusse ihren Mann. Kühnen Muthes sprangen nach solchem abgeschlagenen Sturm die Vertheidiger der Barrikaden hinter denselben hervor und trieben die Flüchtigen nach dem Schloßplatz zurück.

Endlich wurden Kanonen vor der Breitenstraße aufgefahren. Man beschoß die Barrikade mit Granaten und Kartätschen, so daß das Haus des Conditors d'Heureuse, welches hinter der Barrikade lag, von den Kugeln furchtbar zerstört wurde, daß das Schloß und die angrenzenden Straßen von dem Kanonendonner erzitterten.

Immer neue Truppen wurden herangezogen, Bataillone, um eine von 6 Scharfschützen vertheidigte Barrikade zu nehmen! Erst nach dreistündigem Kampfe gelang dies und ein Theil der Schützen mußte sich in das Köllnische Rathhaus flüchten, ein anderer Theil zog sich hinter die Barrikaden zurück, welche zu beiden Seiten sehr schnell und trefflich erbaut worden waren.

Noch war der Kampf an dieſem Punkte nicht beendet. Das Köllniſche Rathhaus war noch im Beſitz der Bürger und wurde mit herrlicher Tapferkeit von dieſen vertheidigt; auf dem Dache waren Steinmaſſen aufgehäuft, die man jetzt in verzweifelter Wuth auf die Truppen hinabſchleuderte. Endlich wurde auch dieſer Punkt genommen, indem die Soldaten (das Kaiſer Franz-Regiment war hier im Kampf) durch die untern Fenſtern von der Scharrenſtraße aus in das Gebäude eindrangen. Die kämpfenden Bürger mußten ſich gefangen geben und wurden nun unter den ſcheußlichſten Mißhandlungen von den Truppen nach dem Schloſſe gebracht. Viele Waffenloſe, die ſich gefangen geben wollten, wurden ſchwer verwundet, und dieſe waren noch glücklich daran, denn im Allgemeinen wurde während jener Nacht von Seiten der Soldaten ſelten Pardon gegeben.

Auch das Köllniſche Rathhaus war, nachdem es eingenommen, der Schauplatz furchtbarer Mordthaten. Mit Lichtern ſuchten die Soldaten auf den Böden und in den übrigen Räumen umher nach den Kämpfern, welche ſich dort verſteckt hatten, und ſchoſſen dieſelben auf der Stelle nieder, oder ſchlugen ſie mit den Kolben todt, wenn in ihrer Nähe Waffen gefunden wurden, welche bewieſen, daß ſie an dem Kampfe Theil genommen hatten.

Auch in die Wohnung des Direktor Auguſt vom Köllniſchen Realgymnaſium drangen die Soldaten ein, und verwundeten den ihnen ruhig gegenübertretenden alten Mann in ſeinem eigenen Hauſe ohne alle Veranlaſſung. Ein Offizier beging dieſe Schandthat.

Aber auch in andern Häuſern der Breiten Straße ging es ähnlich zu.

So wurde z. B. in einem Hause der Breiten Straße aus dem nach der Aussage eines Polizisten ein Schuß gefallen sein sollte, die friedlichen Bewohner von dem eindringenden Militair gefangen nach den Kellern des Schlosses geführt, und, obgleich sie sich bei der Gefangennahme gar nicht vertheidigten, erhielt doch einer derselben, der Kaufmann Bendix, nicht weniger als acht Hiebwunden und ein anderer, Herr Behrends, der Bruder des bekannten Stadtverordneten wurde, wie uns versichert worden ist, auf dem kurzen Wege nach dem Schloß viermal über den Kopf gehauen! — Unter den empörendsten Mißhandlungen wurden die Gefangenen nach dem Schloßkeller geschleppt. Als sie bei den auf dem Schloßplatz stehenden Küraſſiren vorbei kamen, soll ein Offizier derselben gerufen haben: „Haut doch die Hunde nieder!"

Das war der Geist, der an jenem Abend die Truppen beseelte, der Geist, der die Lorbeeren, die sie sich sonst, obgleich besiegt, durch ihre wirklich großartige Tapferkeit erkämpft haben würden, befleckt hat. Der Mord Waffenloser, die Mißhandlung wehrloser Gefangener, ist eine feige Niederträchtigkeit und leider haben sich die Soldaten derselben an jenem Abend häufig schuldig gemacht, während das Volk im Allgemeinen nach ganz anderen Prinzipien handelte. Ein Beispiel mag dies beweisen:

In der Charlottenstraße ging am Nachmittage ein alter General mit seinem Adjutanten. Er wurde sofort vom Volke gefangen genommen. Wohl tönten aus dem wilden Haufen, welcher die beiden Offiziere umgab, einzelne rauhe Stimmen hervor, welche den Tod derselben forderten, aber diese wurden bald unterdrückt, und die Anführer des Haufens, einige anständige Bürger und Studirende umgaben schützend die Ge-

führbeten, sie redeten gütlich dem Volke zu und bald war die Wuth desselben gedämpft. Nachdem die Offiziere freiwillig ihre Degen übergeben und sich dadurch für Gefangene erklärt hatten, wurden sie in ein Haus geleitet, um dort vor jeder etwaigen Mißhandlung geschützt zu sein.

Welcher Unterschied zwischen dem wildaufgeregten Volkshaufen, der selbst gewählten Führern, deren Befehl ihn kein Gesetz unterwarf, mit so musterhafter Disciplin gehorchte, und jenen an Subordination gewöhnten Soldaten, die entfesselten Dämonen glichen und mit wüthender Bestialität alle Menschlichkeit verleugneten, auf vielen Stellen sogar auf das Gemeinste plünderten! Dies scheint übertrieben, aber leider ist es nur zu wahr. Wir begnügen uns, ein Factum als Beispiel anzuführen, obgleich wir wohl von mehreren sprechen könnten.

Das Haus des Restaurateurs Flügge in der Leipziger-Straße, dicht bei der Friedrichs-Straße, wurde gestürmt, weil aus demselben auf die Soldaten geschossen war. Die wüthende Rotte drang in das Haus. Schon auf dem Flur schoß sie zwei Leute nieder, dann stürmte sie die Treppe hinauf und drang in die im ersten Stock befindliche Restauration ein. Sie begnügte sich nicht damit, zwei der ruhig dort anwesenden Gäste niederzumachen und die übrigen gefangen zu nehmen, sondern hauste auch außerdem noch wahrhaft vandalisch. Die Gläser wurden blos aus Muthwillen zerschlagen, die Thüren, verschiedene Schränke eingerannt und die etwa darin befindlichen Flaschen mit Wein oder Rum herausgeholt. Nachdem die Soldaten auf diese Weise in dem Locale gewirthschaftet hatten, entfernten sie sich, unterließen aber nicht, zuvor

dem Wirthe, Herrn ꝛc. Flügge das Geld aus der Tasche zu nehmen!

Unter den Gefangenen, welche aus diesem Hause nach der Schloßwache gebracht wurden, befand sich auch der Eisenbahn-Inspektor Braun, ein außerordentlich ruhiger und gesetzter Mann, der am Aufstande und am Kampfe selbst gar keinen Theil genommen hatte. Unverwundet verließ er die Restauration von Flügge als ein Gefangener preußischer Soldaten. Seine Freunde fanden wenige Tage darauf seinen blutigen Leichnam mit einer Kugel im Kopfe in der Werderschen Kirche, als sie dort die Leichen der gefallenen Freiheitskämpfer betrachteten.

Das sind einzelne Facta, aber es sind Facta, und sie beweisen viel! Sie zeigen uns den ehrenwerthen Charakter der Proletarier, der Männer, auf welche der vornehme Adlige und Reiche mit so vieler Verachtung herabsieht, sie beweisen uns ferner, daß die Kämpfer für die Freiheit sich wohl bewußt waren, daß sie für eine Sache kämpften, welche von ihnen vor allen Dingen auch eine edle Hochherzigkeit verlangte! Wir sind entzückt, die Behauptung aussprechen zu dürfen, daß der Freiheitskampf der Berliner Bürger an jenem Abend, trotz der furchtbaren Aufregung, welche sich aller Gemüther bemächtigt hatte, doch durch keine Gräuelthat befleckt wurde! Die aufgestellten Facta beweisen uns endlich, daß die Soldaten, welche nicht für eine Idee, sondern nur auf den Befehl ihrer Vorgesetzten kämpfen, sich nimmer zu einem so edelmüthigen Heroismus erheben können, als ein Volk, welches unter dem Freiheitsbanner zu siegen oder zu sterben geschworen hat.

Doch zurück zu der Erzählung derjenigen Kämpfe, welche in dem dunkeln Gewirr der unzähligen heldenmüthigen Thaten

jener ereignißreichen Nacht beſonders hell hervorleuchten. Wir können uns nicht darauf einlaſſen, jede einzelne Barrikade zu beſchreiben, wie ſie gebaut, wie ſie vertheidigt, wie ſie genommen oder erhalten worden iſt, wir können nicht jede einzelne That kühnen Muthes hier anführen, denn jene furchtbare Nacht würde uns ſonſt den Stoff für ein bändereiches Werk geben; ſo können wir denn nur einzelne Züge aus dem gewaltigen Drama hervorheben.

Die ganze Friedrichsſtadt wurde wahrhaft heldenmüthig gegen das Vordringen der Soldaten von den Bürgern vertheidigt. An jeder Straßenecke erhob ſich eine Barrikade, deren manche, beſonders in der Friedrichsſtraße, mit außerordentlicher Feſtigkeit gebaut waren. Die Barrikaden nach den Linden hin freilich vermochten nicht lange den Angriffen der Infanterie zu widerſtehen, da man zum Bau keine Ruhe gehabt hatte; je weiter man aber von den Linden nach dem Halleſchen Thor hinkam, um deſto ſchöner und feſter, um deſto ſchwerer einzunehmen wurden die Barrikaden. Man hatte in jener Gegend mehr Ruhe gehabt, hatte mehr für die Vertheidigung thun können. Auf alle Eckhäuſer hatte man Steine geſchleppt, auf einige ſogar Granitplatten, um mit dieſen von oben ganze Reihen der angreifenden Soldaten niederzuſchmettern.

An der Tauben- und Friedrichsſtraßen-Ecke ſtand ebenfalls eine Barrikade von großer Schönheit und Feſtigkeit. Ein Wagen mit Oelfäſſern, der vorübergekommen war, als man eben baute, hatte halten und ſeine Ladung hergeben müſſen. Hinter dieſen Fäſſern verſteckt lagen etwa 8 tüchtige Schützen. Ein Bataillon marſchirte auf die Barrikade zu um ſie zu nehmen; es wurde zurückgeſchlagen und der Major

stürzte getroffen vom Pferde. Lauter Jubel erhob sich unter dem Volke, als man dies sah, denn vor wenigen Minuten erst hatte der Major den Friedensvorschlag der Bürger, daß von beiden Seiten nicht geschossen werden sollte, mit Verachtung zurückgewiesen.

Zum zweiten Male rückte das Bataillon vor, ein anderer Offizier befehligte dasselbe; aber auch er ward von dem nie fehlenden Schützen getroffen und stürzte vom Pferde. Ohne die Barrikade nehmen zu können, mußte das Bataillon sich zurückziehen, so auch beim dritten Sturm. Man konnte nichts mehr mit der Infanterie gegen diese heldenmüthig vertheidigte Barrikade machen und begann daher mit Kartätschen auf dieselbe zu feuern, so daß die Schützen gezwungen wurden, sich nach und nach hinter eine andere Barrikade zurückzuziehen, an welcher dann der Kampf auf's Neue begann und besonders bei der Friedrichs- und Kronenstraßen-Ecke außerordentlich heftig geführt wurde. Das Dach des einen Eckhauses war mit Steinen ganz vollgetragen und von diesem herab wurden nun die Soldaten sowohl durch Steinregen als durch wohlgezielte Schüsse auf eine furchtbare Weise empfangen. Viele Soldaten blieben vor diesem Hause; aber mit unverzagtem Muth drangen sie vor, um die Barrikade zu nehmen, welche allein das Eckhaus noch mit den übrigen Kämpfern in Verbindung hielt, da die ganze Friedrichsstraße zwischen Linden und Kronenstraße schon in der Gewalt des Militairs war.

Es war augenscheinlich, daß, wenn diese letzte Barrikade genommen wurde, alle Diejenigen der Gnade des Militairs preisgegeben waren, welche sich auf dem Dache des Eckhauses befanden, und der Gnade dieser wuthentbrannten Unmen-

ſchen ſich übergeben zu müſſen, war in jenen Augenblicken des Kampfes faſt einem Todesurtheil gleich zu achten. Der einzige Weg für die Beſatzung des Eckhauſes war der, ſich hinter die Barrikade zu flüchten, ehe ſie genommen war und der Augenblick drängte, denn in jedem Moment mußte die kaum mehr vertheidigte Barrikade von den Truppen erobert ſein. Einige Mann von der Beſatzung, aber leider nur ſehr wenige, flüchteten ſich auch in der That, die übrigen blieben auf ihrem gefährlichen Poſten. Die einzige rettende Barrikade fiel und die Beſatzung war nun völlig abgeſchloſſen von jeder Hilfe der Bürger. Erſt mehrere Stunden ſpäter, in der Nacht etwa gegen 2 Uhr, entwickelte ſich ein gräßliches Trauerſpiel in den Mauern jenes Hauſes. Ein Kampf, wie er wohl außerdem nur an wenigen, an ſehr wenigen Punkten Berlins in jener kampfreichen Nacht ſtattgefunden haben mag.

Die Truppen ſprengten die Thür des Hauſes und drangen in daſſelbe ein, nachdem ſie ſchon vorher ein langes und furchtbares Feuer nach den Fenſtern und dem Dach gerichtet hatten. Wuthentbrannt ſtürzten die aller Subordination ledigen, rachegierigen Soldaten die Treppen hinauf nach dem Boden und nach den Zimmern, Alles niedermachend, was ihnen begegnete.

Man fand am anderen Morgen eine große Anzahl Leichen in den verſchiedenen Räumen dieſes Hauſes. Das Gerücht ſpricht von 17; doch möchten wir eine ſo große Anzahl nicht verbürgen, ſondern für übertrieben halten. Jedenfalls aber ſteht es feſt, daß dies Haus eines von jenen war, welche in der Nacht vom 18. zum 19. März am meiſten gelitten haben.

Die 9. Compagnie des 2. Garderegiments unter dem

Hauptmann v. Plehwe war es, welche bei dem Eindringen in das Haus alle Menschlichkeit verläugnete.

Ein interessanter Zwischenfall ereignete sich an diesem Punkte noch vor der Einnahme der Barrikade.

Ein Bataillon des 2. (Stettiner) Regiments hatte zu wiederholten Malen, wie bereits erzählt, die Barrikade angegriffen, war aber immer wieder zurückgeworfen worden; es war ihm dabei die Munition ausgegangen. Aus diesem Grunde machte das Bataillon Kehrt, marschirte bis zur Mohrenstraße zurück und nahm hier das Gewehr beim Fuß.

Plötzlich verbreitete sich unter den Vertheidigern der Barrikade das Gerücht, dies Bataillon wolle nicht mehr kämpfen.

Ein lautes Freudengeschrei erhob sich und die Kämpfer stürzten nun hinter der Barrikade hervor, um mit den Soldaten zu fraterniſiren, ihnen Brod und Schnaps und was sie sonst von Lebensmitteln hatten, zur Stärkung zu verabreichen.

Vor kurzer Zeit noch hatten sich Soldaten und Bürger im heftigsten, tödtlichen Kampf gegenüber gestanden und jetzt drückten sie sich die Hände, jetzt herzten und küßten sie sich.

Aber diese Einigkeit sollte nicht lange dauern, sie war nur eine Kriegsliſt der schlauen Offiziere, welche fürchteten, daß das Bataillon aufgerieben werden könnte, da es ihm an Munition fehlte; sobald sie neue Zufuhr erhielten, zogen sie sich zurück und begannen nun den Kampf aufs Neue! —

Es war mittlerweile längst Nacht geworden, und einen wunderbaren Anblick boten die Straßen der Residenz in jener Nacht dar, so hell, so festlich erleuchtet waren alle Fenster. Man hätte glauben sollen, man befände sich an einem Orte des Jubels und der Freude, nicht aber in einer Stadt, welche

durch die blutige Geißel des Bürgerkrieges verheert wird, ſo herrlich ſtrahlten alle Fenſter von glänzenden Lichtern, ſo lange eine Straße noch von den Bürgern beſetzt war, ſo lange der Kampf noch in derſelben wüthete. Man wollte Helligkeit in den Straßen haben. Die vermittelſt Fackeln angeſteckten Gaslaternen genügten zu dieſem Zwecke nicht, das Volk hatte deshalb ſeinen gebieteriſchen Willen kundgegeben, daß illuminirt werden müſſe, und Niemand wagte es, dieſem Machtwort zu widerſtehen.

Alle Fenſter waren mit Lichtern beſetzt; aber augenblicklich verloſchen dieſelben, ſobald die Truppen eindrangen in eine Straße, dann wurden plötzlich alle Fenſter zum Zeichen der Trauer wieder dunkel.

Berlin glich an jenem denkwürdigen Abende wirklich einer belagerten Feſtung. Es machte einen merkwürdigen Eindruck, dieſe tapferen Blouſenmänner zu ſehen mit ihren ausdrucksvollen, charakteriſtiſchen Geſichtern, wie ſie thätig waren hinter den Barrikaden, wie ſie dort ſaßen um ein Wachtfeuer, welches man auf der Mitte des Dammes von großen Holzkloben angezündet hatte, wie Andere fleißig Kugeln goſſen oder Waſſer ſiedend machten, um mit dieſem die heranrückenden Truppen zu empfangen.

Wüſte, wirre Gerüchte wurden während der ganzen Nacht in Berlin verbreitet, Gerüchte, welche theils das Volk zur Freude, zum Muth, zur Ausdauer anregen, theils es erſchrecken und einſchüchtern ſollten. Im Nordoſten ſah man gegen elf Uhr plötzlich eine großartige Feuerſäule am Horizonte aufſteigen. Nach der Richtung zu urtheilen, mußte das Feuer, vom ſüdlichen Theile der Stadt aus geſehen, wohl in der Louiſenſtadt oder in der Gegend des Neuen oder Oranien-

burger Thore sein. Die Communikation zwischen beiden Stadtvierteln war völlig abgebrochen, denn der Strich zwischen den Linden und der Leipziger-Straße war von den Königlichen Truppen eingenommen. Man durfte daher nicht wagen, ihn zu passiren.

Die verschiedenartigsten Gerüchte cursirten natürlich über den Grund des Feuers. Endlich bekam man die sehr bestimmte Nachricht, daß die Kaserne des zweiten Garde-Regiments in der Karls-Straße, so wie auch die am Thierarzneischulplatz, von den siegreich vorgedrungenen Bewohnern der dortigen Gegend angesteckt worden sei*). Es verbreitete sich ferner das Gerücht, es sei ein großer Theil der Truppen zum Volke übergegangen. Solche Nachrichten erregten überall Jubel und Freude, und wenn es auch hieß, der Prinz von Preußen habe neue Regimenter vor den Thoren zusammengezogen und beabsichtige, ganz Berlin in Grund und Boden zu schießen, so schüchterte dies doch nur Wenige ein, denn die Kämpfer waren alle in einer solchen Aufregung, daß ihnen jeder neue Kampf willkommen erschien.

Das Gefecht war unterdessen in allen Stadtvierteln Berlins mit gleichem Eifer fortgesetzt worden. In der großen Frankfurter Straße hatte man sich heldenmüthig geschlagen, um die neu einrückenden Frankfurter Truppen nicht in die Stadt dringen zu lassen.

Nachdem die Frankfurter Thorwache bereits am Nach-

*) Erst am anderen Morgen brachten wir in Erfahrung, daß dies Feuer die Königl. Eisengießerei und die Artillerie-Schuppen vor dem Oranienburger Thore verzehrt habe, und daß es vom Volk angelegt sei, um durch dieses Signal die Bewohner der umliegenden Dörfer zur Hülfe zu rufen.

mittage genommen und vom Volke beſetzt worden war, hatte dieſes die Thore ſtark verrammelt; aber durch Verrath (man bezeichnet einen Polizei-Commiſſarius als Verräther, vermag dies jedoch nicht zu beweiſen) war ein Nebenpförtchen des Thores geöffnet und dadurch der Eingang für die Truppen möglich gemacht worden.

Erſt nach heftigen Kämpfen gelang es indeſſen den Truppen, durch die Frankfurter- und Kaiſer-Straße nach dem Alexanderplatz zu kommen.

In der Königs-Straße hatte man viele und treffliche Barrikaden errichtet. Durch heftiges Kartätſchenfeuer war die Königs-Straße allerdings geräumt worden und die Truppen hatten bis zum Alexanderplatz vordringen können, aber nicht über dieſen hinaus, denn in der Neuen Königs-Straße erhob ſich eine völlig unüberwindliche Barrikade. Einige tapfere Schützen der Berliner Schützengilde, welche in jener Nacht ſich an ſo vielen Orten der Stadt unvergängliche Lorbeeren erkämpft haben, hatten ſich hinter dieſe Barrikade gelegt und vertheidigten ſie mit einem glänzenden Muthe, mit einer unerſchütterlichen Ausdauer. Man hatte aus dem Berliner Schützenhauſe die Kanonen der Schützengilde geholt und ſie an dieſem Punkte aufgepflanzt, welcher vielleicht einer der wichtigſten der ganzen Stadt war, weil er die Communikation der am Schloſſe und in der Königs-Straße befindlichen Truppen mit den noch unter den Frankfurter Linden ſtehenden unterbrach. Dieſen Punkt zu halten, war daher die ſchwierige Aufgabe der Beſatzung; aber ſie hat dieſelbe auf das Glänzendſte gelöſt.

Angriff nach Angriff geſchah von Seiten der Truppen auf dieſe Barrikade, aber fortwährend wurde das Militair

zurückgeschlagen. Eine Schaubude auf dem Alexanderplatz diente den zurückgetriebenen Soldaten als willkommener Schutz, wenn sie sich sammeln wollten; die Bürger beschlossen daher, die Schaubude anzuzünden, um den Platz vor sich frei zu erhalten. Dies geschah auch. Der Alexanderplatz bot nun ein freies Feld zwischen den in der Königsstraße liegenden Truppen, welche sich an der Königsbrücke ebenfalls eine Schanze von Mehlsäcken gemacht hatten, und den hinter der Barrikade verschanzten Bürgern dar.

Das Extrablatt der Freude von der Vossischen Zeitung ausgegeben, erzählt uns einen schönen Zug gegenseitigen Edelmuths zwischen den Bürgern und Soldaten, der an dieser Barrikade vorgekommen sein soll und den wir hier aufzunehmen, uns nicht enthalten können.

Ein Bürger, der sich zu weit vorgewagt hatte, stürzte von einer Kugel getroffen nieder und fiel über die Barrikade hinweg nach der Seite der Truppen zu. Da sprang mitten im Kugelregen einer der Bürger auf die Barrikade hinauf; mit einem Tuch in der Hand, rief er den Soldaten zu: „Haltet ein, einen Augenblick, bis wir die Leiche unseres gefallenen Bruders gerettet haben. Haltet Ihr nicht, so hauen wir Euch in Stücken.“ Wirklich hielt das Feuern einen Augenblick ein, die Leiche wurde von den Bürgern geholt, und dann wüthete der Kampf weiter.

Der Kampf dauerte bei dieser Barrikade auch mit am längsten in der ganzen Stadt. Erst um 11 Uhr Morgens, als schon ganz Berlin in Frieden, als schon überall das Resultat unserer Revolution bekannt war, als schon alle Bürger im Freudentaumel schwelgten, zogen die Truppen vom Alexanderplatz fort, nachdem der General von Möllendorf

vorher von der Bürgerſchaft gefangen genommen war. Man hatte ihn ins Schützenhaus geführt und ihn dort gezwungen, einen Befehl an die ihm untergebenen Truppen zu unterzeichnen, daß der Kampf ſofort eingeſtellt und der Alexanderplatz geräumt werde.

Noch in einer andern Gegend der Stadt, in der Lindenſtraße, dauerte der Kampf bis etwa 10 Uhr Morgens. Am Abend gegen 9 Uhr hatte ein junger Arbeiter, wie man hört ein Hallenſer, Namens Heſſe, den Plan angeregt, das Landwehrzeughaus zu ſtürmen und die in dieſem befindlichen Waffen zu erobern.

Mit Jubel wurde der Vorſchlag von den Verſammelten angenommen. Man ſchritt zur Ausführung, fand aber einen Widerſtand, auf den man vorher nicht gerechnet hatte. Eine Anzahl Militairs, die Büchſenſchützen des Garde-Kuiraſſier-Regiments, hatten ſich in die Fenſter poſtirt und wohl verſchanzt. Von hier aus ſchoſſen ſie auf die Angreifenden, mit jedem Schuſſe einen Bürger niederſtreckend.

Das Blutvergießen war fürchterlich, aber der Muth der tapfern Bürger wurde durch den heftigen Widerſtand nicht gebrochen, ſondern nur mehr angefacht. Immer auf's Neue rückte man unter dem heftigſten Kugelregen gegen das Gebäude vor, immer auf's Neue wurde man mit Hinterlaſſung von Todten oder Verwundeten zurückgeſchlagen. Da wurde endlich beſchloſſen, zum äußerſten Mittel, zum Feuer die Zuflucht zu nehmen, das Landwehrzeughaus anzuzünden.

Schon hatte das Volk Brennmaterial, Stroh u. ſ. w. herbeigeſchafft, ſchon fürchteten die Bewohner der umliegenden Häuſer, in jedem Augenblick die Feuerſäule ſich über dem Zeughaus erheben zu ſehen, ſchon hatte man gerechten Grund zu

der Besorgniß, daß eine weit um sich greifende Feuersbrunst entstehen könne, da ließen sich die Angreifenden von mehreren Bürgern bereden, von ihrem Vorhaben abzustehen, um nicht die Umgebung des Zeughauses und die ganze Stadt zu gefährden.

Mittlerweile war die Barrikade an der Taubenstraße, von deren tapferer Vertheidigung wir dem Leser bereits erzählt haben, da sie nicht mehr haltbar war, geräumt worden, und mehrere von den Schützen hatten sich nach der Jerusalemer- und Lindenstraße zurückgezogen; sie hörten kaum von dem Sturme, der das Landwehrzeughaus bedrohte, als sie sich demselben anschlossen und durch tüchtige, wohlgezielte Schüsse mehrere Fenster demontirten. —

Im Ganzen dauerte der mörderische Kampf vor diesem Gebäude etwas über 10 Stunden, manches Opfer von beiden Seiten fordernd. Erst am Morgen zersprengte das Volk die Thüren und vertheilte nun die eroberten Waffen unter sich.

Die Gewehre waren allerdings für den Augenblick nicht brauchbar, indem die Pistons an ihnen fehlten; aber augenblicklich machten sich die Schlosser und Schmiede an die Arbeit und binnen wenigen Stunden war eine große Anzahl Gewehre in schußfähigem Zustande.

Während dieser ganzen Zeit hatte der junge Arbeiter, der die Masse anführte, unaufhörlich gearbeitet. Er hatte keine Gefahr gescheut, fortwährend war er thätig gewesen. Trotz des Kugelregens, in dem er sich fortwährend befand, war er doch unverwundet geblieben, fast schien es, als wäre er hieb- und schußfest. Sein Beispiel, sein Zureden, sein nicht zu zerstörender Frohsinn und Muth, hatte immer neue Frei-

willige zu dem gefahrvollen Sturme herangelockt, und er ist es daher eigentlich, der das Landwehrzeughaus erstürmt hat*).

So tobte der Kampf die Nacht hindurch in allen Theilen der Stadt und überall wurde er mit gleichem kühnen Muth von beiden Seiten geführt, wir könnten noch unzählige Thatsachen aufführen, welche als Beweis für diesen Ausspruch gelten dürfen; aber der beschränkte Raum erlaubt es uns nicht.

Vergeblich versuchte es das Militair, über die wenigen Theile fortzudringen, welche es inne hatte. Ueberall wurde es durch Barrikaden aufgehalten, die zu erstürmen den ermüdeten und ausgehungerten Soldaten völlig unmöglich war; die Bürger aber blieben frisch und kräftig hinter ihren Schanzen, denn Speise und Trank flossen ihnen im reichlichsten Maaße zu und waren sie erschöpft, dann traten andere an ihre Stelle, die durch ein Stündchen Ruhe sich gestärkt hatten.

Ehe wir die Erzählung der Ereignisse dieser Nacht beschließen, fühlen wir uns vor allen Dingen verpflichtet, hier ein Zeugniß abzulegen über die Bemühungen, denen sich am Abend des 18. sechs Ehrenmänner unterzogen, um den Frieden Berlins wieder herzustellen.

Am Sonnabend Abend begab sich eine Deputation, aus den Herren Dr. Gumbinner, Lademann, Ring, Dr. Löwe und Remin bestehend, zum Bischof Neander. Furchtlos waren sie durch die wildaufgeregten kampffertigen Haufen gedrungen, ohne die Gefahr zu scheuen.

Die Deputation forderte den Bischof Neander auf, sich ihr anzuschließen und mit ihr vereint den König zu dem Be-

*) Wie wunderbar die Menschen sich in wenigen Monaten ändern können, davon giebt Gustav Hesse ein merkwürdiges Beispiel, — der Zeughausstürmer und Barrikadenheld ist nämlich Konstabler geworden. —

fehl zu veranlassen, das Militair zurückzuziehen, wodurch allein dem Blutbad ein Ende gemacht werden konnte.

Die Aufforderung an den Bischof war keine vergebliche. In vollem Priesterornate stellte er sich an die Spitze der Deputation und zog mit dieser, entblößten Haupts, nach dem Schloß, um das schöne Friedenswerk wenigstens zu versuchen.

Die Menge machte den Vorübergehenden eifrig Platz, sie rief ihnen Beifall zu, und erwartete mit Ungeduld den Erfolg, welchen die Bitten der braven Männer haben würden.

Nur mit Schwierigkeit gelang es der Deputation durch die vor dem Schlosse aufgestellten Truppenmassen zu bringen, um sich Zutritte beim König zu verschaffen. Endlich zur Audienz beim König gelassen, sprachen die Deputirten offen ihre Ansicht über den Zustand der Stadt aus. Der König soll geantwortet haben, daß er nur dann die Truppen zurückziehen könne, wenn das Volk zuerst die Barrikaden aufgegeben habe; an das Fenster tretend und nach der Königsstraße zeigend, soll er geäußert haben: „Sehen Sie, diese Straße gehört mir!" Uebrigens versprach er gern Alles zu gewähren; aber nur der Bitte, nicht der Gewalt.

Solche Antwort war freilich nicht geeignet, dem Blutvergießen ein Ende zu machen, und neuem Schlachten vorzubeugen. Mit Worten läßt sich ein Volk, welches, die Waffen in der Hand, seine heiligsten Rechte erkämpfen will, nicht abspeisen. Es giebt nicht errungene Vortheile für leere Versprechungen hin! Mit Hohn wurden daher die Friedensstifter zurückgewiesen, als sie den Barrikadenmännern den Vorschlag machten, die Schanzen zu zerstören, durch welche sie allein vor plötzlichen Ueberfällen des Militairs geschützt waren.

Das Militair wurde nicht zurückgezogen, und die furcht-

baren Ereigniſſe jener Nacht, welche wir bereits erzählt haben, waren die Folge davon.

2.

Es war ein wunderſchöner, herrlicher Frühlingsmorgen. So freundlich hatte die Sonne lange nicht geſchienen, als am Morgen des 19. März, wo ihre heiteren Strahlen die blutgerötheten Straßen Berlins erleuchteten.

Als der Tag anbrach, war eine momentane Stille im Kampfe eingetreten, die Geſchütze ſchwiegen, und nur hier und dort knallte noch ein Schuß. Die Kämpfer hatten eine Art ſtillſchweigenden Waffenſtillſtands geſchloſſen, hervorgegangen aus beiderſeitiger Ermattung. Man bedurfte eines Augenblicks der Ruhe nach einer ſolchen Nacht der furchtbarſten Aufregung, des fortwährenden Kampfes.

Die Bürger ließen indeſſen dieſe Zeit nicht unbenutzt vorübergehen. Ueberall bereiteten ſie ſich auf's Neue zum Kampfe vor, verſtärkten ihre Barrikaden und ſuchten ſich mehr Munition und Waffen zu verſchaffen. Auch ſie waren allerdings vom Kampfe angegriffen; viel mehr aber waren es die Soldaten, denn dieſe befanden ſich nun ſchon ſeit mehr als zwölf Stunden unter den Waffen, ohne einen Augenblick der Ruhe gehabt, ohne eine Erfriſchung genoſſen zu haben.

Die Gefahr wuchs von Stunde zu Stunde. Schon wankte der preußiſche Königsthron, ſchon war er in ſeinen Grundfeſten erſchüttert, noch wenige Stunden des Kampfes, und er wäre wahrſcheinlich in ſich ſelbſt zuſammengeſtürzt!

Schon am Morgen konnte der Ausgang des Kampfes keinen Augenblick mehr zweifelhaft ſein. Man hat allerdings vielfach den Berliner Bürgern den Sieg abſtreiten wollen, weil die Soldaten einige Barrikaden genommen, einige Straßen

geräumt hatten; aber eine solche Behauptung ist in der That lächerlich. Was hatte es zu sagen, wenn einige Straßen in dem Besitz der ermatteten, halb verhungerten Truppen waren, während die ganze übrige Stadt von den kräftigen, kampfglühenden Bürgern besetzt war, die sich mit jedem Augenblick besser bewaffneten und organisirten, die an vielen Stellen schon die Vertheidigung aufgaben, um anzugreifen. Jeder gefallene Soldat war ein Kämpfer weniger für den absoluten König, jeder gefallene Bürger rief neue Streiter hervor, welche ihre hingeopferten Freunde, ihre Verwandten rächen wollten, neue, kräftige, kühne Kämpfer, welche mit frischem Muth in die Schlacht zogen.

Hätte der Kampf noch wenige Stunden länger gedauert, dann wären die Folgen des 18. März furchtbar, gar nicht zu berechnen gewesen!

Am Morgen des 19. März begab sich eine Deputation von 12 hiesigen angesehenen Einwohnern unter den schützenden weißen Parlamentairsflagge nach dem Schloß. Die Deputirten forderten eine Audienz beim Könige, welche ihnen sofort bewilligt wurde, und sie stellten nun dem Könige mit ernsten, eindringlichen Worten vor, daß die Bürgerschaft Berlins nur dann zu bewegen sein würde, den Kampf aufzugeben, die Barrikaden abzureißen und die Ruhe wieder herzustellen, wenn ihnen alle die früher kundgegebenen Wünsche des Landes gewährt, wenn die Truppen sofort zurückgezogen, und alle wegen politischer Vergehen Verhafteten freigegeben würden.

Der König sprach sehr freundlich mit den Deputirten. Er drückte seinen tiefsten Schmerz über das Geschehene aus und versprach endlich nach einer langen Berathung, daß die Wünsche der Berliner Bürgerschaft erfüllt werden sollten, na-

mentlich ſolle ſofort eine Volksbewaffnung eingerichtet und eine Veränderung im Miniſterium getroffen werden.

Es hatte während dieſer Zeit der Kampf in den meiſten Gegenden der Stadt, mit Ausnahme der Königsſtadt, der Lindenſtraße und einiger anderen Straßen ſchon nachgelaſſen. Der Frieden war allerdings noch nicht hergeſtellt, und Bürger und Soldaten betrachteten ſich noch immer mit feindſeligen Blicken, aber eine Art Waffenſtillſtand war eingetreten.

Schon gingen wieder viele unbewaffnete Leute durch die Straßen, um den Schauplatz der Kämpfe in der vergangenen Nacht zu betrachten, und das Militair ließ ſie ungehindert ziehen; denn die Barrikaden ſtanden noch feſt und waren noch immer mit kampfesmuthigen, jetzt meiſt wohlbewaffneten Männern beſetzt. —

Die Straßen Berlins boten an jenem Morgen einen wunderbar ſchrecklichen Anblick dar; eines ähnlichen mochten ſich wohl die älteſten Leute nicht erinnern, denn die Revolution vom 18. iſt ein Ereigniß, unerhört in der Geſchichte Berlins.

Die Reſidenz glich einem Schlachtfelde, welches noch von den im Waffenſtillſtand befindlichen Truppen behauptet wird. Hier ſah man die kräftigen, rüſtigen Barrikadenmänner hinter ihren Schanzen ſtehen, oder auf denſelben neben der ſchwarz-roth-goldenen Fahne ſitzen, jeden Augenblick bereit, den Kampf auf's Neue zu beginnen; dort lagen, nicht fern von ihnen in einer andern Straße, die Militairs, ermattet, erſchöpft von dem Kampfe der furchtbaren Nacht. Sie hatten ſich auf dem Steinpflaſter gelagert und aneinander gelehnt, um einen Augenblick der Ruhe zu genießen, vielleicht nur einen kurzen Augenblick, denn in jeder Minute konnte ja der Kampf wieder beginnen.

Die Straßen selbst waren geröthet von Blut; hier und dort, besonders an den Barrikaden und an einzelnen Häusern, standen förmliche Blutlachen, selbst die Rinnen führten in manchen Straßen Blutströme mit sich, wo gerade der Kampf am heftigsten gewesen war.

Die furchtbar entstellten Leichen der Bürger lagen noch auf dem Pflaster. Jetzt erst, in dieser Zeit des Waffenstillstands, wurden sie auf schnell bereitete Tragbahren gelegt und fortgeschafft. Dort saß wohl auch ein Verwundeter, der erschöpft von dem Blutverlust der unverbundenen Wunden, kaum noch den Ort herzustammeln vermochte, wohin man ihn bringen sollte; aber der Verwundeten waren nur wenige, denn die Soldaten hatten meistens schon dafür gesorgt, daß man nur Leichen finde. Todte oder verwundete Militairs bemerkte man nicht, denn die Truppen hatten ihre Gefallenen immer gleich mit sich fortgeführt. —

Unter den Linden wogte während dieser Zeit schon eine große Menge neugieriger Menschen auf und nieder, denen man aber meistens auf den bleichen hohläugigen Gesichtern die Schrecken der vergangenen Nacht deutlich ansah. Viele unter ihnen hatten die Nacht tapfer hinter den Barrikaden gekämpft und waren bereit, es in jedem Augenblicke wieder zu thun. Sie zogen jetzt nur Erkundigungen ein über den Zustand anderer Stadtgegenden.

An den öffentlichen Gebäuden standen kleine Haufen von sechs, acht bis zwölf Menschen, welche eine eben erschienene, dort angeschlagene Proklamation des Königs lasen, eine Proklamation, welche die tapferen Kämpfer der Barrikaden mit dem tiefsten Unwillen, mit wahrer Entrüstung erfüllte.

Es lautete dieſe Proklamation folgendermaßen:

An meine lieben Berliner!

Durch mein Einberufungspatent vom heutigen Tage habt Ihr das Pfand der treuen Geſinnung Eures Königs zu Euch und zum geſammten deutſchen Vaterlande empfangen. Noch war der Jubel, mit dem unzählige treue Herzen mich begrüßt hatten, nicht verhallt, ſo miſchte ein Haufen Ruheſtörer aufrühreriſche und freche Forderungen ein und vergrößerte ſich in dem Maße, als die Wohlgeſinnten ſich entfernten. Da ihr ungeſtümes Vordringen bis ins Portal des Schloſſes mit Recht arge Abſichten befürchten ließ und Beleidigungen wider meine tapfern und treuen Soldaten ausgeſtoßen wurden, mußte der Platz durch Cavallerie im Schritt und mit eingeſteckter Waffe geſäubert werden und zwei Gewehre der Infanterie entluden ſich von ſelbſt, Gottlob! ohne irgend Jemand zu treffen. Eine Rotte Böſewichter, meiſt aus Fremden beſtehend, die ſich ſeit einer Woche, obgleich aufgeſucht, doch zu verbergen gewußt hatten, haben dieſen Umſtand im Sinne ihrer argen Pläne durch augenſcheinliche Lüge verdreht und die erhitzten Gemüther von vielen meiner treuen und lieben Berliner mit Rachegedanken um vermeintlich vergoſſenes Blut erfüllt und ſind ſo die gräulichen Urheber von Blutvergießen geworden. Meine Truppen, Eure Brüder und Landsleute, haben erſt dann von der Waffe Gebrauch gemacht, als ſie durch viele Schüſſe von der Königsſtraße dazu gezwungen wurden. Das ſiegreiche Vordringen meiner Truppen war die nothwendige Folge davon. An Euch, Einwohner meiner geliebten Vaterſtadt, iſt es jetzt, größerem Unheil vorzubeugen. Erkennt, Euer König und treueſter Freund beſchwört Euch darum, bei Allem was Euch heilig iſt, den unſeligen Irrthum!

kehrt zum Frieden zurück, räumt die Barrikaden, die noch stehen, hinweg, und entsendet an mich Männer, voll des ächten alten Berliner Geistes mit Worten, wie sie sich Eurem König gegenüber geziemen, und Ich gebe Euch mein Königliches Wort, daß alle Straßen und Plätze sogleich von den Truppen geräumt werden sollen und die militairische Besetzung nur auf die nothwendigen Gebäude, des Schlosses, des Zeughauses und weniger Anderen und auch da nur auf kurze Zeit beschränkt werden wird. Hört die väterliche Stimme Eures Königs, Bewohner meines treuen und schönen Berlins und vergesset das Geschehene, wie Ich es vergessen will und werde in Meinem Herzen, um der großen Zukunft Willen, die unter dem Friedenssegen Gottes, für Preußen und durch Preußen für Deutschland anbrechen wird.

Eure liebreiche Königin und wahrhaft treue Mutter und Freundin, die sehr leidend darniederliegt, vereint ihre innigen, thränenreichen Bitten mit den Meinigen.

Geschrieben in der Nacht vom 18.—19. März 1848.

Friedrich Wilhelm.

Es läßt sich in der That nach einer Nacht, wie die vom 18. zum 19., kaum eine Proklamation denken, die weniger geeignet sein konnte, Vertrauen zu erwecken und die Ruhe wiederherzustellen, als gerade die: „An meine lieben Berliner!"

Der König mußte auf eine merkwürdige Weise getäuscht worden sein, sonst hätten so offenbare Unwahrheiten unmöglich in einer seiner Proklamationen Platz finden können. Tausende haben es ja gesehen, wie die Cavallerie mit blanker Waffe, nicht mit eingesteckter, den Schloßplatz am Mittage vorher gesäubert hatte, und alle diese achtungswerthen, zum angesehensten Bürgerstande gehörigen Männer wußten, daß nicht

eine Rotte von Böſewichtern „Verrath“ und „Zu den Waffen“ rufend durch die Straßen geeilt ſei, denn ſie ſelbſt hatten es gethan. Der Nachſatz endlich, „das ſiegreiche Vorrücken meiner Truppen war die nothwendige Folge davon,“ mußte die Männer kränken und erbittern, welche, eben aus dem heftigen Kampfe kommend, wohl fühlten, daß der Sieg in ihrer Hand ſei, daß es in ihrer Macht läge, dieſe ſogenannten ſiegreichen Truppen vollends zu vernichten.

„Man will uns vergeben!? Wir ſollen die Barrikaden wegräumen!“ ſo tönten einzelne Stimmen aus dem aufgebrachten Volke, „nimmermehr, wir wollen keine Verſprechungen mehr, wir wollen Thaten!“

Solche und ähnliche Reden hörte man überall, wo die Proklamation angeſchlagen war, und an vielen Orten wurde ſie herab und in Stücke geriſſen; Beruhigung aber brachte ſie nirgends, denn Unwahrheiten können kein Vertrauen erwecken.

Endlich bekamen die Truppen in Folge dringender, dem Könige gemachter Vorſtellungen den Befehl, ſich zurückzuziehen. Sie thaten es, indem ſie theils mit Choralmuſik, theils aber auch mit klingendem Spiel, unter dem Jubel und Jauchzen des Volkes, unter dem Winken von zahlloſen weißen Tüchern abmarſchirten. Die Bürgerbewaffnung war genehmigt und wurde ſogleich ins Werk geſetzt.

Zahlloſe Menſchenmaſſen drängten ſich jetzt dem Schloſſe und den Linden zu, denn hier am Mittelpunkte der Stadt erfuhr man am beſten, was ſich in der vergangenen Nacht überall in allen Stadtvierteln zugetragen hatte.

So kam auch ein großer Menſchenſchwarm vom Alexan-

derplatz her die Königsstraße entlang, welchem hier Herr Krausnick, der Oberbürgermeister von Berlin, begegnete.

Wie wir schon früher erwähnten, hatte Herr Krausnick längst das Vertrauen der Bürgerschaft verloren und es war daher nicht zu verwundern, daß die noch vom wilden Kampfe aufgeregte Menge, als sie den Oberbürgermeister sah, diesen umringte und von ihm mit vielleicht etwas unsanften Demonstrationen forderte: „Er solle sogleich abdanken!" Der Oberbürgermeister wünschte möglichst wenig mit den aufgebrachten Leuten in Berührung zu bleiben und zog sich deshalb in ein Haus zurück, wohin ihm aber mehrere Männer, als Deputirte des Volkes, folgten, welche ihm die unangenehme Eröffnung zu machen hatten, daß die Bevölkerung von Berlin nicht mehr das nöthige Vertrauen zu ihm habe, daß man seinen unzeitgemäßen Ansichten und Maßregeln einen großen Theil der Schuld an dem Blutvergießen der vergangenen Nacht zuschreibe, und daß daher die sofortige Erklärung seiner Abdankung vom Volke verlangt werde.

Herr Krausnick versuchte es nun, von einem der Fenster aus eine Rede an die versammelte Menge zu halten, welche aber durch den fortwährenden Ruf: „Abdanken! Abdanken!" oft unterbrochen wurde, und endlich mußte Herr Krausnick es sich gefallen lassen, unter dem Schutze, oder wenigstens unter der Eskorte mehrerer Männer nach dem Schlosse geführt zu werden, wo er dem gebieterischen Volkswillen nach sofort seine Abdankung fordern sollte.

Auch von anderen Seiten hatten sich während dieser Zeit viele Menschen nach dem Schloßplatze gedrängt, vielleicht angezogen durch ein furchtbares Schauspiel, welches sich dort entwickelte.

Aus den verſchiedenen Gegenden der Stadt her kamen, wie auf eine gemeinſame Verabredung, mit langſamen feierlichen Schritten Züge von Männern, welche auf ihren Schultern, auf Bahren, die Leichen der im Kampfe der vergangenen Nacht ruhmvoll Gefallenen trugen. Die Leichen waren mit Kränzen und Blumen geſchmückt und ihre tödtlichen Wunden offen gelegt. Es war ein gräßlicher Anblick!

Tauſende von Menſchen begleiteten mit unbedecktem Haupte die Trauerzüge, und alle wendeten ſich nach dem Schloß. Einer dieſer Züge hielt vor dem Balkon des Königs, man wollte, daß dieſer die Opfer der vergangenen Nacht ſelbſt ſehe, und ein ſtürmiſcher Ruf: „der König ſoll erſcheinen," wurde unter dem verſammelten Volke laut.

Die Herren Graf Arnim und Graf Schwerin traten endlich durch den Lärm veranlaßt auf den Balkon. Sie wollten das Volk beruhigen, verſöhnen, aber vergeblich. Der Ruf: „der König ſoll kommen," ertönte unaufhörlich und wurde mit jedem Augenblick lauter und gebieteriſcher.

Endlich folgte der König der Aufforderung ſeines Volkes, er trat Arm in Arm mit der Königin auf den Balkon und begrüßte die Verſammelten. Sein Geſicht war bleich, ſeine Züge matt von den Anſtrengungen der vergangenen Nacht. Auch die Königin ſah ſehr leidend aus. Schmerzlich bewegt, bebte ſie zurück bei dem gräßlichen Anblick der blutigen Leichen.

Der König wollte zu dem Volke ſprechen, aber vergeblich, man ließ ihn nicht zu Worte kommen, denn die furchtbare Aufregung der Menge machte ſich fortwährend in wilden Ausrufungen Luft; welcher Art dieſelben waren, geht aus der Aeußerung eines ſchlichten Arbeitsmannes hervor, der zu ſei-

nem Nachbar gewendet sagte: „Ich hatte in der Nacht einen schlimmen Posten, aber den dort oben im Schloß hätte ich doch um alles Gold der Welt nicht haben mögen! — Er hatte wohl nicht Unrecht! — Nach mehreren vergeblichen Versuchen zu sprechen grüßte der König und zog sich in seine Zimmer zurück. Jetzt versuchte es der Graf v. Arnim, einige Worte an das Volk zu richten, und diesem gelang es auch in der That, sich wenigstens einigermaßen verständlich zu machen, wenn er auch mehrmals in seiner Rede unterbrochen wurde. Er benachrichtigte das Volk, daß ein neues Ministerium gebildet werde, und bat, daß die Bürger Berlins selbst in dieser schwerbedrängten Zeit zur Wiederherstellung der Ordnung beitragen möchten.

Rufe der verschiedensten Art wurden während und nach dieser Rede laut; aber nur der nach Waffen und das Verlangen, daß der Prinz von Preußen dem Throne entsagen solle, wurden aus dem wirren Geschrei herausgehört.

Der Graf v. Arnim konnte hierauf nichts erwidern und zog sich daher in das Schloß zurück.

Auch der Graf v. Schwerin sprach zu dem Volke und mit mehr Beifall, denn der Ruf: „Schwerin lebe hoch!" erhob sich mehrere Male und wurde mit Jauchzen aufgenommen. Er verkündete, daß eben ein neues Ministerium gebildet werde, zu dem auch er gehöre; er versicherte, daß er nach Kräften die Rechte des Volkes wahrnehmen werde, daß er dagegen aber auch erwarte, die Bürger Berlins würden selbst zur Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung beitragen. Damit dies mit Erfolg geschehen könne, solle eine Bürgerbewaffnung unverzüglich stattfinden und der allgemein beliebte Polizei-Präsident v. Minutoli an die Spitze derselben treten.

Während dies vor dem Schloſſe geſchah, hatten ſich auch unter den Linden und in der Königsſtraße große Mengen Volkes verſammelt, welche an zwei Männern die Volksjuſtiz vollſtreckten, denen man einen ſchändlichen Verrath an der Sache der Freiheit Schuld gab. Unter den Linden wohnt unweit der Friedrichsſtraße der Handſchuhmacher Wernicke. Dieſer hatte am Sonnabend Abend drei Polen, welche unter das kämpfende Volk Geld vertheilt hatten, dem Militair verrathen und dadurch deren Gefangennahme und Abführung nach Spandau veranlaßt.

Durch wen das Volk von dieſer nichtswürdigen Handlung benachrichtigt worden, wiſſen wir nicht. Nur ſoviel können wir ſagen, daß das Gerücht von derſelben ſich wie ein Lauffeuer verbreitete, und mit einer wunderbaren, Blitz ähnlichen Schnelligkeit allgemein bekannt wurde.

Ein großer Volkshaufen, unter dem man auch viele anſtändige, ja vornehm gekleidete Männer bemerkte, verſammelte ſich vor der Thür des Herrn Wernicke, und beſchloß, durch einen Akt der Volksjuſtiz den Verrath deſſelben auf der Stelle zu beſtrafen.

Der Laden wurde erbrochen, und Alles, was ſich in demſelben befand, theils demolirt, theils auf die Straße geſchleppt. Die ſämmtlichen Handſchuhe, welche ſich daſelbſt befanden, wurden in kleine Stücke zerriſſen, und überhaupt Alles, was irgend Werth hatte, vernichtet. Eine wunderbare Ordnung zeigte ſich bei dieſem ganzen Vorfalle. Wenn man auch zerſtörte, ſo war man doch weit davon entfernt, irgend etwas zu nehmen, ja man beſtrafte einen Knaben, der einen faſt werthloſen Lederlappen zu ſich ſtecken wollte, auf der Stelle durch tüchtige Prügel. „Wir ſind keine Diebe!“ ſo

rief dem Jungen ein Arbeitsmann zu, indem er denselben derb züchtigte, und das war auch in der That die Meinung Aller. Man wollte strafen, nicht rauben! An die Thür des Ladens schrieb man nach vollbrachter Strafe mit Kreide die Worte: „So straft man einen Verräther!"

Nachdem man auf diese Weise die sämmtlichen Mobilien und Waarenvorräthe des Verräthers der Vernichtung preisgegeben hatte, zog der Volkshaufen weiter dem Palaste des Prinzen von Preußen zu. Auch die Wohnung dieses Prinzen, dem das Volk, ob mit Recht oder Unrecht wollen wir unentschieden lassen, die größte Schuld an dem Blutbade der vergangenen Nacht zuschrieb, wollte man demoliren. „Kein Stein soll auf dem andern bleiben!" so rief manche wilde Stimme.

Zwei Bürger standen vor dem Palais, um dasselbe zu beschützen. Man forderte dieselben auf, diesen Posten zu verlassen, da derselbe kein Ehrenposten für einen Berliner Bürger sei, und wollte dann die Zerstörung beginnen, als eine laute Stimme, alles Geschrei übertönend, aus dem Volkshaufen laut wurde: „Schont das Nationaleigenthum, das Palais des Prinzen von Preußen wird hiermit zum Nationaleigenthum erklärt!" Ein ungeheurer Jubel erhob sich unter dem Volke, der immer lauter wurde, als auf den Balkon ein Redner trat, der eine große schwarz-roth-goldene Fahne in der Hand hielt und sie schwenkte, dann aber mit wenigen ergreifenden Worten zur Ruhe mahnte, so lange die für die Freiheit gefallenen Helden noch nicht bestattet seien. Man brachte einige große Inschriften: „Volkseigenthum," „Nationalgut" und zweimal „Eigenthum der ganzen Nation" an dem Gebäude an und dann zerstreute sich die Menge ruhig.

In der Königsstraße fand ein ähnlicher Akt der Volksjustiz, wie bei dem Handschuhmacher Wernicke statt.

Der Major a. D. von Preuß sollte in der Nacht vom 18. zum 19. mehrere junge Leute, wie man sagt Studenten, unter dem Vorgeben in seine Wohnung gelockt haben, daß sie von den Fenstern derselben mit größerer Sicherheit auf das Militair schießen könnten; dann aber habe er sich, so erzählt man, in Uniform geworfen, habe Soldaten geholt, und diesen befohlen, die jungen Leute zu erschießen.

Eine so furchtbare Anklage mußte die Wuth des Volkes im höchsten Maße erregen, und daß von einer Untersuchung, ob die Anklage begründet sei oder nicht, bei einer Volksaufregung wie die damals herrschende, natürlich gar nicht die Rede sein konnte, versteht sich wohl von selbst.

Auch vor der Wohnung des Major von Preuß versammelte sich ein Volkshaufen. Man erbrach die Thür und brachte Alles, was sich irgend von Werth vorfand, auf die Straße. Die kostbarsten Meubel, herrliche Spiegel u. dergl. m. wurden aus den Fenstern geworfen.

Mitten auf dem Damme hatte man ein Feuer angezündet, welches von den Meubeln, die man aus dem Hause brachte, genährt wurde, und in dieses warf man alles irgend Werthvolle; kostbare Gemälde, silberne Leuchter, ganze Packete von Papiergeld und werthvollen Scheinen wurden in die Flammen geworfen und ohne Gnade vernichtet; Niemand aber nahm auch nur eine Kleinigkeit an sich, Niemand wollte sich mit dem Gute des vermeintlichen Verräthers besudeln. Wie man später allgemein gehört hat, ist dem Major von Preuß ein schweres, bitteres Unrecht geschehen. Er soll an dem ihm zur Last gelegten Verbrechen ganz unschuldig sein, und sich

sogar in jener Nacht höchst edel benommen haben; indem er mehrere junge Leute, welche sich in seine Wohnung geflüchtet hatten, vor den Nachforschungen der Soldaten und dadurch vor einem fast gewissen Tode schützte.

Es liegt auf dieser ganzen Sache ein Dunkel, welches auch bis zu diesem Augenblick noch nicht aufgeklärt ist.

Unter solchen unruhigen Auftritten verging der Sonntag Vormittag, am Nachmittage schon las man an den Straßen-Ecken eine Proclamation des Königs, welche die Ernennung eines Ministeriums Arnim mit Zuziehung des Grafen Schwerin für die geistlichen Angelegenheiten und des frühern Landtags-Abgeordneten Auerswald für das Innere anzeigte.

Die Berliner waren am 19. März noch sehr genügsam, sie freuten sich über diesen Ministerwechsel, und vergaßen ganz und gar, daß der Graf Arnim einer der Hauptträger der Aristokratie und des Absolutismus gewesen war, daß auch die Herren Schwerin und Auerswald keinen andern Ruf, als den eines sehr gemäßigten Freisinns auf dem alten Landtag für sich hatten, gar bald sollten jedoch die guten Berliner sich davon überzeugen, daß die Liberalen des Landtags nicht mehr die Männer der Freiheit waren, daß der Geist des Jahres 1848 sie weit überflügelt hatte.

Auch die Bewilligung einer Bürgerbewaffnung, deren Kosten der Staat übernahm, wurde gegen Abend durch Straßenanschlag bekannt gemacht und erregte die allgemeinste Freude. Das Volk bedachte nicht, daß die einseitige Bewaffnung der Bürger, den unbewaffneten Arbeitern gegenüber, nichts Anderes war, als eine Fortsetzung des undemokratischen Kastengeistes, welcher bisher im Staate geherrscht hatte, und der Grund der meisten Uebelstände gewesen war. Diese Trennung des Bür-

gers vom Arbeiter mußte wiederum zwei feindlich ſich gegenüberſtehende Partheien erzeugen und dadurch die Veranlaſſung zu den blutigen Konflikten geben, welche wir ſpäter zu erzählen haben werden.

Das aber bedachte man am 19. März nicht, das Volk von Berlin war ſo voll von Jubel und Freude über ſeine gelungene Revolution, daß es eben durch dieſen Freudenrauſch die Früchte derſelben verſcherzte und der Regierung die Zeit ließ, neue Kräfte zu ſammeln, um ihre Reaktionspläne auszuführen. —

Die Bürger-Bewaffnung war ſchon am Sonntag gegen Mittag zur Ausführung gekommen.

Das Zeughaus war geöffnet worden, und der Graf Arnim, ſo wie der Graf Schwerin, hatten ſich ſelbſt äußerſt thätig bei der Vertheilung von Gewehren an die Bürger gezeigt. Schon Nachmittags um fünf Uhr hatte man die hohe Freude, das Schloß von bewaffneten Bürgern beſetzt und bewacht zu ſehen.

Es war ein eigenthümliches Schauſpiel, wie man es bisher in Berlin noch nie gehabt hatte, dieſe guten Bürger zu ſehen, wie ſie gravitätiſch einherſchritten im Bewußtſein ihrer Würde und der ihnen obliegenden Verpflichtung, das Gewehr auf der Schulter, wie ſie, ganz friedlich ihre Cigarre rauchend, gemüthlich mit Freunden und Bekannten, die ſie umgaben, plauderten. Jede Bürgerſchildwache hatte einen kleinen Kreis von acht bis zehn Menſchen um ſich, mit denen ſie ſich über die Begebenheiten des Tages unterhielt.

So nahe liegen Heiterkeit und Freude dem Schrecken und der Trauer. Vor wenigen Stunden noch durchtobte ein mörderiſcher Kampf die Straßen der Hauptſtadt, und jetzt

jubelte, jetzt scherzte Alles. Schon flatterte die schwarz-roth-goldene Fahne von vielen Häusern, schon prangte die schwarz-roth-goldene Kokarde auf den meisten Hüten, und das Volk jauchzte den Farben zu, die es sich mit seinem Blute erkauft hatte.

Die ganze Stadt war am Abend festlich erleuchtet. In allen Straßen hörte man jubeln und singen, heitere, geputzte Männer und Frauen durchzogen die Stadt, Freudenschüsse knallten, und selbst Feuerräder und Raketen sah man an vielen Orten in die Luft steigen. Alles war voll Freude und Lust. Man vergaß, daß man das Glück des Augenblicks durch den Kampf, durch den Tod von Freunden und Brüdern errungen hatte.

Unordnungen oder unruhige Auftritte kamen an jenem Abende der Freude nirgends vor, obgleich, oder vielmehr weil nirgends Polizisten und andere Freudenstörer in Uniform zu sehen waren. Auf den öffentlichen Plätzen und in mehreren Straßen versammelten sich allerdings große Volkshaufen, aus deren Mitte Redner erstanden, die auf schnell geschaffene Tribünen, einen Kellerhals, einen Eckstein und dergl. traten, und von dort aus dem Volke improvisirte Reden hielten, aber Alles blieb dabei in vollster Ruhe und Ordnung. Die Redner selbst ermahnten zur Ruhe, sie machten das Volk darauf aufmerksam, daß es im gegenwärtigen Augenblicke vor Allem die Pflicht habe, sich durch gesetzliches Handeln der Freiheit würdig zu zeigen, die es ruhmvoll erkämpft habe; aber sie fügten auch meistens die Ermahnung hinzu, daß man nicht einschlummern, sich nicht von der Freude berauschen, sondern auf der Hut bleiben solle, bis die Regierung durch Thaten gezeigt habe, daß es ihr Ernst mit ihren Versprechungen sei.

Solche Reden erregten allgemeinen Jubel; wenn ſie beendet waren, zerſtreute ſich der Volkshaufen meiſtens freiwillig, immer aber ſogleich, wenn irgend einer der Bürgergardiſten darum bat.

So war es längſt Nacht geworden, als in die Thore Berlins kleine Trupps zu je zehn Männer einzogen, welche mit neugierigen Blicken um ſich ſchauten und freudig bewegt die feſtlich erleuchteten Häuſer anblickten. Das Ausſehen dieſer Männer kontraſtirte ſeltſam mit dem der geſchmückten Leute, denen ſie auf der Straße begegneten. Die meiſten Ankommenden ſchleppten ſich nur mühſam vorwärts. Viele hatten ſchlecht verbundene Wunden und nur Wenige waren unverletzt.

Es waren dies die Gefangenen, welche ſo eben von Spandau kamen. Wir müſſen in einigen Worten dem gütigen Leſer die Schickſale jener Männer, welche das Unglück hatten, im Kampfe gefangen zu werden, erzählen, denn es dienen dieſelben zur Charakteriſtik der Soldateska, der Geißel, von der ſich das preußiſche Volk durch den Freiheitskampf des 18. März für immer befreit glaubte.

Die Gefangenen waren zuvörderſt nach dem Schloſſe gebracht, und ſchon auf dem Wege dorthin auf ſchändliche Weiſe mißhandelt worden. Man hatte mit Säbeln nach ihnen gehauen und die Wehrloſen oft gefährlich verwundet. Einige, wie der Studioſus von Holzendorf und der Eiſenbahn-Inſpektor Braun waren, wie wir bereits erzählt haben, ſogar auf dem Wege nach dem Schloſſe ermordet worden. Diejenigen, welche man nur mit Kolbenſtößen mißhandelt hatte, konnten von Glück ſagen. Sogar in dem Angeſichte der Un-

terſuchungsbehörden ließen dieſe Mißhandlungen nicht nach, ſelbſt die Offiziere entehrten ſich dadurch, daß ſie dieſelben litten und ſogar dazu ermunterten. „Wenn die Kerle nicht pariren, ſo haut ihnen die Zähne in den Rachen!“ rief ein Offizier ſeinen Soldaten zu.

Die Gefangenen wurden nun in den Schloßkeller geführt oder vielmehr eingepfercht und mußten dort bis gegen vier Uhr Morgens warten, dann erſt führte man ſie nach Spandau ab.

Ein Bataillon vom Stettiner Regiment hatte den Transport der Gefangenen zu bewachen. Es hat ſich durch die Art, wie es dies gethan, für ewig gebrandmarkt, denn dieſer Gefangnentransport nach Spandau wird als eine unverlöſchliche Schmach an dem Namen jener Unmenſchen kleben, durch welche der Stand eines preußiſchen Soldaten entehrt worden iſt.

Die Berichte, welche man über jenen Transport gehört hat, ſind ſehr verſchiedener Natur, aber faſt alle ſtimmen darin überein, daß man ähnliche Mißhandlungen wehrloſer Gefangener wohl ſelten, ſelbſt bei den roheſten Völkerſchaften, finden möchte. Schimpfreden und Kolbenſtöße, rohe Scherze mit Fauſtſchlägen begleitet, waren die Mittel, durch welche die Soldaten ſich für die Unruhe rächten, die die Berliner ihnen gemacht hatten.

Ohne alle Urſache wurden die Gefangenen gemartert. Gingen ſie ſchnell, ſo ſtieß man ihnen mit den Kolben vor die Bruſt, um ſie zurückzuhalten; gingen ſie langſam, ſo folgten Kolbenſtöße auf den Rücken. Auf keine Weiſe war es möglich dieſe Unmenſchen zufrieden zu ſtellen, welche im Mißhandeln ihre Luſt, ihre Freude fanden.

Es fanden ſich unter den Gefangenen Viele, welche im Kampfe der Nacht ſchwer verwundet worden und noch nicht verbunden waren, aber auch auf dieſe wurde keine Rückſicht genommen; ſie wurden mit vorwärts getrieben und geſtoßen, wie die anderen. Wenn ihnen die Kräfte ausgingen, wenn ſie ermattet einen Augenblick ruhen wollten, dann wurden ſie mit Kolbenſtößen, mit Schlägen ſo lange gemartert, bis ſie mit ſchwankenden Schritten weiter mußten.

Das, was wir hier erzählen, ſcheint wahrhaft unglaublich, wir ſelbſt wären verſucht an der Richtigkeit unſerer Erzählung zu zweifeln, ſie für übertrieben zu halten, wenn wir nicht von den verſchiedenſten glaubwürdigen Leuten die übereinſtimmende Verſicherung erhalten hätten, daß Alles ſich wirklich ſo zugetragen habe.

Bald nach Sonnenaufgang kamen die Gefangenen in Spandau an, wo ſie ein wüthender Pöbel mit den empörendſten Schimpfreden empfing.

„Da kommen die Berliner Mordbrenner!“ ſo rief das Volk den Männern entgegen, welche für die Freiheit Preußens gekämpft und ihr Blut vergoſſen hatten. Man warf mit Schmutz nach ihnen, und die Soldaten litten dieſes gern. Wir ſagten, ein wüthender Pöbel habe die Gefangenen empfangen, und wir nehmen dieſes Wort nicht zurück, obgleich manche wohlhabende Bürger einen Theil dieſes Pöbelhaufens bildeten. Ihre Namen hätten eigentlich bekannt gemacht werden müſſen, aber die großmüthigen Kämpfer für unſre Freiheit wollen dieſes nicht thun, um jene nicht der Volksjuſtiz auszuſetzen.

Die Gefangenen wurden nun nach den Kaſematten geführt, wo man ſie Alle zuſammen einpferchte. In den mit

harten Ziegelsteinen gepflasterten Raum wurde nicht einmal Stroh gebracht, damit die bis zum Tode Erschöpften etwas ausruhen könnten, zudem herrschte in diesen Räumen eine eisige Kälte, so daß man sich in Haufen zusammendrängen mußte, um nur etwas erwärmt zu werden. Diese Kälte freilich hörte bald genug auf, denn mehr als 500 Menschen erwärmten den engen Raum bald, dafür trat aber eine andere, für die Unglücklichen noch viel peinlichere Qual ein. Durch die Ausdünstungen so vieler eng bei einander liegenden Menschen wurde die Luft völlig verpestet und das Athemholen beschwerlich. Es kam endlich dahin, daß der Platz an der Thüre, wo man mit dem Mund an das Schlüsselloch gelegt, etwas frische Luft einsaugen konnte, ein beneidenswerther wurde, die nächst der Thür liegenden Gefangenen wechselten mit diesem herrlichen Platze.

Gegen 12 Uhr wurde Kommisbrot unter die Gefangenen vertheilt, welche vor Hunger und Durst ganz erschöpft waren, und mit wahrer Begierde fielen Alle über die grobe ungewohnte Speise her, und unter den Gefangenen waren Viele, welche in Luxus und Wohlleben erzogen waren. Wir haben aus dem Munde einiger derselben die Versicherung empfangen, daß diese Stücke schwarzen Brotes die köstlichste Mahlzeit gewesen seien, die sie jemals genossen hätten.

Auch ein Eimer mit Wasser wurde herum gereicht, damit einer nach dem andern aus demselben seinen Durst löschen könne. Man trank, und mit welcher Begierde! In jenem Augenblicke kümmerte sich Niemand darum, daß soeben ein an der Stirn Verwundeter aus dem Eimer getrunken habe, und daß das Blut aus der offenen Wunde in das Wasser geflossen sei. Der Durst kennt keinen Ekel!

So wurde es wieder Abend, denn ſchon um 3 Uhr Nachmittags trat die Nacht in jenem gräßlichen Gefängniß ein, da öffnete ſich plötzlich die Thür und in kleinen Trupps zu zehn Mann wurden die Gefangenen einzeln herausgelaſſen; immer nach einer Pauſe von etwa 10 Minuten öffnete man wieder die Thür für neue 10 Mann, und die Zurückbleibenden wußten nicht, was aus den Fortgeführten wurde.

Den kleinen Trupps, welche man herausgeführt hatte, kündigte zu ihrem höchſten Staunen, denn es wußte ja noch keiner von ihnen, was in Berlin während dieſer Zeit vorgegangen ſei, ein Offizier der Beſatzung ihre Befreiung an, indem er ſagte: Der König wolle ſie begnadigen, weil er davon überzeugt ſei, daß die Meiſten unter ihnen nur verführt, oder ganz unſchuldig wären. Alſo beinahe 600 theils Verführte, theils ganz Unſchuldige hatte man unter den ſcheußlichſten Mißhandlungen nach Spandau geführt, und dort einen Tag in einem gräßlichen Gefängniß ſchmachten laſſen!

Die Gefangenen wären natürlich gern auf der Eiſenbahn oder zu Wagen nach Berlin zurückgekehrt, denn ihre Glieder waren durch die erlittenen Mißhandlungen wie zerſchlagen, ſie waren todtmüde von den Strapazen der vergangenen Nacht, von denen ſie ſich auf einem harten Steinlager nicht hatten erholen können, aber auch dies wurde ihnen nicht geſtattet, ſie mußten auf einem Nebenwege, über die Jungfernhaide und Moabit nach Berlin zurückkehren. Nur unter dieſer Bedingung gab man ihnen die Freiheit.

So wurde es denn Nacht, ehe die Gefangenen, welche ihre müden Glieder kaum fortzuſchleppen vermochten, nach Berlin kamen, und hier zu ihrer unendlichen Freude die Nach-

richt von dem Siege vernahmen, welchen das Volk von Berlin in der vorigen Nacht erkämpft hatte, von dem Siege, dem allein sie ihre Befreiung verdankten. Es war eine schlaue Maßregel des Festungs-Commandanten, daß er die Gefangenen in einzelnen Trupps und auf einer abgelegenen Straße nach Berlin geschickt hatte, denn wahrlich, wären die 600 Jammergestalten mit einem Male zum Brandenburger Thor hineingezogen, dann würde die Entrüstung der Berliner über die entsetzliche Mißhandlung ihrer Brüder die Freude über die erhaltenen Concessionen besiegt und neues Blutvergießen herbeigeführt haben.

Ehe wir dieses Kapitel schließen, halten wir es für eine Pflicht der Gerechtigkeit, hier zu erwähnen, daß wir von einem Freunde, aber auch nur von einem, der den Zug nach Spandow mitgemacht hat, die Versicherung erhalten haben, er wäre von den zu seiner Seite gehenden Grenadieren auf keine Weise mißhandelt worden, sondern hätte im Gegentheil das schonende Benehmen derselben zu rühmen. Daß übrigens überall in dem langen Zuge an den Gefangenen die abscheulichsten Mißhandlungen verübt worden seien, stellt er nicht in Abrede, sondern er hat uns selbst Beispiele von denselben erzählt. Wir ersehen hieraus, daß wenigstens nicht alle Soldaten des Stettiner Regiments von demselben nichtswürdigen Geiste beseelt waren, wenn derselbe auch leider durch die verwerfliche Theilnahmlosigkeit, vielleicht sogar durch die noch schändlichere Aufmunterung der Offiziere fast allgemein herrschte.

Wir fühlen uns ferner noch verpflichtet, hier zu erwähnen, daß die Spandauer Bürgerschaft gegen den schändlichen Empfang, welchen die Gefangenen, wie wir erzählt haben,

am Morgen des 19ten vom Pöbel in Spandau gefunden haben, energiſch proteſtirt hat.

4.

Am Morgen des 20. März hatte Berlin ſchon ein ganz anderes Aeußere gewonnen. Ueberall waren die Barrikaden weggeräumt worden, und zwar hatten gerade diejenigen, welche am fleißigſten gebaut, auch am fleißigſten gearbeitet, um ihr eigenes Werk zu zerſtören. Nur noch das aufgeriſſene Pflaſter, die aufgedeckten Brücken zeigten Spuren der Zerſtörung, welche der 18. März gebracht hatte. Sonſt hatte man überall Alles in Ordnung gebracht, und ſchon fuhren unſere lieben Droſchken wieder wie gewöhnlich in ihrem ſchläfrigen halben Trabe durch die Straßen.

Aber doch ſah in Berlin Alles ganz anders aus. Wer vor 8 Tagen die Hauptſtadt geſehen, hätte ſie am 20. wohl kaum wieder erkannt. Vergeblich ſchaute man ſich in den Straßen nach einem geſchniegelten, geſchnürten Gardeoffizier um, wie deren doch früher ſo viele in Berlin umherſtolzirten; an ihrer Stelle ſah man zahlreiche Bürgerpoſten unter dem Gewehr und Bürgerpatrouillen, welche bewaffnet die Reſidenz durchzogen, um jeden etwa entſtehenden Auflauf im Keime zu unterdrücken.

Vor vielen Häuſern ſah man Stühle ſtehen, mit weißen Becken, über denen eine Inſchrift befeſtigt war: „Für die Hinterbliebenen der im Kampfe Gefallenen,“ und reichlich ſteuerte Jeder, ſoviel es in ſeinen Kräften ſtand, dieſen Sammlungen bei, denn wohl fühlten alle Berliner, welchen Tribut der Dankbarkeit ſie den tapfern Freiheitskämpfern ſchuldig wären.

Die Bürgergarde organisirte sich jetzt schnell und kräftig. Am 20. wie an den folgenden Tagen traten fast alle waffenfähige und waffenberechtigte Männer zusammen, um das Ihrige für die Sicherheit der Stadt zu thun; Freicorps verschiedener Art bildeten sich in den nächsten Tagen, um sich der Bürgergarde anzuschließen. Die Studirenden, die Künstler, die Schützengilde, sogar die in Berlin anwesenden Polen vereinigten sich und traten unter Waffen, um für den Schutz des Bürgereigenthums zu sorgen. Rottenführer und Offiziere wurden gewählt. Mit einer wunderbaren Schnelligkeit ging die anscheinend schwierige und verwickelte Organisation der Bürgergarde vor sich.

Am Montage Nachmittag erschienen folgende zwei Proklamationen des Königs:

„Gestern habe Ich bereits ausgesprochen, daß Ich in Meinem Herzen vergessen und vergeben habe.

„Damit aber kein Zweifel darüber bleibe, daß Ich Mein ganzes Volk mit diesem Vergeben umfasse, und weil Ich die neu anbrechende große Zukunft Unseres Vaterlandes nicht durch schmerzliche Rückblicke getrübt wissen will, verkünde Ich hiermit:

„Vergebung allen denen, die wegen politi-
„scher oder durch die Presse verübter Ver-
„gehen und Verbrechen angeklagt oder ver-
„urtheilt worden sind.

„Mein Justizminister Uhden ist beauftragt, diese Meine Amnestie sofort in Ausführung zu bringen."

Berlin, den 20. März 1848.

Friedrich Wilhelm.

Die bereits vor dem Erlaſſe vom 19. d. M. eingegangenen Entlaſſungsgeſuche der Juſtizminiſter v. Savigny und Uhden, ſo wie des Miniſters Grafen von Stolberg habe Ich heut gleichfalls genehmigt.

Zum Juſtizminiſter habe Ich den Dr. der Rechte Bornemann ernannt und den Präſidenten der Handelskammer Camphauſen zu Mir berufen, um Mir fortan gleichfalls als Miniſter zur Seite zu ſtehen.

Die Direktoren der erledigten Miniſterien werden dieſelben bis zur definitiven Beſetzung verwalten.

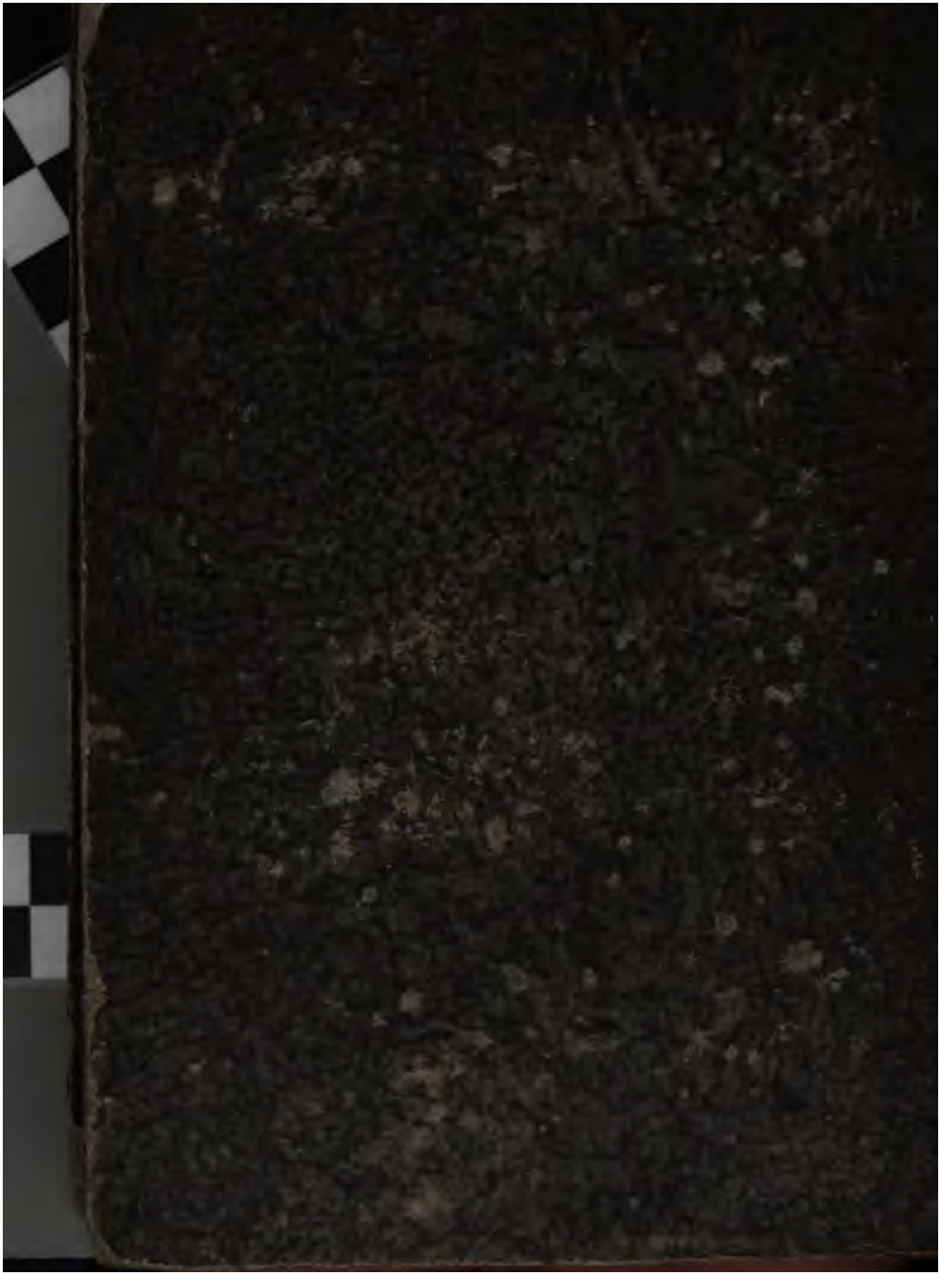
Berlin, den 20. März 1848.

Friedrich Wilhelm.

Dieſe Proklamationen verbreiteten wieder allgemeine Freude, und es wurde dieſe zum Jubel, zum Entzücken, durch die im nächſten Abſchnitt folgenden, mit der erſten Bekanntmachung zuſammenhängenden Ereigniſſe.

425/32

Stanford University Libraries
3 6105 005 593 210

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD AUXILIARY LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-9201
All books may be recalled after 7 days

DATE DUE